

Samenkörner

Neue Folge

Zweihundzwanzigster Jahrgang



Elberfeld
Verlag von R. Brockhaus
1928

Bedruckt bei J. u. W. Brockhaus, K. u. G., Elberfeld

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
„Sind Sie errettet?“	1
Nie zu spät und niemand zu schlecht	12
Eine Predigt ohne Zuhörer	18
Wie Gott das Herz eines französischen Posten lenkte .	22
In der Fremde zur Heimat	26
„Das Evangelium muß hier verkündigt werden“ . .	29
Die Schuhmacher-Rechnung	34
Vier Fragen für nachdenkliche Leute	49
„Wie, wenn es nach allem doch wahr wäre?“ . . .	54
„Für Gottlose gestorben!“	56
Wie ich für immer glücklich wurde	57
Die verlorene Quittung	62
Gibt es einen Gott?	76
Wie ein Brandscheit aus dem Feuer gerettet . . .	80
Das goldene Amen (Gedicht)	84
Zwei Begebenheiten aus dem fernen Westen . . .	85
Jetzt	91
Durch Liebe besiegt	95
Ein gesegnetes Goldstück	103
„Bittet, und es wird euch gegeben werden!“ . . .	106
Das Wort vom Kreuz, eine Gotteskraft	111
Glück — und wo es zu finden ist	113
„Kommet, kauft ohne Geld und ohne Kaufpreis!“ .	118
„Bittet, und es wird euch gegeben werden!“ . . .	123
Versiegelte Befehle	128
Zu spät	132
Die gestohlene Bibel	135
Zeugen Gottes in der Natur (Gedicht)	140
Wie aus einer Räuberhöhle ein Bethaus wurde . .	141
Evangeliumsverhärtet	151
„Gott — Sein Weg ist vollkommen; ein Schild ist Er allen, die auf Ihn trauen“	161
Das Evangelium im Ballsaal	164
Sichtbares Christentum	167

	Seite
Jesus (Gedicht)	168
„Gott vergebe mir! Ich war jener Soldat“	169
Gottes Stimme in Wassermogen	179
Er hatte kein Lied	183
Blind und aussäsig und doch glücklich	193
Weg hat Er allermwegen	195
Der Regenbogen (Gedicht)	196
Die Macht des Gebets	197
„Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist!“	207
Ein schlagender Beweis	212
Träger der Welt und wahres Glück	214
„Der Engel Jehovas lagert sich um die her, welche Ihn fürchten“	222
„Ist dieser nicht ein Brandscheit, das aus dem Feuer gerettet ist?“	225
Das Lied in der Schlacht	233
Wolf Skin's Rache	236
Mein Stellvertreter	245
Werfet euer Vertrauen nicht weg!	250
Die Bitte der blinden Nelli	253
Der Missionar und die Räuber	265
Wohin des Wegs?	269
Hans Brummbar	272
Wie ein Prediger und eine arme Sünderin bekehrt wurden	276
„Bittet, und es wird euch gegeben werden!“	279
Ein weggeworfener Traktat	281
„Ein besseres Vaterland“	291
Wo und wann willst du Gott begegnen?	298
Ein Brief aus Amerika	302
„Errette die zum Tode geschleppt werden, und die zur Würigung hinwanken, o halte sie zurück!“ (Gedicht)	306
„Glücklich die Barmherzigen“	307
Eine Seele gerettet und ein Herz gewonnen	309
Lieber hungern als fluchen hören	316
Der Ofen des Töpfers	323
Mächtig, zu erretten	327
Keht heim! (Gedicht)	332

„Sind Sie errettet?“

Als ich zwölf Jahre alt war, so erzählt ein Christ, an dem sich die suchende Heilandsliebe Gottes in ganz besonderer Weise erwiesen hat, hielt der Herr es für gut, mich vier Jahre lang auf ein schmerzliches Krankenlager zu legen. Und als ich mich endlich zu erholen begann, mußte ich mich an die bittere Wahrheit gewöhnen, für mein Leben schwach und kränklich zu bleiben.

Ich war von liebevollen, christlichen Eltern erzogen worden und hatte viel und oft von Jesu gehört. Von Jugend auf kannte ich das Evangelium der Gnade Gottes. Ich wußte, daß Gott Seinen eingeborenen Sohn gegeben hat, und daß Jesus gekommen ist, um für Sünder zu sterben. Von den Freuden des Himmels und den Qualen der Hölle war mir oft erzählt worden, doch ich verwarf diese Dinge als Märchen, obwohl ich bekennen muß, daß ich mich vor dem Tode fürchtete. Ja, ich glaubte selbst, daß ich, wenn ich so starb, wie ich war, geradeswegs zur Hölle gehen würde. Aber ich suchte mit Macht diese Gedanken zu unterdrücken. Oft erschraß ich zwar aufs tiefste, wenn ich, zwischen Leben und Tod schwebend, den ernstesten Worten lauschte, die zu mir gesprochen wurden. Aber dann vergaß ich doch alles schnell wieder oder bemühte mich wenigstens, es zu vergessen.

Mein lieber Vater starb plötzlich, wenige Monate, nachdem er mich von der auswärtigen Schule, die ich vor meiner Krankheit besuchte, heimgeholt hatte. Ich erinnere mich, wie ich an jenem Morgen zu meiner Mutter geführt wurde. Von Schmerz und Trauer überwältigt, vermochte sie kaum zu sprechen. „Lies den 27. Psalm“, bat sie. Ich öffnete die Bibel und las bis zum 10. Verse. Da sah sie mich voller Liebe an und sagte: „Ja, wenn dein Vater und deine Mutter dich verlassen, so will doch der Herr dich aufnehmen“. Mehr konnte sie nicht sagen, und ich verließ sie. Jene Worte aber gingen mit mir und hallten beständig in meinen Ohren wider.

Während meiner langen Krankheit wurde ich von der treuesten und zartesten Mutterliebe umgeben. Wie oft hörte ich meine Mutter des Nachts, wenn sie mich schlafend wächte (sie schlief immer in meinem Zimmer), leise aufstehen und um meine körperliche Gesundheit, vor allem aber um das Heil meiner Seele zu Gott rufen!

Jahre vergingen. Mein einziger Bruder war inzwischen von der Schule nach Hause zurückgekehrt. Auch er war, wie ich, im wahrsten Sinne des Wortes „unbekehrt“. Mein Zustand hatte sich mittlerweile so gebessert, daß ich die Schule wieder besuchen konnte. Mit der zunehmenden Besserung aber hatte auch meine Gleichgültigkeit wieder zugenommen, und selten oder nie mehr beschäftigten sich meine Gedanken mit den unsichtbaren, ewigen Dingen.

Ungefähr zehn Jahre nach dem Tode meines Vaters empfing ich, während ich in England weilte, ein Telegramm von meinem Bruder mit der Aufforderung, sofort heimzukommen, da Mutter gefähr-

lich erkrankt sei. Ach, ich traf sie nur noch in bewusstlosen Zustand an, in dem sie tagelang blieb. Sie starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. „Nun denn“, dachte ich, mich der Worte meiner reueren Mutter anlässlich des Todes des Vaters erinnernd, „mein Vater und meine Mutter haben mich jetzt verlassen. Ob nun der Herr mich aufnehmen wird?“

Kurz nach der Beerdigung kehrte ich wieder für mehr als ein Jahr nach England zurück. Doch anstatt daß Mutters Worte in Erfüllung gingen, wurde ich Gott und Seiner Gnade gegenüber mehr und mehr ein Fremder. Ich gab mich aller Art von Vergnügungen hin, obgleich das Gewissen nicht aufhörte zu mahnen. Schließlich kam ich so weit, mir einzureden, auch Jesus könne einen Menschen, wie ich einer war, nicht erretten. Um diese Zeit begann ich zu fühlen, daß ich ein S ü n d e r war.

Nicht lange, nachdem ich zu dieser Erkenntnis gelangt war, erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der in einer Wasserheilanstalt in der Nähe von Bath weilte. In dem Brief bat er mich, dorthin zu kommen und in der Anstalt eine Kur zu machen. Ich folgte seiner Aufforderung. Am Morgen nach meiner Ankunft fragte er mich, ob ich nicht einer kleinen Versammlung beizohnen wolle. Ich war einen Augenblick wie vor den Kopf geschlagen, denn bis dahin wußte ich nicht anders, als daß mein Bruder „Versammlungen“ ebenso abhold war wie ich selber. Ich sagte etwas wie:

„Ich hoffe, es wird nichts Religiöses sein.“

„Komm nur“, antwortete er.

So ging ich mit ihm. Die kleine Versammlung

bestand aus drei Leuten, einem Major R., meinem Bruder und mir. Ich muß gestehen, es war mir sehr unbehaglich zumute, und als Major R. seine Bibel öffnete und anfang, von der Liebe zu sprechen, die Jesum, den Sohn Gottes, getrieben hatte, in die Welt zu kommen, um Sünder zu erretten, auch um mich zu erretten, hätte ich alles darum gegeben, wenn ich anderswo gewesen wäre. Nichtsdestoweniger konnte ich diesem Mann meine Bewunderung nicht versagen. Er sprach und erklärte das Wort besser, als ich es je gehört hatte. Doch war ich nicht wenig erleichtert, als wir aufstanden und uns trennten. Beim Hinausgehen sah er mich einen Augenblick ruhig an und fragte:

„Sind Sie errettet?“

„Errettet? — Nein, das bin ich nicht, und es ist auch nicht viel Aussicht für mich vorhanden, es zu werden“, erwiderte ich kurz und eilte davon, während in meinem Herzen ein feindseliges Gefühl gegen den Mann aufstieg.

Erst viel später erzählte mir mein Bruder, daß er, dank der Unterhaltungen mit Major R., in jener Zeit sehr um sein Seelenheil besorgt gewesen, und daß es das Nächstliegende für ihn gewesen sei, gleich Andreas, dem Bruder des Simon Petrus, auch seinen Bruder zu Jesu zu führen. Er hatte deshalb auch den Major gebeten, mich nicht in Ruhe zu lassen. Wie wörtlich dieser der Bitte nachkam, zeigt das Folgende.

So sehr ich mich bemühte, die Gesellschaft des Mannes, den ich geradezu zu hassen begann, zu meiden, gelang mir dies doch nur schlecht. Ich traf den Major, der gleich mir eine Kur in der Anstalt machte — mein Bruder war wieder abgereist — jeden

Morgen im Frühstückszimmer, und jeden Morgen begrüßte er mich mit der Frage: „Nun, wie geht es Ihnen? Sind Sie errettet?“ Eine Zeitlang unterdrückte ich den aufsteigenden Ärger und schüttelte nur den Kopf. Als es aber das Schicksal wollte, daß wir uns auch auf den täglichen Spaziergängen begegneten, wobei er, sobald er in meiner Nähe war, die gleiche Frage an mich richtete: „Sind Sie errettet?“ verlor ich endlich die Geduld.

„Ich habe Ihnen doch gestern noch gesagt, daß ich es nicht sei. Was für einen Zweck hat es, mich fortgesetzt in dieser Weise zu belästigen?“ rief ich heftig.

Er antwortete ruhig:

„Zwischen gestern und heute war für eine unsterbliche Seele reichlich genug Zeit, sich zu bekehren.“

Und bevor ich ihm entschlüpfen konnte, hatte er seine Bibel geöffnet, die seine ständige Begleiterin war, und mir einen entsprechenden Vers daraus vorgelesen. Im stillen mußte ich den Mann hochachten, daß er so zielbewußt seinen Zweck verfolgte, und seine gütige, sich stets gleichbleibende Art entwaffnete mich auch jedesmal. Ich hatte im Grunde nichts dagegen, hin und wieder einen Bibelvers zu hören, über den ich auf meinen einsamen Streifereien nachsinnen konnte. Wenn er nur nicht immer wieder die gleiche, mir so verhaßte Frage gestellt hätte!

Ungefähr einen Monat ging es in dieser Weise fort. Da konnte ich es nicht länger ertragen und reiste kurz entschlossen eines Tages nach M., in der Erwartung, nun endlich Ruhe zu haben. Bald nach meiner Ankunft in M. wurde ich einem Landsmann vor-

gestellt, der auch zur Kur dort weilte. „Da hast du ja Glück gehabt!“ dachte ich bei mir. Nach dem Frühstück fragte mein Landsmann mich, ob wir miteinander einen Spaziergang machen sollten. Er wolle mir die Schönheit der Landschaft zeigen. Ich willigte mit Freuden ein. Für die erste Viertelstunde gingen wir fast schweigend nebeneinander her, und ich fing schon an, meinen neuen Bekannten für ziemlich geistlos zu halten, so ganz anders, als ich es erwartet hatte, als er plötzlich, wie aus einem Traum aufwachend, fragte:

„Sind Sie errettet?“

Ich glaubte nicht richtig gehört zu haben.

War ich deshalb nach M. gereist, um hier aus dem Regen in die Traufe zu kommen? Trotz meiner Überraschung hatte ich mich jedoch so weit in der Gewalt, daß ich auf die unerwartete Frage ruhig antworten konnte. Freimütig offenbarte ich dem Fragenden, daß ich nicht errettet sei. Ohne mich richtig aussprechen zu lassen, begann er dann, mir die „alte, alte Geschichte von Jesu und Seiner Liebe“ zu erzählen. Mit einemmal schien seine Zunge gelöst zu sein, denn jetzt hörte er nicht mehr auf zu reden, bis wir zu Hause angekommen waren. Von der landschaftlichen Schönheit hatte ich nichts gesehen, aber auch aus dem, was mein Landsmann mir gesagt hatte, hatte ich keinen Nutzen für mich gezogen. Jeden Tag bat er mich nun, mit ihm spazieren zu gehen, und jeden Tag fragte er: „Sind Sie errettet?“ Ich fühlte mich täglich unbehaglicher und wurde täglich unglücklicher.

Nach vierzehn Tagen konnte ich auch diesen Mann nicht länger ertragen und beschloß, abzureisen. Er be-

gleitete mich zum Bahnhof. Bevor der Zug abging, fragte er:

„Wollen Sie mir sagen, ob Sie wünschen, errettet zu werden?“

„Ja“, entgegnete ich, „aber ich fürchte, daß es keinen Zweck für mich hat.“

„D“, sagte er, „Gott kann und wird Sie bald dahin bringen zu wissen, daß Sie errettet sind.“

„Ich hoffe es“, erwiderte ich, und ich glaube, daß mir diese Worte von Herzen kamen.

In der Annahme, daß Major R. abgereist sei, wollte ich nun wieder in die frühere Heilanstalt zurückkehren. Als ich durch die freie, schöne Landschaft fuhr, fühlte ich mich wie erlöst, und mein Geist begann aufzuleben. Doch dieses Glücksempfinden sollte nicht lange währen. Als der Zug in einen langen Tunnel eingelaufen war, blieb er plötzlich mit einem Ruck stehen. War ein Unglück geschehen? Mir wurde unheimlich zumute. Hätte ich nur mit jemand sprechen können! Aber ich war allein im Abteil, und alles war dunkel. Plötzlich befiel mich eine lähmende Angst. Alle die Erlebnisse der letzten Zeit traten wie anfliegend vor meine Seele, und die so oft gehörte Frage: „Sind Sie errettet?“ schien ihren Spott mit mir zu treiben. Zum erstenmal empfand ich mit wahren Schauern, daß ich sie mit Nein beantworten mußte. Ich hatte sie so oft mit einem Achselzucken abgetan, und nun war es vielleicht für immer zu spät. Doch nach einer Weile setzte der Zug sich wieder in Bewegung, und bald schien die Sonne mit ihrem wunderbaren, alles belebenden Licht wieder in mein Abteil. Nie war ich so erleichtert. Ich hatte ein Gefühl, als wäre ich aus der Hölle gekommen. Und ich dachte:

Wenn schon das Licht der Sonne solch eine Befreiung zu bewirken vermag, was für eine Erlösung muß es erst sein, wenn einmal die Sonne der Gnade die dichte Finsternis in der Seele eines Sünders verdrängt! Doch leider, leider schwanden diese Gedanken bald wieder, und als ich nun gar sah, daß Major N. am Bahnhof war, um mich mit der gewohnten Frage in Empfang zu nehmen, da lebten die alten Gefühle des Grolles und Hasses wieder auf.

Wie vorher ging er mir getreulich nach und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, mir Furcht und Unbehagen einzuflößen. Wenigstens betrachtete ich seine Befehrungsversuche so. Eines Morgens setzte er mir ganz besonders zu. Wieder glaubte ich, es nicht länger aushalten zu können, und ich nahm mir vor, einmal einen ganzen Tag zum Billardspielen nach Bath zu gehen. Am nächsten Morgen saß ich im Zuge, in einem Abteil, in dem noch fünf Mitreisende waren. Kaum hatte der Zug den Bahnhof verlassen, als der Herr, der mir gegenüber saß, die Frage an mich richtete:

„Sind Sie errettet?“

Ich fühlte, wie mir die Zornesröte ins Gesicht stieg, und in ungezogenstem Ton erwiderte ich:

„Ich weiß nicht, ob ich es bin oder nicht. Aber was geht das Sie an?“

Nie werde ich den ruhigen, gütigen Ausdruck seines Gesichts vergessen. Ich hätte eher ertragen, rechts und links geohrfeigt zu werden, als diesem Blick zu begegnen. Ein so milder Vorwurf lag darin, wie ihn Worte nicht auszudrücken vermöchten. Eine ganze Weile schwieg er, augenscheinlich in der Absicht, mir Zeit zu lassen, über meine schlechte Laune hinwegzukommen und mich auf mich selbst zu besinnen. Ich

fühlte mit Beschämung, daß ich mich nicht so betragen hatte, wie es sich für einen gut erzogenen Menschen gehörte, und als ich daran dachte, daß dieser Mann nun schon der dritte war, der mir als ganz Fremder die gleiche, mir so lästige Frage stellte, und daß ich dieser Frage scheinbar nicht ausweichen k o n n t e , wurde ich doch ein wenig nachdenklich.

„Ich möchte Ihnen drei Fragen vorlegen. Wollen Sie sie mir beantworten?“ fragte der Fremde nach einiger Zeit.

„Ich bin bereit, Ihnen so viele Fragen zu beantworten, wie Sie zu stellen belieben“, erwiderte ich freundlich, bemüht, meinen Fehler wieder gut zu machen.

„Gut“, sagte er, „glauben Sie an Gott?“

Überrascht über eine solche Frage, antwortete ich:

„Natürlich tue ich das. Das tut doch, so viel ich weiß, jeder in unserem Lande.“

„Glauben Sie an die Bibel?“

„Ja, soweit ich zurückdenken kann, bin ich stets gelehrt worden, die Bibel zu lesen und ihr zu glauben.“

„Glauben Sie, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten?“

„Ja“, erwiderte ich, „das glaube ich.“ Und wirklich glaubte ich das alles. Ich hatte es nie bezweifelt.

„Nun“, sagte er, „das ist doch seltsam. Ich habe Ihnen die einfache Frage vorgelegt, ob Sie errettet seien, und Sie antworteten, Sie wüßten es nicht, und doch bekennen Sie, an die Bibel zu glauben und zu glauben, daß Jesus in die Welt gekommen ist, um Sie zu erretten. Was sagt denn die Bi-

bel? „Glaube an den Herrn Jesus, und **du wirst errettet werden**.“ (Apgs. 16, 31.)

Worte können die Gefühle nicht schildern, die ich in diesem Augenblick empfand. Ich vermochte kaum zu sprechen. Es war, als ob ein Strahl himmlischen Lichts plötzlich in meine Seele gefallen wäre und alles erleuchtet hätte. Ich erkannte mit einemmal, daß Jesus für mich gestorben war. Mit einemmal konnte ich glauben und Ihn beim Worte nehmen, der gesagt hat: „Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben“. (Joh. 6, 47.) Mit zitternder Stimme versetzte ich:

„Ich glaube jetzt, gepriesen sei Gott! Ich weiß und fühle jetzt, daß ich errettet bin. Sollte der Zug aus dem Geleise geschleudert und ich plötzlich getötet werden, so bedeutete dies für mich nur den Eingang zu ewiger Freude und Glückseligkeit.“

In den Augen des Fremden schimmerten Tränen, als er, seinen Blick nach oben richtend, seinem himmlischen Vater für meine Bekehrung dankte.

Das Billardspiel war vergessen. Ich kehrte nach Hause zurück, fiel in meinem Zimmer auf die Kniee und betete zum erstenmal in meinem Leben. Ich hatte oft Gebete gesprochen, aber welcher Unterschied ist zwischen „Beteten“ und „Gebete Sprechen“! Ich dankte meinem Vater — so durfte ich Ihn jetzt durch Jesus Christus nennen —, daß Er mir in so großer Geduld und Liebe nachgegangen war, um mich wie ein Brandschiff aus dem Feuer zu retten, und bat Ihn, den schwachen Glaubensfunken, den Er in meinem Herzen angezündet hatte, anzufachen.

Die ganze Nacht konnte ich kaum etwas anderes denken, als daß Freude vor den Engeln Gottes ist

über einen Sünder, der Buße tut. Als aber am nächsten Morgen die Sonne hell in mein Zimmer schien, war ich nicht mehr ganz so glücklich und fragte mich: „Ist denn alles Wirklichkeit oder nur ein Traum gewesen?“ Und je mehr ich diese Frage erwog, desto unglücklicher fühlte ich mich wieder. In diesem Gemütszustand trat ich meinen Morgenspaziergang an, und wer war der erste, der mir an diesem Morgen begegnete? Mein Reisebegleiter vom Tage vorher.

„Nun, mein lieber Freund, wie geht es Ihnen?“ fragte er. Da war kein „Sind Sie errettet?“ mehr.

„Ich weiß es nicht recht“, entgegnete ich. „Ich bin voller Zweifel und Befürchtungen und frage mich, ob alles Wirklichkeit gewesen ist, was ich gestern erlebt habe.“

„Wollen Sie einen Augenblick vernünftigen Vorstellungen Gehör geben?“ fragte er.

„Von Herzen gern!“ rief ich.

„So hören Sie: Sie sind viele Jahre mit Ihrem schlimmsten Feinde, dem Teufel, Hand in Hand gegangen. Gestern haben Sie ihm sozusagen die Tür gewiesen und Jesum an seine Stelle treten lassen. Glauben Sie, daß der Teufel das ruhig mitansehen und Sie friedlich Ihres Weges ziehen lassen wird?“

„Nein, er wird alles daransetzen, mich wieder in seine Schlingen zu bekommen“, erwiderte ich. „Sie haben recht. Daran hatte ich nicht gedacht. Jetzt weiß ich, daß es der Teufel ist, der diese Zweifel in mir erweckt. Aber Christus hat ein gutes Werk in mir angefangen, und ich vertraue Ihm, daß Er es auch vollenden wird.“ (Phil. 1, 6.)

„Recht so“, stimmte er bei; „wenn je wieder Gedanken und Befürchtungen dieser Art in Ihnen

aufsteigen wollen, erinnern Sie sich daran, daß es der Teufel ist, der Sie unglücklich machen möchte, und schauen Sie unverzüglich zu Jesu auf, der Ihnen Kraft darreicht, zu überwinden. Denken Sie auch daran, daß, wenn Sie dem Teufel widerstehen, er von Ihnen flieht.“ (Jak. 4, 7.)

So habe ich es seitdem gemacht und habe stets gefunden, daß Jesu Kraft in allen Lagen ausreicht. Ja, bei fortwährendem Aufschauen zu Ihm haben des Teufels Macht und Nachstellungen mehr und mehr abgenommen. Jesum aber habe ich als einen Freund kennen gelernt, „der anhänglicher ist als ein Bruder“.

Nie zu spät und niemand zu schlecht

(Nach John Bunyan)

„Ich fürchte, ich komme zu spät, ich habe zu lange gesäumt. Vielleicht ist die Tür schon für mich geschlossen.“

Du kannst nicht zu spät zu Jesu kommen, wenn du nur zu Ihm kommst. Wir können spät, aber nie zu spät kommen. Das zeigt uns die Schrift an zwei Beispielen. In dem Gleichnis vom Weinberg gab es einige, die erst in der elften Stunde kamen. Sie waren den ganzen Tag müßig gewesen, hatten die kostbaren Stunden des Tages bis zur letzten mit Nichtstun vergeudet, aber in der elften Stunde waren sie gekommen. Sie gingen in den Weinberg, um mit den übrigen Arbeitern, die schon die Last und Hitze des Tages getragen hatten, zu arbeiten. Und wie empfängt

sie der Herr des Weinbergs?! Als die Stunde der Abrechnung kam, gab Er diesen letzten ebensoviel wie den anderen, ja, sie bekamen ihr Geld zuerst. Die anderen murrten deswegen, aber was antwortet ihnen der Herr? Er sagt zu einem von ihnen: „Blickt dein Auge böse, weil ich gütig bin? Ich will diesem letzten geben wie auch dir.“ (Matth. 20, 14. 15.)

Das andere Beispiel ist der Schächer am Kreuz. Auch er kam spät, nur einige Stunden vor seinem Tode. Er blieb so lange von Jesu fern, als er Gelegenheit hatte, ein Dieb zu sein, ja, noch länger. Aber überführt und zum Tode verurteilt, ja, schon ans Kreuz geheftet, um als Verbrecher zu sterben, so wie er gelebt hatte, kommt er zu Jesu. Und der Herr Jesus? Stößt Er diesen Verworfenen, der bis zu seinen letzten Augenblicken nicht nach Ihm gefragt hat, von sich? Nein! Ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen, versichert Er dem reumütig um Gnade Bittenden: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“. (Luk. 23, 43.)

„Doch ist die Tür der Gnade nicht für manche schon geschlossen, bevor sie sterben?“

Schon recht. Aber wenn Gott die Tür verschließt, so gibt Er solchen Menschen, für die die Tür geschlossen ist, es nicht mehr ins Herz, zu Jesu zu kommen. „Niemand“, sagt der Herr Jesus in Joh. 6, 65, „kann zu mir kommen, es sei ihm denn von dem Vater gegeben.“ Daß du kommen willst, ist deshalb schon der Beweis, daß es dir von dem Vater gegeben ist. Und wenn der Vater es dir ins Herz gibt, zu Jesu zu kommen, dann kannst du sicher sein, daß die Gnadentür für dich weit offen steht; denn es vertrüge sich

nicht mit der Weisheit Gottes, dir die Gnade zu schenken, zu Jesu zu kommen, und doch die Tür Seiner Gnade vor dir zu verschließen. „Neiget euer Ohr“, spricht Gott, „und kommet zu mir; höret, und eure Seele wird leben. Und ich will einen ewigen Bund mit euch schließen: die gewissen Gnaden Davids.“ (Jes. 55, 3.)

„Doch es steht geschrieben, daß einige anklopfen, als die Tür schon verschlossen war.“

Allerdings, aber der Text, in dem diese Anklopfer erwähnt werden, bezieht sich auf den Tag des Gerichts und nicht auf das Kommen eines Sünders zu Jesu während dieser Gnadenzeit. (Vergl. Matth. 25, 11 u. Luk. 13, 24. 25.) Die, von denen hier die Rede ist, haben nichts mit dir zu tun, denn du kommst jetzt, solange die Tür noch unverschlossen ist, als verlorener Sünder zu Jesu. „Jetzt ist die wohlangekommene Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils.“ (2. Kor. 6, 2.) Jetzt sitzt der Herr Jesus noch auf dem Gnadenthron, bereit, Sünder zu empfangen und Sein Wort: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“, völlig einzulösen.

Darum komm, du Verlorener! Je größer deine Sündenschuld ist, desto größer ist das Erbarmen, dessen du bedürftig bist, und desto mehr wird Christus, der Sünderheiland, verherrlicht. Fürchte dich nicht! Jesus ist ein großer Heiland der Verlorenen.

Komm zum Kreuz mit deinen Lasten,
Müder Pilger du!

Bei dem Kreuze kannst du rasten,
Da ist Ruh'!

Komm und schmecke, wie wunderbar gütig der Herr

einem nichtswürdigen, aber seine große Schuld bereuenden Sünder begegnet.

„Ich bin zu Jesu gekommen“, sagt ein anderer. „Aber ich bin seitdem gefallen, und nun fürchte ich, daß ich es nicht richtig gemacht habe, und daß Jesus mich nicht mehr annehmen wird.“

Rückfälle und Verfehlungen sind betrübend und gefährlich. Sie verunehren Christum, verwunden das Gewissen und geben den Feinden Gottes Gelegenheit, übel zu reden. Doch es ist eine ganz verkehrte Schlussfolgerung, wenn man sagt: „Ich bin wieder in die Sünde gefallen, deshalb bin ich nicht richtig zu Jesu gekommen“. Lies die Geschichte Davids, Salomos und Petrus'. Waren sie nicht wirklich gläubige Männer, und sie hätten doch schließlich die gleiche Ursache gehabt zu reden wie du! Ein Mann, dessen „Schritte von Jehova befestigt werden, und an dessen Weg Er Wohlgefallen hat“, kann doch noch von einer Versuchung übereilt werden, die ihn zu Fall bringt. (Siehe Ps. 37, 23. 24.) Kam Aaron nicht zu Fall? ja, und selbst Moses? Und was sollen wir sagen von Hiskia und Josaphat? Zwar finden wir in der Schrift auch eine Art von Rückfall, die nicht vergeben werden konnte, aber das war ein ganz besonderer Fall. Es handelte sich da um Juden, die Christen geworden waren und an all den christlichen Vorrechten teilgenommen hatten, ohne wirklich errettet zu sein. Wenn solche wieder abfielen und bewußt zum Judentum zurückkehrten, so gab es für sie kein Schlachtopfer für Sünden mehr. (Vergl. Hebr. 6, 4. 5. 6.; 10, 28. 29.) Sie urteilten ja, daß Christus mit Recht von den Menschen gekreuzigt worden war. Trotz bes-

seren Wissens verließen sie den als richtig erkannten Weg der Rettung, kreuzigten den Sohn Gottes für sich selbst und traten Ihn mit Füßen. Von solchen sagt der Heilige Geist: „Es ist unmöglich, sie wiederum zur Buße zu erneuern“. Mit ihnen hat Gott kein Mitleid. Was aber Verfehlungen und dergl. betrifft, so sind diese gewiß sehr, sehr ernst (und Gott wird Sein Volk dafür züchtigen), aber sie beweisen keineswegs, daß ein solch Gefallener nicht in der Gnade stehe oder nicht zu Jesu gekommen sei.

Von dem armen Knaben im Evangelium, der von seinem Vater zu Jesu gebracht wurde, lesen wir: „Während er aber noch herzukam, riß ihn der Dämon und zog ihn zerrend zusammen“. (Luk. 9, 42.) Kannst du dich da, angesichts derartiger teuflischer Machtentfaltung, wundern, daß du auf dem Wege zu Fall kommen konntest? Müßte es dich nicht vielmehr wundern, wenn es nie geschehen wäre, wenn du bedenkst:

1. wie töricht und sündig wir Menschen von Natur sind,
2. welche Schwachheit in uns ist,
3. welche Macht die gefallenen Engel, unsere unbittlichen Feinde, gegen uns aufbieten, und
4. endlich, wie oft der Weg verdunkelt ist, und wieviel Steine im Wege liegen?

„Muß man denn, weil diese Versuchungen da sind, fallen?“

Nein. Wir sollten uns vor dem Fallen fürchten. In aller Vorsicht und mit heiligem Ernst sollten wir unseren Weg gehen. „Glückselig der Mensch, der sich beständig fürchtet!“ Ihm zum Trost gilt das

Wort: „Jehova stützt alle Fallenden, und richtet auf alle Niedergebeugten“. Auf der anderen Seite mahnt Gottes Wort ernst: „Wer zu stehen sich dünkt, sehe zu, daß er nicht falle“. (1. Kor. 10, 12.) Sei nicht hochmütig, und vertraue nicht auf die eigene Kraft und den eigenen guten Willen. Doch bist du gefallen, hast du in die Sünde gewilligt, o so höre, was Gottes Wort sagt: „Wenn jemand gesündigt hat — wir haben einen Sachwalter bei dem Vater, Jesum Christum, den Gerechten“. Er, der treue Sachwalter und Hohepriester, der da lebt zur Rechten des Vaters, verwendet sich allezeit für die geliebten Seinigen und sucht, indem Er durch Sein Wort auf ihre Gewissen wirkt, die durch die Sünde unterbrochene Gemeinschaft mit dem Vater wiederherzustellen. **N a a b e n** kann niemand Seine so teuer erworbenen Schafe aus des Vaters Hand. (Joh. 10, 29.) Aber tief, tief wird Sein Herz betrübt, wenn Er die geliebten Seinigen Wege der Sünde gehen sieht.

Doch sollte es sein, daß du bis zum heutigen Tage noch kein Verlangen nach der Gnade Gottes verspürt hast — o bedenke dann, daß du ein armes, elendes Geschöpf, ein hilfloser Sünder bist, der eines Heilandes **b e d a r f**. Bedenke, daß Gott mit einer Güte und Freundlichkeit, wie das Herz sie sich nur wünschen kann, dich **h e u t e** bitten läßt: „Laß dich versöhnen mit Gott!“ **D** verhärte dein Herz nicht länger! Es ist furchtbar, nach verschmähter Gnade in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.

Eine Predigt ohne Zuhörer

Etienne de Grellet war der Sohn eines französischen Edelmannes und wurde im Jahre 1773 in Limoges geboren. Während der Revolution mußte er aus seinem Vaterland flüchten und kam nach vielen Abenteuern nach Amerika, wo er mit der Gemeinschaft der „Freunde“ (Quäker) bekannt wurde. In den Versammlungen der Quäker lernte er das Evangelium kennen und nahm es mit gläubigem Herzen auf. Im Jahre 1796 schloß er sich den „Freunden“ an und wurde zwei Jahre später einer ihrer Prediger unter dem einfachen Namen Stephan Grellet.

In seinem neuen Beruf hatte Grellet einmal ein merkwürdiges Erlebnis. Nachdem er lange darum gebetet hatte, Gott möge ihm zeigen, wohin er sich begeben solle, um das Evangelium zu verkündigen, wurde es ihm eines Tages klar, daß er nach einem entlegenen Wald zu gehen habe, um den dort arbeitenden Holzhackern die frohe Botschaft des Heils zu bringen. Er sah den Ort, an dem er früher einmal vorbeigekommen war, deutlich vor sich. Einige Hütten und ein größerer Schuppen, in dem die Arbeiter ihre Mittagsmahlzeit verzehrten, standen dort. Die Leute hatten damals einen rauhen, verwilderten Eindruck auf ihn gemacht, und die Gegend war einsam.

Grellet war gewöhnt, sich der Leitung des Geistes zu unterwerfen, und so wie Philippus ohne Widerspruch Samaria verließ und sich gehorsam auf den einsamen Weg begab, der von Jerusalem nach Gaza



hinabführt, (Apstgisch. 8, 26) folgte auch er freudig dem Winke seines Herrn. Er bestieg sein Pferd und ritt tagelang durch einsame Wälder, bis er an die Stelle kam, die er im Geist gesehen hatte, und wo, wie er meinte, nun sein schweres Werk unter den rauhen Holzarbeitern beginnen sollte. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er die Hütten leer fand! Die Holzhacker mußten alle dieses Arbeitsfeld verlassen und sich anderswohin begeben haben.

Was sollte Grellet tun? War es möglich, daß er die Stimme des Geistes mißverstanden hatte? Und sollte er unverrichteter Sache wieder umkehren? — Unmöglich.

Er band sein Pferd an einen Baum, kniete auf dem Moose nieder und betete inbrünstig zum Herrn. Da war es ihm, als höre er die Stimme des Geistes sagen: „Predige ruhig, wenn auch niemand da ist. Die Botschaft ist nicht dein, sondern mein.“ Nun zögerte er nicht länger, ging auf die größte Hütte zu, die vollständig leer war, und predigte, als sei sie mit Hunderten von Zuhörern gefüllt, und zwar nach seinem Gefühl mit einer Kraft, wie er noch nie gepredigt hatte. Er stellte den abwesenden Holzhauern das Leben und den Tod vor und drang in sie, sich zum Heiland zu bekehren, der sie lieb habe. Mit tiefem, heiligem Ernst und inbrünstiger Liebe zu den Seelen flehte er darauf zu seinem himmlischen Vater, Er möge ihm alle Seelen dieser Holzarbeiter schenken. „Für Dich, o Heiland, für Dich!“

Die Predigt war zu Ende, und das Gebet gesprochen. Um ihn her blieb alles still. Es war einsam wie vorher. Grellet bestieg wieder sein Pferd und trat die lange Rückreise an. Friede, tiefer Friede erfüllte

seine Seele. Er fühlte, er hatte wohlgetan, gehorsam gewesen zu sein.

Jahre waren vergangen. Grellet hatte die seltsame Reise und seine Predigt in der menschenleeren Hütte fast vergessen, als eines Tages, während er in London über die Themsebrücke ging, ein Fremder plötzlich stehen blieb, ihn aufmerksam betrachtete, dann hinter ihm herschritt und ihn schließlich am Rock zupfte. Verwundert drehte Grellet sich nach dem Fremdling um und fragte, was er wünsche.

„Endlich habe ich Sie gefunden“, lautete die Antwort.

„Aber ich kenne Sie ja gar nicht.“

„Nein, aber ich kenne Sie gut, und ich irre mich nicht. Ich habe Sie einmal predigen hören, als Sie dachten, daß kein einziger Zuhörer da sei. Haben Sie nicht in dem und dem Jahre in jenem Wald bei... in Amerika gepredigt? — Ja. — Ich war damals, wenn auch ungesehen, Ihr Zuhörer. Wir waren alle nach einem anderen Ort verzogen. An dem neuen Platz angelangt, bemerkte ich, daß ich meinen Hebebaum in dem alten Lager zurückgelassen hatte. Ich ging zurück und hörte Sie predigen. Zuerst glaubte ich, daß Sie von Sinnen seien, weil Sie vor einer leeren „Kirche“ predigten. Ich hörte auch nur halb zu, da ich nicht die geringste Neigung hatte, mich anpredigen zu lassen. Sie sprachen aber laut, und Ihre Worte drangen mir ins Herz und machten mich tief unglücklich. Wir Holzarbeiter waren eine raue Gesellschaft. Keiner von uns besaß eine Bibel. Aber endlich wußte ich mir doch eine zu beschaffen. Ich las darin und fand meinen Heiland. Dann sprach ich mit meinen

Kameraden über das, was ich erfahren hatte, und alle; hören Sie, alle sind zu Ihm gekommen, so wie Sie es erbeten hatten. Drei von ihnen sind selbst Prediger geworden, und groß und herrlich ist der Segen, den Gott auf Ihre Predigt in der leeren Hütte gelegt hat.“

Wie Gott das Herz eines französischen Posten lenkte

Ein Bergmann erzählt:

Heute möchte ich berichten, wie der treue Herr mir einmal sichtbarlich zur Seite gestanden und mir aus großer Not geholfen hat. Ich hatte von einem Landwirt ein Stück Land gepachtet. Der Landwirt wollte dafür aber kein Geld, sondern Kohlen von meinem Nachbar und mir geliefert haben. Weil wir Bergleute sind, bekommen wir monatlich eine bestimmte Menge Kohlen zu billigem Preise geliefert, die wir aber nicht alle selbst gebrauchen. Was wir übrighaben, können wir verkaufen.

Es war im Jahre 1923, als der Franzose in unserer Gegend alles besetzt hatte. Da wurde uns das Kohlenfahren sehr erschwert. Eines Tages kündigte die Zechenverwaltung an: „Wer seine Kohlen für das ganze Jahr haben will, kann sie bekommen“. Darauf ging ich zu meinem Bauer und sagte ihm:

„Du kannst jetzt die Kohlen bekommen. Borge mir Pferd und Wagen, dann werde ich dir die Kohlen für meinen Nachbar und mich bringen.“

Am nächsten Morgen um sechs Uhr ging ich und holte das Fuhrwerk. Der Weg führte über eine Bahnbrücke, die bis dahin nicht besetzt gewesen war. Wäh-

rend ich nun die Kohlen von der Zeche abhole, sehe ich den Landwirt auf seinem Fahrrad auf mich zukommen. Er ruft mir zu:

„Du kannst mir die Kohlen nicht bringen; die Brücke ist besetzt. Sie nehmen jedem, der Kohlen hat, Pferd und Wagen weg. Der ganze Schulhof in S. steht schon voll Wagen mit Kohle, und die Pferde behalten sie auch.“

„Na, so schlimm wird's doch nicht sein“, erwidere ich.

„Wenn sie mir aber Pferd und Wagen wegnehmen?!“

„Das glaube ich nicht.“

„Nun, du mußt es ja wissen“, sagt er, dreht um und fährt wieder mit seinem Rad nach Hause.

Als ich nachher mit meinem Wagen voll Kohlen an die Brücke kam, stand wirklich der französische Posten da. Bei seinem Anblick wurde es mir doch schwer ums Herz, und ich flehte zum Herrn, Er möge mir helfen. Ich kam an den Posten, grüßte ihn, und er ließ mich auch ruhig vorbeifahren, bis er von hinten auf den Wagen sehen konnte. Dann rief er: „He!“ Aber ich tat, als ob ich es nicht gehört hätte. Noch einmal rief er: „He!“ Ich fuhr weiter. Als er aber zum drittenmal sein „He!“ rief, dachte ich: Jetzt mußt du doch stehen bleiben, und hielt mein Pferd an. Der Posten kam auf mich zu und redete auf französisch auf mich ein. Ich schüttelte den Kopf und sagte:

„Mir verstehen.“

„Mir verstehen?“ erwiderte er.

Ich wiederholte: „Mir verstehen“.

Dann winkte er mit der Hand, ich solle umkehren, und stellte mich mit meinem Fuhrwerk quer ge-

gen die Bahn. Ich bat ihn, er möchte mich doch fahren lassen, und gab ihm die besten Worte. Aber es nützte nichts. Er blieb unerbittlich. Schließlich schlug er sich an die Brust mit den Worten: „Du hier, ich Post retur“. Das sollte bedeuten, ich hätte an meinem Platz zu bleiben, während er zur Wache gehen und wieder zurückkommen würde. Dann ging er. Betrübt und voll Sorgen, was aus Pferd und Wagen werden sollte, die ich gegen die Warnung des Besitzers in solche Gefahr gebracht hatte, legte ich meinen Kopf an das Pferd und rief aus Herzensgrund zum Herrn. Da kam ein junger Mann mit einem Fahrrad des Weges und rief mir zu:

„Was ist passiert?“

„Der Franzmann hat mich festgenommen. Spring doch mal schnell auf dein Rad und sage dem Bauer A. Bescheid.“

Er wollte zuerst nicht, gab aber schließlich meinen Bitten nach. Nun wandte ich mich wieder zum Herrn und flehte um Hilfe.

Eine Weile später kam der Posten zurück. Als er ungefähr 6—7 Meter von mir entfernt war, machte ich eine Handbewegung und fragte: „Was?“ Er machte auch eine Handbewegung und sagte: „Ja!“ Ich drehte das Fuhrwerk um, blieb dann wieder stehen und fragte zum zweitenmal: „Was?“ Da antwortete er: „Weck!“

Ich wußte nicht, wie mir geschah. Das war in der Tat eine Gebetserhörung, wie ich sie nicht erwartet hatte. Ich gestehe offen, daß, als ich mit meinem Wagen davonfuhr, Dankes- und Freudentränen mir über die Wangen flossen.

Als ich ungefähr 300 Meter gefahren bin, steht

da ein Fuhrwerk am Wege. Als ich herankomme, fragt der Fuhrmann: „Nun, wie hat's gegangen?“

„Gut.“

„Wie, gut?“ fragt er.

„Ich bin frei.“

„Wie, frei? Brauchen Sie das denn nicht nach S. zu bringen?“

„Ach, woher? Ich bin doch frei!“

„Das verstehe ich nicht. Jedem nehmen sie Pferd und Wagen weg, und Sie gehen frei aus?“

„Ja, das glaube ich, daß Sie das nicht verstehen“, erwidere ich. „Ich will Ihnen aber auch sagen, was ich gemacht habe in der Zeit, als der Posten zur Wache ging. Da bin ich zum Gnadenthron gegangen und habe den Herrn Jesus gebeten, Er möchte mir helfen. Und Er hat es getan.“

Der Fuhrmann schüttelt den Kopf:

„Das verstehe ich nicht.“

Inzwischen war der Bauer gekommen, den der junge Mann auf meine Bitten benachrichtigt hatte. Ich erzählte ihm, wie es mir ergangen war. Da schüttelte auch er den Kopf, gerade wie der Fuhrmann, und sagte:

„Das verstehe ich nicht.“

Als ich mit meinen Kohlen glücklich auf dem Hof angekommen war, sagte der Bauer:

„Nun erzähle mir mal richtig, wie du es angefangen hast, daß du freigekommen bist.“

„Ich habe nichts weiter zu erzählen, als ich dir schon gesagt habe: Ich habe gebetet. Und Gott erhört die Gebete der Seinen. Ich habe doch schon oft genug mit dir über diese Dinge gesprochen (er hatte auch schon einmal meine Bibel geliehen), und hier hast

du wieder einen Beweis, daß ich dir die Wahrheit gesagt habe.“

Da fragte er: „Was hast du denn gebetet? Das Gebet mußt du mir sagen, damit ich, wenn ich einmal in die gleiche Verlegenheit komme, es auch beten kann.“

„Ach, August“, erwiderte ich, „das ist kein auswendig gelerntes Gebet gewesen. Was nützen solche Gebete? Ich habe es Gott so gesagt, wie es mir ums Herz war.“

Ich mußte darauf in die Küche gehen, mit ihm Kaffee trinken und alles nochmals seiner Frau, seiner Mutter und seinem Schwager erzählen, und alle drei wußten nicht, was sie zu dem allen sagen sollten.

So weit unser Bergmann. Es ist ja eine schlichte Begebenheit, die er uns mitteilt. Aber ist es nicht schön zu beobachten, wie Gott sich der alltäglichen Bedürfnisse und Nöte Seiner Kinder annimmt, und zwar in einer Weise, daß andere sich verwundern müssen? Würden wir nicht alle, wenn wir mehr in kindlichem Vertrauen zu Ihm gingen, jeden Tag ähnliche liebliche Erfahrungen machen dürfen?

In der Fremde zur Heimat

Ein Christ in Holland, der sich viel unter den zahlreichen, in jenem Lande in Stellung befindlichen deutschen Mädchen bemüht, verteilte eines Abends Zettel, mit denen er zum Besuch der Zusammenkünfte einlud, die für die Mädchen eingerichtet waren. Er hatte an diesem Abend seine Zettel in Häuser getragen, die so weit von der Versammlungsstätte

entfernt waren, daß er kaum auf ein Kommen der Eingeladenen rechnen konnte. In einem der letzten Häuser aber fand er ein Mädchen, das erklärte, kommen zu wollen. Sie hielt jedoch ihr Versprechen nicht.

Anderthalb Jahre verstrichen. Das Mädchen war nicht gekommen. Merkwürdigerweise hatte sie aber den Zettel die ganze Zeit über in ihrem Nähtischchen verwahrt, weshalb, mußte sie selbst nicht. Sie hatte inzwischen ihre Stelle gewechselt und war in eine Straße gezogen, die ganz in der Nähe des Versammlungsraumes lag, dessen Anschrift auf dem Zettel stand.

Eines Mittwoch-Abends nun war ihre „Frau“ ausgegangen, und sie hatte den Abend frei. Als sie überlegte, wie sie ihre Freizeit am besten ausnützen solle, fiel ihr die vor anderthalb Jahren erhaltene Einladung ein. Sie beschloß, ihr zu folgen. Sie kam aber an diesem Abend nur bis zur Tür des Versammlungsraumes. Durch das Suchen nach dem Hause war es zu spät geworden.

Acht Tage später hatte sie wieder frei. Diesmal machte sie sich beizeiten auf den Weg und kam als allererste in den Versammlungsraum. Als sie überall Bibeln und Liederbücher liegen sah, wäre sie am liebsten sogleich wieder gegangen. Aber dazu kam sie nicht. Ein im Zimmer befindlicher Mann — er war mit dem Ordnen der Stühle und Bücher beschäftigt — hatte sie bemerkt und hielt sie fest. Dann kamen eine nach der anderen die Mädchen, die sie freundlich begrüßten. So blieb sie, dachte aber bei sich: Hierher kommst du einmal und nicht wieder. Trotz ihres inneren Widerstrebens aber vermochte sie sich dem Eindruck dessen, was sie an diesem Abend zu hören bekam, nicht zu entziehen.

In derselben Woche zog sie sich eine tüchtige Erkältung zu, und weil sie Angst vor Lungenentzündung bekam, die sie schon zweimal gehabt hatte, tat sie Gott das Gelübde, zehnmal nacheinander in den „frommen“ Verein zu gehen, wenn sie keine Lungenentzündung bekomme. Nun, die gefürchtete Lungenentzündung blieb aus, und sie hielt ihr Gelübde. Aber nachdem sie vier- oder fünfmal in der Mädchenversammlung gewesen war, ging sie nicht mehr wegen ihres Gelübdes hin, sondern weil es sie hinzog. Sie besuchte fortan auch die in dem Saale stattfindenden Bibelstunden, und später die Gebetsstunden. Befragt, aus welchem Grunde sie so regelmäßig die Zusammenkünfte der Gläubigen besuche, antwortete sie: „Ich kann nicht mehr anders“. Dabei hatte sie aber noch keinen Frieden mit Gott gefunden. Tief beunruhigt in ihrem Gewissen wegen ihres verlorenen, sündigen Zustandes und der aufgehäuften Schuld, vermochte sie doch das Heil in Christo nicht zu ergreifen. Da wurde eines Tages über das köstliche Evangeliumswort Joh. 3, 16 gesprochen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Da mit einemmal fiel die Binde von ihren Augen. „Auf daß jeder...“ Dieses Wort war nicht mißzuverstehen. Das galt auch ihr. Sie glaubte und fand Frieden.

Aus ihrem Verwandten- und Bekanntenkreise war sie die einzige, die bis dahin den schmalen Glaubensweg beschritten hatte. Wunderbarer Gott! Er führte sie in die Fremde, damit sie dort die wahre Heimat finde.

„Das Evangelium muß hier verkündigt werden . . .“

In einem Hause in ländlicher Gegend beabsichtigte ich, die frohe Botschaft von dem Heil in Christo Jesu zu verkündigen. Als ich aber in die Nähe des Ortes kam, hörte ich zu meiner Betrübnis, die Frau des Hauses sei so krank, daß der Arzt größte Schonung anbefohlen habe. Niemand dürfe an ihr Bett. An eine Verkündigung des Evangeliums im Hause sei unter diesen Umständen wohl kaum zu denken.

Ich beschloß, persönlich hinzugehen und mich an Ort und Stelle zu erkundigen. Ich traf den Gatten der kranken Frau im Hofe. Er war tief gebeugt und sagte auf meine Bemerkung, daß man doch wohl unter den vorliegenden Umständen von der Verkündigung des Evangeliums absehen müsse, das sei auch seine Meinung. „Aber“, fügte er sogleich hinzu, „meine Frau ist anderer Ansicht. So schwach sie ist, besteht sie doch darauf, das Evangelium solle verkündigt werden.“

Ich war nicht wenig erstaunt und zugleich tief gerührt über die Liebe der kranken Schwester zu den Seelen ihrer Mitmenschen. Doch dachte ich an die ernste Warnung des Arztes und hielt es für richtig, selbst zu der Kranken zu gehen und sie zu einer Sinnesänderung zu bewegen.

Bereitwillig führte ihr Mann mich an das Kran-

kenbett. Da lag die liebe Kranke vor mir, und man sah ihr an, wie schwach sie war. Trotzdem begrüßte sie mich mit freundlichem Lächeln.

„Anna“, sagte ich, „der Arzt sagt, jede Aufregung sei schädlich für dich. Da wollen wir doch auf seine Warnung hören und die Versammlungen auf eine spätere Zeit verschieben.“

Mit tieferstem Blick schüttelte sie den Kopf und erwiderte unter Aufbietung ihrer schwachen Kräfte:

„Das Evangelium muß hier verkündigt werden, und zwar an allen vier Abenden, die dafür angesetzt sind. Ich habe meine alten Eltern dazu eingeladen. Vom Bett aus habe ich ihnen mit Bleistift eine Karte geschrieben, daß ich krank sei und wohl zum Herrn gehen werde. Wenn sie mich noch sehen wollten, möchten sie sofort kommen und bei der Gelegenheit auch der Verkündigung des Evangeliums beiwohnen.“

So sprach die kranke Frau, und wie sehr ich mich auch bemühen mochte, ihr den Gedanken auszureden, sie blieb dabei, die Evangeliumsverkündigung dürfe ihrer Krankheit wegen nicht aufgeschoben werden. „Deswegen werde ich nicht früher sterben!“ Das war ihr letztes Wort, und dabei blieb es.

Als ich am nächsten Montag, dem Tag der ersten Versammlung, wieder ins Haus kam, waren die beiden alten Eltern da. Es waren biedere Leute, fleißig und beliebt in ihrem Heimatsort. Sie besuchten, wie sie mir erzählten, regelmäßig die Kirche, lasen auch in Stark's Gebetbuch und beteten daraus. Da sie außerdem ehrbar lebten und niemand etwas zu leide taten, hatten sie ihrer Ansicht nach allen Grund, darauf zu hoffen, daß Gott sie bei ihrem Tode in

den Himmel nehmen werde. Unter ihren Bekannten und Verwandten gab es viele, die die gleiche Hoffnung hegten, trotzdem sie nicht so ehrbar gelebt hatten wie sie. Nun, wenn jene glaubten, selig zu werden, dann konnten sie doch wahrlich dem lieben Gott vertrauen, daß Er ihnen ein Plätzchen im Himmel geben werde. Diese ehrbaren Leute gehörten also an jenem Montagabend auch zu meinen Zuhörern.

Die Versammlung begann gegen halb neun Uhr. In der großen Diele waren an hundertfünfzig Sitzplätze geschaffen worden, und es blieb nicht mancher Sitz leer. Viele Leute waren von nah und fern gekommen. Ich sprach über die beiden ersten Gleichnisse aus Luk. 15 und schilderte zunächst den suchenden Heiland, der in Seiner Liebe dem sündigen Menschen, wie der Hirt dem verirrtten Schafe, nachgeht und ihm in Seiner beharrlichen Liebe so weit folgt, bis Er ihn endlich in Seinen Armen geborgen hat. Dann sprach ich über das Weib, das ein Geldstück, eine Drachme, verloren hat und nun mit einem Licht in der Hand sucht, bis sie das Verlorene findet. In Verbindung damit sprach ich von dem Menschen, der verloren sei, so wie die Drachme verloren war, und völlig unfähig, etwas zu seiner Rettung zu tun, genau so unfähig und tot wie die Drachme, das tote Geldstück. Weiter sprach ich von der Wirksamkeit des Heiligen Geistes, der suche und suche, bis Er das Verlorene finde, wobei dann eine Menge Staub und Schmutz, die vielen kleineren und größeren Sünden des Menschen, zum Vorschein komme usw.

Als die Versammlung zu Ende war, kam der alte Vater tiefbewegt auf mich zu. „O Herr...“, sagte er, „Sie haben mir a l l e s genommen. Ich habe mich

bis heute immer für einen guten Christen gehalten, und jetzt habe ich nichts mehr, worauf ich vertrauen könnte. Ich bin sündig durch und durch, bin todunglücklich.“ So jammerte er, und ich konnte merken, daß seine Worte aus einem zerschlagenen und zerbrochenen Herzen kamen. Darauf trat seine Frau herzu. Tränen standen ihr in den Augen. Sie sprach ähnlich wie ihr Mann und bekannte sich ebenso schuldig. Ich stellte den beiden daraufhin die Liebe des Herrn noch einmal in dringlicher Weise vor und sagte ihnen, ihretwegen sei ihre Tochter krank geworden. Ihretwegen seien die Versammlungen nicht ausgesetzt worden; trotz alles Zuredens und trotz ihrer großen Schwäche habe ihre Tochter darauf bestanden, daß sie stattfänden, damit sie, die Eltern, angesichts ihres Krankenlagers, von dem sie nicht wieder aufzustehen erwarte, hören und glauben möchten. Zum Schluß forderte ich die beiden Alten auf, sich vor dem Herrn auf die Kniee zu werfen und Ihm ihre Sünden zu bringen.

Es gab eine schlaflose Nacht für das alte Ehepaar, eine Nacht voll Seufzens und Betens. Gottes Pflug zog tiefe Furchen durch den harten, in Ehrbarkeit und Selbstgerechtigkeit ausgedörrten Boden ihrer Herzen, und das war gut. Am nächsten Morgen hatten beide den erbetenen Frieden noch nicht gefunden. Auf die gedrückte Frage des Mannes: „Bist du jetzt hindurch, Frau?“ hatte sie nur Tränen.

Während des Vormittags machte ich Besuche und kam erst mittags zurück. Nach dem Essen wollte ich ein wenig ruhen. Aber kaum hatte ich einige Minuten gelegen, da klopste es. Der alte Vater trat ins Zimmer und rief:

„Darf ich ein wenig zu Ihnen kommen? Ich kann keinen Frieden finden. Hab' heute morgen im Tannenwäldchen knieend dem Herrn meine Sünden gebracht, aber keine Antwort bekommen.“

Ich kniete darauf mit ihm nieder und bat den Herrn, doch den alten Mann einen Blick nach Golgatha tun zu lassen. Dann stand ich auf und verließ das Zimmer mit den Worten:

„Ich lasse Sie jetzt allein. Rufen Sie noch einmal den Herrn Jesus an. Er wird Sie sicher annehmen.“

Als ich etwa zwanzig Minuten später wieder zu ihm komme, sitzt er auf dem Stuhl. Seine Augen glänzen in tiefer Freude, und laut ruft er mir zu:

„Jesus nimmt die Sünder an,
Mich hat Er auch angenommen.“

Daß wir jetzt noch einmal miteinander niederknieten, um dem Herrn mit überströmendem Herzen zu danken, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung.

Ich ging dann hinaus, holte die alte Mutter und führte sie mit den Worten: „Kommen Sie mit; ich will Ihnen eine glückliche Seele zeigen“, zu ihrem Mann. „O Frau, ich bin glücklich im Herrn!“ rief er ihr entgegen. Einen Augenblick steht sie starr. Dann bricht sie in Tränen aus, wendet sich um und verläßt mit dem Ruf: „O Hermann, du bist mir ja zuvorgekommen!“ wieder das Zimmer. Im stillen Kämmerlein wirft sie sich noch einmal vor dem Herrn auf die Kniee und schreit um Erbarmen, und kurz darauf kommt sie zurück und bekennt freudig: „Jetzt bin ich auch errettet!“

Das war eine Freude! Sie wurde in den näch-

sten Tagen noch dadurch vermehrt, daß noch einige Seelen errettet wurden zum ewigen Leben.

Die alten Eltern haben sich von Stunde an dem Volke Gottes angeschlossen und willig die Schmach des Kreuzes Christi auf sich genommen. Sie durften auch noch die Freude erleben, daß nicht viel später ihre jüngste Tochter und dann ein Sohn sich von Herzen zum Herrn bekehrten.

Der lieben Kranken aber, die so fest darauf bestanden hatte, daß das Wort auch während ihrer Krankheit im Hause verkündigt wurde, hat die Unruhe wirklich nicht geschadet. Schon etwa vierzehn Tage später konnte sie anfangen, das Bett zu verlassen. Sie genas völlig, lebt heute noch und erfreut sich mit ihren alten Eltern und den bekehrten Geschwistern nach wie vor der Liebe ihres Herrn.

Die Schuhmacher-Rechnung

Wo Nebenhügel die Ufer des Rheins umsäumen und sich in seinen Wassern spiegeln, liegt in ziemlicher Höhe über der Landstraße ein schmuckes Dörflein, hinter dem von kahler Felsenhöhe die Reste einer alten Ritterburg ins Tal hinabschauen. Das Dorf hat keine Kirche, wohl aber ein hübsches Schulhaus, in dem vor vielen Jahren ein braver Schulmeister seines Amtes waltete.

Im Schulmeisterhause tummelten sich acht Kinder. Das war ein reicher Segen Gottes. Indes war die Aufgabe der Eltern bei dem sehr schmalen Lehrergehalt, das der Ort aufbringen konnte, nicht leicht. Hundertfünfzig Taler im Jahr ist nicht viel; und wenn zehn Leute mit einem gesunden Appetit täglich

davon ernährt und auch gekleidet sein wollen, kann man verstehen, daß in dem Leben des Schulmeisters und seiner Gattin große Anforderungen an die Selbstverleugnung gestellt werden mußten.

In dem Schulhause war der tägliche Speisezettel sehr einfach, ja, oft genug karglich. Doch Eltern und Kinder waren gesund und kräftig, und die letzteren erblühten wie die Rosen. Es war eine glückliche Familie, in welcher Liebe und Friede herrschten, weil Gottes Segen auf ihr ruhte. Herr B. war ein treuer und fleißiger Mann, und seine Schule machte ihm alle Ehre. Die Schulkinder genossen einen gediegenen Unterricht. Vor allem im Singen suchten sie ihresgleichen. Manches ernste und fröhliche Liedchen hatte der Lehrer, der die Musik sehr liebte, mit ihnen eingeübt. Und so wie die Jungen ihm anhängen, brachten auch die Alten ihm herzliches Vertrauen entgegen. Auch der Gemeindevorsteher hielt wegen seines treuen und zuverlässigen Charakters große Stücke von ihm.

Doch so geehrt und geschätzt der Schulmeister in seinem Beruf auch sein mochte, sein Gehalt blieb doch jahraus, jahrein das gleiche. Kein Wunder, daß die Schwierigkeiten mit den Jahren zunahmen. Je mehr die Kinder heranwuchsen, desto größer wurden die Bedürfnisse, und wenn das Notwendigste an Kleidern und Schuhen angeschafft war, blieben kaum genügend Mittel übrig zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse, mochte die Mutter auch noch so einfach kochen. Dazu lastete die Sorge um die weitere Ausbildung der herangewachsenen älteren Kinder schwer auf den Elternherzen. Aber Lehrer B. war ein gottesfürchtiger Mann. Oft wenn sein Herz von Fragen und Sorgen erfüllt war, ging er still in seine Kammer

und betete. Hernach begab er sich stets wieder gestärkt und getröstet an die Arbeit. Am schwersten war es ihm, Tränen in den Augen seines geliebten, mutigen Weibes zu sehen. Das war fast mehr, als er ertragen konnte, und die Sorgenlast wollte sich dann mit doppelter Wucht auf ihn legen.

Das Jahr 1847 verhieß einen schweren und traurigen Winter für die Armen. Die Ernte war schlecht ausgefallen, und besonders die Kartoffeln waren knapp, sodaß die Preise erschreckend stiegen. In dieser Zeit gab es für unseren Dorfschullehrer viele trübe Stunden. Seine Rechnung beim Schuhmacher war allmählich auf 25 Taler angewachsen, die er nicht zu bezahlen wußte, obgleich der Schuhmacher, auch ein armer Schlucker wie er selber, schon wiederholt um Begleichung gebeten hatte. Frau Sorge hielt in diesen Tagen ihren Einzug ins Schulhaus. Die arme Mutter nahm sich nach Möglichkeit zusammen, um durch ihre Seufzer die Sorgen des Vaters nicht noch zu vermehren, und bemühte sich, ihm stets ein fröhliches Gesicht zu zeigen. Nur des Nachts, wenn er schlief, weinte sie manche heimliche Träne. Doch auch am Tage gelang es ihr nicht immer, ihren Kummer ganz für sich zu behalten. Dann ergriff der glaubensstarke Mann wohl die Hand seines Weibes, sah ihr liebevoll ins Auge und sagte: „Seid nicht besorgt für euer Leben, was ihr essen und was ihr trinken sollt, noch für euren Leib, was ihr anziehen sollt. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Sehet hin auf die Vögel des Himmels, daß sie nicht säen noch ernten, noch in Scheunen sammeln, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel vorzüglicher als sie?“

Manchmal setzte sich der Lehrer auch an sein altes Klavier, spielte und sang:

„Keiner wird zuschanden,
Welcher Gottes harrt;
Sollt' ich sein der erste,
Der zuschanden ward?
Nein, das ist unmöglich,
Du getreuer Hort!
Eher fällt der Himmel
Als mich täuscht Dein Wort!“

Damit bekam das Leid Flügel, und Trost und Frieden, Hoffnung und Vertrauen zogen in die Seele ein.

Im Herbst dieses Sorgenjahres verbreitete sich eines Tages eine Neuigkeit durch die Gegend, die aller Herzen höher schlagen ließ. Jubelnd ging es von Mund zu Mund: „Der König kommt!“ Auch die Bewohner unseres Dörfleins berieten, wie sie dem geliebten Landesherrn ihre Zuneigung beweisen und ihrer Freude über seinen Besuch Ausdruck geben konnten.

Der Weg des Königs sollte unweit der Schule vorüberführen. Wohl niemand im Dorf freute sich mehr über die Aussicht, den König zu sehen, als unser Dorfschulmeister, und er fragte sich, wie er an seinem Teile eine kleine vaterländische Kundgebung veranstalten könne. Sein Plan war bald gefaßt. Er wollte mit den Schulkindern ein kleines einfaches Lied zum Willkommen einüben. Sie sollten sich unter dem großen Nußbaum an der Landstraße, wo der König vorbeifahren mußte, aufstellen und ihn mit dem Gesang begrüßen.

An einem schönen Oktobertage, als die Sonne noch warm und prächtig schien, stieg der Lehrer auf den Berg hinter dem Dorf, setzte sich auf einen vor-

springenden Felsen, von dem er eine schöne Aussicht über die Landschaft genoß, und verfaßte ein einfaches, aber herzliches und ansprechendes Liedchen. Die Melodie dazu war auch bald gefunden, und in den nächsten Tagen ging's ans Einüben. Nicht lange, da konnten die Kinder das Lied tadellos singen. Nun stand der Ausführung des Planes nichts mehr im Wege. Das ganze Dorf wollte sich unter dem Rußbaum einfinden, um die Kinder singen zu hören und den König mit einem „Hurra!“ zu begrüßen.

Alles schien nach Wunsch zu gehen. Aber die Freude des Lehrers und seiner Gattin wurde durch einen Umstand sehr gedämpft. Seine Schuhe waren ganz zerrissen; das Oberleder wies große Löcher auf. Unmöglich konnte er mit solchen Schuhen vor dem König erscheinen, und die ernste Frage war, wie dem Übel abgeholfen werden konnte. Auch Rock und Hut waren nicht in der besten Verfassung. Doch hier wußte die rührige Hand der Schulmeisterin Abhilfe zu schaffen. Sie wusch den Rockkragen mit Seife und schwärzte die verblichenen Stellen mit Tinte nach. Dadurch wurden die auffallenden Schäden verdeckt. Doch das war bei den Schuhen nicht möglich. Und den Schuhmacher wiederum um Hilfe bitten bei der großen Schuld von 25 Talern, war keine kleine Sache. Trotzdem aber wollte B. den Versuch machen, so unangenehm es ihm auch war.

„Lieber Meister“, bat er, „helft mir nur noch diesmal. Ihr wißt, daß der König kommt, und daß die Kleinen ein Liedlein vor ihm singen sollen. In diesen Schuhen aber darf und kann ich nicht vor Seiner Majestät erscheinen. Helft mir darum, ich bitte Euch!“

Der Schuhmacher war kein harter Mann. Er wußte aus Erfahrung, was es heißt, eine Schuld haben und beim besten Willen nicht in der Lage sein, sie zu bezahlen. Lange hatte er darum mit Mahnen gewartet. Doch er bedurfte jetzt das Geld selbst aufs dringendste und konnte nicht länger noch Arbeit leisten, ohne daß die frühere bezahlt war.

Als der Lehrer ihm aber seine Stiefel zeigte, wiegte er gedankenvoll und mitleidig den grauen Kopf.

„Ich sehe, in diesem Fall muß geholfen werden“, sagte er, „doch wann werde ich mein Geld bekommen?“

„Ich verspreche Euch, Euch bald zu bezahlen“, erwiderte B. „Wenn Gott mir nicht auf andere Weise hilft, will ich meine Ruh verkaufen und Euch aus dem Erlös zufriedenstellen. Daß ich mein gegebenes Wort halte, wißt Ihr.“

Noch während er sprach, fühlte der arme Mann, wie sich eine schwere Last auf sein Herz legte. Nur die höchste Not konnte ihm ein solches Versprechen abringen. Die Ruh verkaufen — was sollte dann aus ihm und seiner großen Kinderschar werden? Doch es gab keinen anderen Ausweg. Er hatte sein Versprechen gegeben, und er würde es halten.

„Gut, ich nehme Euch beim Wort und flicke Euch die Schuhe“, sagte der Schuhmacher.

„Ich werde es Euch Dank wissen“, entgegnete der Lehrer. „Bitte, schickt mir auch die Rechnung mit, damit ich weiß, wieviel ich Euch im ganzen schuldig bin.“

„Wird gemacht“, sagte der Schuhflicker und wandte sich wieder zu seiner Arbeit.

Der arme Lehrer, obgleich von seiner nächstliegenden Sorge befreit, entfernte sich schweren Her-

zens. Tränen füllten seine Augen, als er an die Zukunft dachte und sich sorgenvoll fragte, was werden sollte. In dieser gedrückten Stimmung wollte er nicht nach Hause gehen, um seiner Frau das Herz nicht schwer zu machen, und so wanderte er durch die Felder bis zu seinem Lieblingsplätzchen auf dem Felsen. Dort ließ er seinen Tränen freien Lauf und weinte sich herzlich aus. Eine ganze Weile saß er einsam und still da, den Blick betend zum Himmel gerichtet, bis die Worte eines Liedes ihm ins Gedächtnis kamen und sein Herz mit neuem Mut erfüllten. Schnell tilgte er darauf alle Tränenspuren, wusch sein Gesicht in einem Bächlein in der Nähe und ging getröstet heim. Seine Frau fragte glücklicherweise nicht, was der Schuhmacher gesagt hatte. Sie wußte ja, wieviel sie ihm schuldeten. Augenscheinlich hatte der Schuhmacher die Schuhe zum Flicken angenommen; so würde er sie auch machen, und für das Weitere würde Gott sorgen. Da sie nicht fragte, sagte ihr Mann ihr auch nichts von dem Versprechen, das er dem Meister gegeben hatte.

Am Sonntagmorgen, als der Lehrer sich zum Kirchgang bereit machte, wurden die Schuhe zu seiner und seines Weibes großer Freude gebracht. Auch die Rechnung war dabei. In steifen Schriftzügen geschrieben, war sie in folgender Weise abgefaßt:

„Item — ein Paar Stiefel geflickt und gesohlt — letzterer hat versprochen, wenn diese Rechnung nicht bezahlt wird, seine Kuh zu verkaufen — macht 14 Sgr.
Die alte Schuld 25 Tlr.

zusammen 25 Tlr. 14 Sgr.

Einmal geht es mit der Geduld und dem Gewähren von Kredit zu Ende, denn ich brauche mein Geld selbst sehr nötig. Dabei bleibt's, und nach diesem wird Klage erhoben.

Lobias Werner, Schuhmacher."

Da seine Frau gerade in der Küche war, steckte der Lehrer die Rechnung, die er seufzend gelesen hatte, in die Brusttasche seines Sonntagrock's. Solange seine Frau nicht fragte, brauchte sie nicht zu wissen, wie die Sachen standen. Sie fragte auch nicht, und so ruhte die Angelegenheit vorläufig.

Am Tage vor der Ankunft des Königs fragte Frau B. ihren Gatten:

„Lieber Fritz, hast du auch eine Abschrift von dem Liede gemacht? Es ist möglich, daß der König eine solche wünscht, um die Worte nachlesen zu können.“

„Da hast du recht, liebe Maria. Ihr Frauen denkt doch immer ein gut Stück weiter als wir Männer“, erwiderte er, ging an den Schrank und nahm einen Bogen von seinem besten Papier heraus. Darauf schrieb er zuerst die Melodie in Noten, darunter in feinen Buchstaben den ersten Vers. Die anderen Verse folgten in derselben zierlichen Handschrift, und als die Abschrift fertig war, legte er sie zur Aufbewahrung für den nächsten Tag in den Schrank.

„Erinnere mich daran“, bat er seine Frau, „daß ich sie morgen nicht vergesse mitzunehmen.“

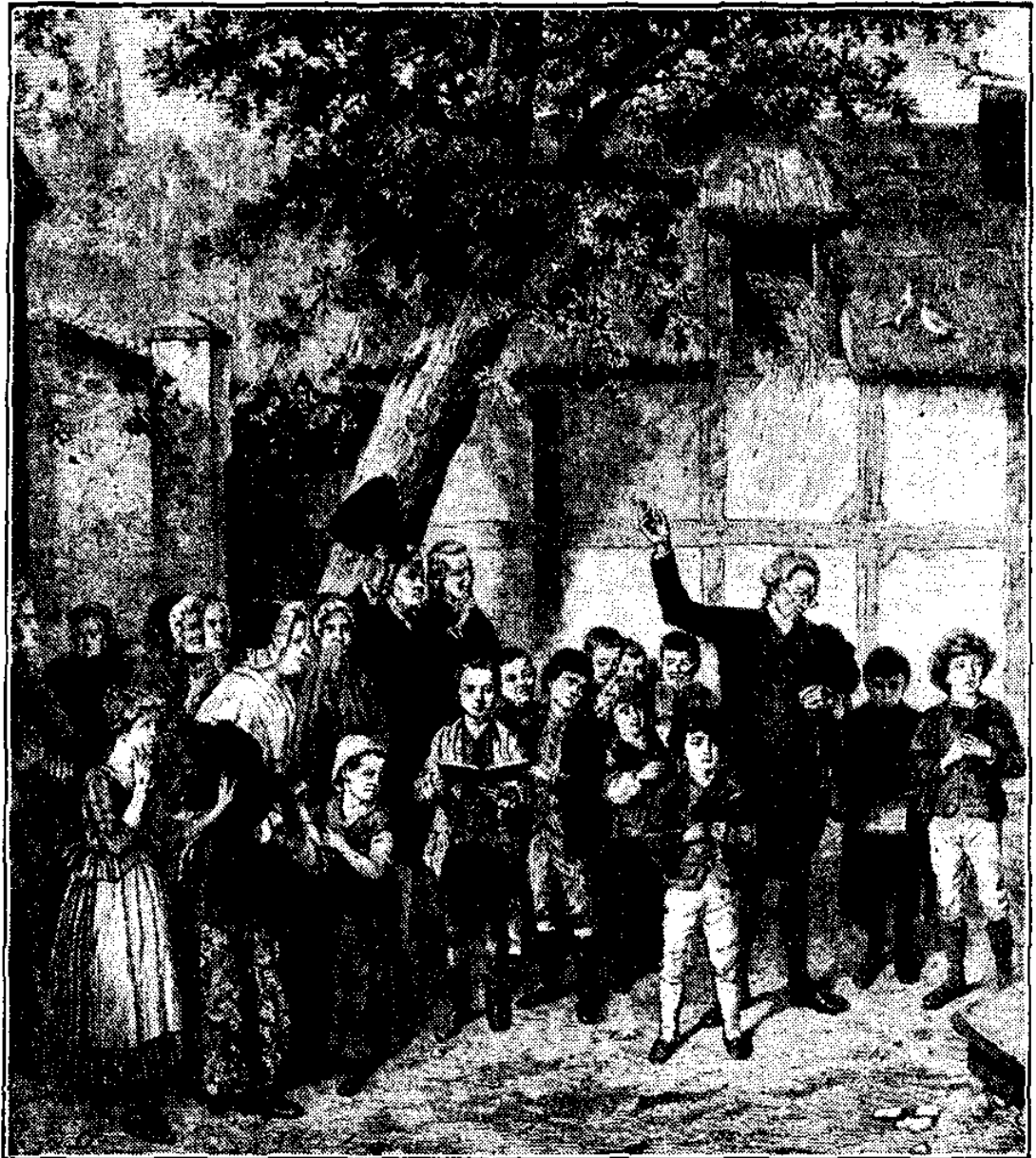
Der Morgen des wichtigen Tages brach an. In aller Frühe schon war das Dorf munter. Die Kinder konnten kaum die Zeit erwarten. Schon um sieben Uhr spazierten sie festlich gekleidet umher. Zwar wurde der König erst um zehn Uhr erwartet, doch

das kleine Volk war schon seit fünf Uhr aus den Betten und hatte seitdem den Müttern keine Ruhe mehr gelassen. Auch der Lehrer war früh aufgestanden. Mit liebendem Stolz und freudiger Genugtuung betrachtete ihn seine Gattin in seinem Festtagsanzug, in dem er wirklich gut aussah. Der Rock, gestopft und überfärbt, wie er war, war sauber und anständig. Auch der Hut sah ordentlich aus.

„Vergiß die Abschrift des Liedes nicht, Fritz!“ mahnte die Schulmeisterin noch gerade im rechten Augenblick, als ihr Mann sich zum Gehen wandte.

Er nahm den Bogen aus dem Schrank, steckte ihn in seine Brusttasche und eilte dann, die Geige in der Hand, zu der unruhig harrenden Kinderschar, die schon in Reih und Glied aufgestellt stand und ihn mit einem „Guten Morgen, Herr Lehrer!“ fröhlich begrüßte. In flottem Marsch ging es dann dem Platz zu, an dem der König vorbeikommen sollte. Auch die Dorfbewohner, Männer und Frauen, voran die Angesehensten des Ortes, fanden sich unter dem großen Nußbaum ein. Bald war alles aus dem ganzen Dorf versammelt, was nicht unbedingt zu Hause bleiben mußte. Der Lehrer stellte die Kinder auf, wie sie beim Singen stehen sollten. Die Erwachsenen, Männer und Frauen getrennt, gruppiereten sich hinter und neben ihnen. Vor ihnen stand der Lehrer, daneben die Vertreter der Gemeinde, alle im besten Sonntagsstaat. Es war ein festlich-fröhliches Bild dort unter dem großen Nußbaum.

Stunde um Stunde ging langsam dahin, und der König war noch nicht gekommen. Endlich aber vernahm man Salutschüsse. „Er kommt! Er kommt!“ schrie es jubelnd durcheinander. Die Kinder zitterten



vor Ungeduld und gespannter Erwartung, und der Lehrer hatte Mühe, sie ruhig zu halten. Da erschien der Postpferdemeister von der Nachbarstadt mit einigen schäumenden Pferden, und gleich darauf kam der Wagen, in dem Friedrich Wilhelm IV. saß. Kapfen und Hüte flogen von den Köpfen, als der Wagen sichtbar wurde. Der König merkte sogleich, daß man hier einen Willkommensgruß, so wie er ihn liebte, vorbereitet hatte, und ließ den Wagen halten.

Da gab der Lehrer das Zeichen, und die kleine Schar stimmte ihren Gesang an. Lieblich schallte es über die Flur. Die Kinder sangen das einfache, aber zu Herzen sprechende Liedchen mit Begeisterung und wirklich bewundernswert.

Aufmerksam hatte Friedrich Wilhelm gelauscht. Als der Gesang beendet und die Hurrarufe der Leute verklungen waren, winkte er den Lehrer zu sich, der etwas ängstlich, aber doch mit Würde an den königlichen Wagen trat.

„Die Kinder haben wunderschön gesungen. Ich danke Euch für das freundliche Willkommen“, sagte der König. „Lied und Melodie aber sind mir unbekannt. Vielleicht habt Ihr eine Abschrift zur Hand?“

Der Schulmeister verneigte sich, griff in die Brusttasche seines Rocks und überreichte dem König die Abschrift. Dieser entfaltete das Schriftstück, las es aufmerksam durch, während ein kaum merkliches Lächeln über sein gütiges Gesicht ging, und fragte dann freundlich:

„Seid Ihr schon lange hier angestellt?“

„Ungefähr dreizehn Jahre, Majestät.“

„Ist es eine gute Stelle?“ forschte der König weiter.

Der Lehrer nannte die Höhe seines Einkommens.

„Das ist alles? Und Ihr könnt es einrichten, davon zu leben?“

„Mit meiner Frau und acht Kindern“, lautete die mit etwas belegter Stimme gegebene Antwort.

Ein Schatten ging über des Monarchen Gesicht. Er streckte dem Lehrer die Hand hin, dankte noch einmal, und der Wagen rollte davon.

Schweigend lehnte Friedrich Wilhelm in der Ecke seines Wagens. Er las noch einmal die Worte des Liedes, das ihm gut gefiel. Es war ein erfolgreicher Versuch und zeigte das Talent des Verfassers. Doch mit ihm hatte der König zugleich ein anderes Papier entfaltet, die Rechnung des Schuhmachers, die unvermerkt zwischen die Blätter der Abschrift geraten und so in die Hände des Königs gelangt war. Der edle Fürst erriet den Zusammenhang sogleich. Bei der nächsten Station beauftragte er seinen Adjutanten, dem Bürgermeister des Ortes zusammen mit der Rechnung eine entsprechende Geldsumme auszuhändigen und ihn anzuweisen, die Schuld sogleich zu bezahlen und dem Lehrer die quittierte Rechnung zuzustellen.

Am Abend des folgenden Tages saß unser Freund allein mit seiner Frau im Wohnzimmer. Die Kinder waren zur Ruhe gegangen. Hell schien der Mond durchs Fenster, und die sparsame Hausfrau, froh, Öl- und Kerzenlicht sparen zu können, strickte beim Mondenschein. Der Schulmeister war nach der Anregung des vorausgegangenen Tages heute doppelt niedergeschlagen. Er sann darauf, wie er seiner Frau von dem Versprechen, das er dem Schuhmacher gegeben hatte, erzählen, und wie er sie auf den Verkauf der Kuh vorbereiten solle. Da hörte er den festen Tritt eines Mannes draußen. Dann klopfte es.

„Wer mag das sein?“ sagte die Frau erstaunt.
 „Kein Nachbar kommt so spät.“

„Ich bin es“, antwortete eine bekannte Stimme. Es war der Ortsdiener, der die amtlichen Mitteilungen an die Gemeindeglieder zu überbringen pflegte. Der Lehrer öffnete die Tür; der Mann hän-

digte ihm mit den Worten: „Vom Bürgermeister von N.“ ein Schreiben ein und ging wieder.

„Ein Brief vom Bürgermeister von N.? Was mag der denn von mir wollen?“ fragte der Schulmeister sich, als er wieder ins Zimmer zurückging. Seine Frau machte Licht, während er das Siegel erbrach und den Inhalt überflog.

„Ist es möglich?“ rief er laut, als er zu Ende gelesen hatte.

Angstlich schaute die Frau über die Schulter ihres Mannes in das Schreiben, das er in der Hand hielt. Ihre Augen fielen zunächst auf die Rechnung des Schuhmachers, unter der die Worte standen: „Betrag dankend erhalten, Tobias Werner“. Sie konnte sich die Sache nicht recht erklären, aber da schlug ihr Mann die Hände zusammen und blickte tiefbewegt zum Himmel empor. Dann erzählte er seiner treuen Gehilfin, was sich zwischen ihm und dem Schuhmacher zugetragen, wie er das Versprechen gegeben hatte, seine Ruh zu verkaufen, um die Rechnung endlich bezahlen zu können, wie er die Rechnung dann in die Tasche seines Sonntagrockes gesteckt habe und nachher auch die Abschrift des Liedes. Die dünne Rechnung mußte sich dabei zwischen die Seiten des stärkeren Papiers geschoben haben und so, ohne sein Wissen, in die Hand des Königs gelangt sein. Der geliebte König aber hatte veranlaßt, daß die Rechnung beglichen und ihm quittiert durch den Bürgermeister von N. zugesandt wurde.

„Gottes reichsten Segen über unseren edlen Landesherrn!“ rief die glückliche Frau aus.

Ihr Gatte aber konnte zunächst noch nicht so fröhlich einstimmen. Er fragte sich besorgt, was der

König wohl von ihm gedacht haben mochte, daß ihm ein solches Versehen unterlaufen konnte.

„Deswegen gräme dich nicht, lieber Fritz“, rief Frau B. „Solch ein Mann ist viel klüger als unser-eins. Er hat erraten, wie alles gekommen ist, und deshalb auch ohne Zögern die Rechnung bezahlt. Wir wollen unserem Gott von Herzen dankbar dafür sein, daß Er so wunderbar dein Gebet erhört hat. Betrübe dich daher nicht, sondern freue dich über den Segen, der uns zuteil geworden ist.“

Diese verständigen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Lehrer mußte sich selbst sagen, daß der König wohl kaum die Rechnung bezahlt haben würde, wenn er ihm zürnte. Es sollte aber noch besser kommen. Friedrich Wilhelm, der gern half und, wo er konnte, nicht versäumte, Gutes zu tun, vergaß den Lehrer und seine traurige Lage nicht. Er zog Erkundigungen über ihn ein und erhielt die beste Auskunft über seinen Fleiß und seine Treue. Von der Ortsverwaltung wurde ihm auch bestätigt, was der Lehrer über sein Einkommen gesagt hatte. Noch im gleichen Jahr empfing B. eine der besten Anstellungen des Bezirks, die gerade frei wurde, neben einer jährlichen Beihilfe der Königin von 50 Talern, die ihm so lang ausbezahlt werden sollte, bis sein jüngstes Kind erwachsen war.

Nie haben dankbarere Herzen den edlen König gesegnet, noch treuere die Güte Gottes auf ihn herabgefleht. Das Vertrauen der Lehrersfamilie auf Gott wurde durch das Erlebnis reich gestärkt, und von der Zeit dieser schönen Erfahrung an sangen sie noch weit inniger und verständnisvoller ihr Lieblingslied:

„Keiner wird zuschanden,
Welcher Gottes harrt;
Sollt' ich sein der erste,
Der zuschanden ward?
Nein, das ist unmöglich,
Du getreuer Hort!
Eher fällt der Himmel,
Als mich täuscht Dein Wort.

„Du hast zugesaget:
Wer da bittet, nimmt,
Wer da sucht, soll finden,
Was ihm Gott bestimmt;
Wer im festen Glauben
Mutig klopft an,
Dem wird ohne Zweifel
Endlich aufgetan.

„Nun, so will ich's wagen,
Herr, auf Dein Gebot,
Alle meine Sorgen,
Alle meine Not,
Alles mein heimlich Grämen,
Alles, was mich quält,
Dir ans Herz zu legen,
Der die Tränen zählt.

„Du bist mein Erbarmender
Und mein bester Freund,
Meines Lebens Sonne,
Die mir lacht und scheint
Auch in finstern Nächten,
Und durchs Todestal
Mir hinüber leuchtet
Zu des Lammes Mahl.“

Vier Fragen für nachdenkliche Leute

1. „Wen wollt ihr, daß ich euch losgeben soll, Barabbas oder Jesum, welcher Christus genannt wird?“ (Matthäus 27, 17.)

Obwohl es schon lange her ist, daß diese Frage gestellt wurde, richtet sie sich doch heute noch mit derselben Kraft an die Menschen wie in jenen Tagen.

Auch heute noch werden die Menschen vor die Wahl gestellt: Barabbas oder Jesus? Barabbas verkörperte das Böse, Gesetzlose, ja, Teuflische; Jesus stellte alles dar, was heilig und göttlich ist. Da werden die Menschen sich doch keinen Augenblick besonnen und Jesum gewählt haben. Aber nein! „Die Hohenpriester und die Ältesten überredeten die Volksmengen, daß sie um den Barabbas bäten, Jesum aber umbrächten.“

So ist das Herz des Menschen, mein Leser, deines und meines. Beachte, daß es nicht die lasterhaften, verworfenen, öffentlich bekannten Sünder waren, die in dieser Wahl allen vorangingen. Es waren vielmehr religiöse Menschen: Priester und Älteste, die die Menge überredeten, einen Mörder dem Fürst des Lebens vorzuziehen. Welch eine Offenbarung des Herzens des gefallen Menschen!

2. „Welchen von den beiden wollt ihr, daß ich euch losgebe?“ (V. 21.)

Die Frage wird zum zweiten Male erhoben, diesmal in noch einfacherer, ganz unmittelbarer Weise. Zwei Männer standen in Frage. Zwischen ihnen

mußte gewählt werden. Welcher von den beiden? Man mußte sich für Jesum o d e r für Barabbas entscheiden.

Und heute? — Die Menschen stehen wieder vor der gleichen Entscheidung. Wen wollen sie wählen? den reinen, heiligen Menschen, Gottes eingeborenen, geliebten Sohn, oder den Menschen der Sünde und mit ihm alles, was er anzubieten hat: die Welt, ihre Vergnügungen, ihre vergängliche Pracht, aber auch ihre Sünden und ihre falsche, trügerische Religion?

Ohne Zaudern, ohne die geringste Zurückhaltung, ohne auch nur eine Spur von Schamgefühl zu verraten über die jedem anständigen Gefühl hohnsprechende Wahl, kommt die Antwort: „Barabbas“.

Die Bedeutung des Namens Barabbas ist bemerkenswert. Barabbas heißt „Sohn des Vaters“. Wir haben es hier mit einer Art satanischer Verfehrung oder fälschlicher Nachahmung des wahren Sohnes des Vaters, Jesus, zu tun. Der Herr sagte bei einer Gelegenheit zu den Juden: „Ihr seid aus dem Vater, dem Teufel, und die Begierden eures Vaters wollt ihr tun“. (Joh. 8, 44.) Ihre Wahl gab daher Kunde von dem tief in der Brust des gefallen Menschen eingewurzelten Haß gegen Gott. Sie taten die Werke i h r e s Vaters.

3. „Was soll ich denn mit Jesu tun, welcher Christus genannt wird?“ (B. 22.)

Die Wahl ist getroffen, und Pilatus will jetzt wissen, was er mit Dem tun soll, der als Jehova-Heiland und einziger Mittler zwischen Gott und Menschen in göttlicher Liebe die himmlische Herrlichkeit aufgegeben hatte und in die sündige Welt gekommen

war, um Gottes Liebe, Gnade und Erbarmen kundzumachen.

Hätte die Antwort nicht lauten sollen: „Kröne Ihn zum König und Herrn über alles“? Aber nein, ganz etwas anderes wünschte der Mensch. Anstatt Ihn mit einer Krone von Gold und köstlichen Steinen zu schmücken, setzt man Ihm eine Dornenkrone auf. Statt der königlichen Kleider wird Ihm aus Spott ein Purpurmantel umgehängt, statt des königlichen Zepters Ihm ein Rohr in die Hand gegeben, und statt der gebührenden Ehrenbezeugungen wird Er verhöhnt, verspottet und — angespieen. Wiederum müssen wir ausrufen: Welch eine Bloßstellung des menschlichen Herzens bis in die Abgründe seines sittlichen Seins! Vollkommene Güte, Wahrheit und Liebe wurde mit vollkommener Schande, Bosheit und tödlichem Haß erwidert. „Er werde gekreuzigt!“ lautet die schreckliche Antwort.

Waren das noch menschliche Lippen, über die diese Worte gekommen sind? Es war so. Aber vielleicht sagst du: „Das konnten nur die bösen Juden tun“. O nein, es waren „sowohl Herodes als Pontius Pilatus mit den Nationen und den Völkern Israels“, die sich wider Ihn versammelt hatten. (Apsstgsh. 4, 27.) Die ganze Welt war an der furchtbaren Tat beteiligt, Juden und Heiden. Menschen von äußerst verschiedenen politischen und religiösen Ansichten waren sich einmal im Leben einig und gaben die einstimmige Erklärung ab: „Nicht diesen, sondern den Barabbas“.

Ist es heute anders geworden? Freilich hat die Welt ein religiöses Kleid angelegt. Ein großer Teil zum mindesten trägt den Namen Christi, doch es ist

jetzt so wahr wie je, daß „die Gesinnung des Fleisches (der nicht erneuerte Sinn des Menschen) Feindschaft ist gegen Gott“. Und wenn wir dafür noch weitere Beweise wollen, so haben wir sie in der Tatsache, daß die Menschen auch heute jede Lust und Eitelkeit dieser Welt Christo vorziehen.

4. „Was hat Er denn Böses getan?“ (B. 23.) Barabbas war wegen eines Mordes und Aufstandes angeklagt. Was aber hatte Jesus getan? Gab es irgend etwas, das man Ihm hätte zur Last legen können? Selbst Seine schlimmsten Feinde vermochten nichts gegen Ihn vorzubringen. Aber nur umso durchdringender und erbitterter klingt ihr Geschrei: „Er werde gekreuzigt!“

Und so wie Er der Heilige und Fleckenlose war, der keine Sünde kannte, so wenig wurde Trug in Seinem Munde gefunden. Warum mußte Er denn sterben? Du sagst: Der Haß und die Bosheit Seiner Feinde brachten Ihn zum Tode. Wohl, aber hinter diesem stand ein anderer, tieferer Grund. Kein anderer als Er konnte die Sünden der Menschen sühnen, kein anderes Opfer konnte den Ansprüchen eines heiligen Gottes und der tiefen Not des Sünders begegnen. Und in göttlicher und unendlicher Liebe war Er bereit, dieses Opfer zu bringen, koste es, was es wolle.

Leser, in bezug auf das Kreuz gibt es keine Neutralität. Du mußt dich entweder auf die Seite Jesu oder auf die Seite Barabbas' stellen, mit anderen Worten: Du mußt Christum oder die Welt wählen. Es gibt keine Umgehung dieser Frage, keinen Mittelweg. Du sage mir: Was willst du mit Jesu tun, der Christus genannt wird?

Die Beantwortung dieser Frage ist ausschlaggebend für dein ewiges Heil. Von ihr hängt es ab, ob du die Ewigkeit im Himmel oder in der Hölle zubringen wirst. Die Entscheidung liegt bei dir. Welch eine Bitterkeit muß dereinst einer verlorenen Seele die furchtbare Selbstanklage bringen: Ich hätte Christum haben können; doch ich habe nicht gewollt. Ich zog die Welt mit ihren vergänglichen Vergnügungen, Eitelkeiten und Torheiten vor, und nun ist es für immer zu spät.

Möchtest du dich doch für Christum entscheiden, heute noch, dich Ihm als deinem Heiland anvertrauen und Ihn krönen in deinem Herzen und Leben! Dann hast du den besten und treuesten Freund für dieses Leben gefunden und die glückselige Gewißheit, bald für immer in ewiger Freude bei Ihm zu sein.

Wißt du nicht zu Jesu eilen,
 Eh' der Gnadentag sich neigt?
 Wißt du länger draußen weilen,
 Bis dich ew'ger Tod erreicht?

Wißt du Jesu Heil verachten,
 Bis die Sonne untergeht?
 Bald wird Dunkel dich umnachten,
 Ewig ist es dann zu spät!

Eile, eile! Bald wird schlagen
 Deine letzte Gnadenstund',
 Und der Wurm wird ewig nagen,
 Und verschlossen ist dein Mund!

Gnade ist dann nicht zu finden,
 Nicht mehr Ruh' in Ewigkeit,
 Gott begegnet deinen Sünden
 Dort in Seiner Heiligkeit.

„Wie, wenn es nach allem doch wahr wäre?“

Ein junger Mann wanderte gedankenvoll durch die menschengefüllten Straßen einer Großstadt. Im Verkehr mit anderen jungen Leuten seines Standes war er dahin gekommen, an der Wahrheit des Evangeliums zu zweifeln und die Berichte der Evangelien als „listig ersonnene Fabeln“ zu verwerfen. Doch seit kurzer Zeit war er in dieser Überzeugung wankend geworden. Die äußeren Verhältnisse hatten sich plötzlich für ihn zum schlechteren gewendet. Seine Aussichten für die Zukunft waren dunkel und ungewiß geworden. Und kaum war das Unglück über ihn hereingebrochen, als sich auch die bis dahin so wertgeschätzte Freundschaft seiner Gefährten, die ihn auf den Weg des Unglaubens gebracht hatten, als völlig hohl und wertlos erwies. Die Gutwetter-Freunde hatten ihn verlassen; dagegen hatten seine früheren Bekannten unter den Christen sich als echte Freunde in der Not gezeigt. Als sie von seinen Schwierigkeiten erfuhren, waren sie ihm zu Hilfe geeilt und hatten eine wohlthuende Teilnahme für ihn, sowohl was sein zeitliches als auch was sein ewiges Wohl betraf, bekundet. Diese seine wahren Freunde hatte er am Abend vorher auf ihre freundliche Aufforderung hin an einen Ort begleitet, wo man zu gemeinsamem Gebet zusammenzukommen pflegte. Er hatte den Gebeten gelauscht, freilich ohne selbst mitzubeten. Er hatte sogar nicht einmal geglaubt, daß sie erhört und beantwortet werden würden; doch war es ihm bei dieser Gelegenheit besonders aufgefallen, wie

glücklich jene Leute waren, und sein eigenes Elend war ihm dadurch nur umso mehr zum Bewußtsein gekommen.

Als er an diesem Abend durch die belebten Straßen schritt, über die Erfahrungen der letzten Tage nachsinnend, war es ihm plötzlich, als flüstere ihm jemand, mitten im Verkehrslärm, die Worte ins Ohr: „Wie, wenn es nach allem doch wahr wäre?“

Es war nicht ein bloßer Gedanke, der seinen Sinn durchkreuzt hatte. Er hatte mit erstaunlicher Deutlichkeit die Worte vernommen. Einen Augenblick stutzte er. Dann, über sich selbst lächelnd, versuchte er, sich des ernstesten Eindrucks, den die seltsamen Worte auf ihn gemacht hatten, zu erwehren, doch vergeblich. Im dichtesten Menschengewühl, suchte er seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es war unmöglich. Die Worte waren unauslöschlich seinem Sinn eingeprägt. Womit er sich auch beschäftigte, immer klang die forschende Frage in seinen Ohren: „Wie, wenn es nach allem doch wahr wäre?“

Es dauerte nicht lange, da sah der junge Mann ein, daß, wenn es wahr war, was in der Bibel stand, ewiges Verderben seiner wartete. Doch der Geist Gottes, der ihm die Frage zugerufen hatte, leitete ihn auch zu der anderen Frage:

„Was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?“

Und Er befähigte ihn, nach erstem Kampf hinzublicken auf „das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt“.

Wir haben diese kurze Erzählung mitgeteilt, damit sie als Ermunterung diene, in treuer Fürbitte für die, die noch in Finsternis sind, fortzufahren und nicht müde zu werden im Gutes tun. Allen Zweifel-

süchtigen aber möchten wir die ernste Frage zu erwägen geben:

„Wie, wenn es nach allem doch wahr wäre?“

„Für Gottlose gestorben!“

Sie brauchen gar nicht mit mir zu reden, mir ist doch nicht zu helfen“, sagte ein Mann.
 „Nein“, erwiderte ich, „kein Mensch kann Ihnen helfen, aber Jesus kann es.“

„Nein nein, ich bin ein gottloser Mensch. Mir kann niemand helfen.“

Da schlug ich Röm. 5, 6 auf und deutete mit dem Finger auf die Stelle.

„Da, lesen Sie das!“

Er las: „Christus ist, da wir noch kraftlos waren, zur bestimmten Zeit für **Gottlose** gestorben.“

Der Mann schien seinen Augen nicht mehr zu trauen. Er las noch einmal und wiederholte: „Christus ist für **Gottlose** gestorben — das habe ich noch nie in der Bibel gelesen, noch nie gehört!“

Seine Hände begannen zu zittern, und in tiefster Erschütterung, mit Tränen in den Augen und mit vor Bewegung zitternder Stimme, rief der starke Mann aus:

„Ich hatte keine Ahnung davon, daß Jesus mich so lieb habe!“ und in tiefster Seelenangst schrie er: „O Gott, rette mich um Jesu willen!“

Sein Flehen wurde erhört. Gott schenkte ihm die Gewißheit der Vergebung durch Jesus, der für **Gottlose** starb.

Wie ich für immer glücklich wurde

Ich bin im Jahre 1873 als Sohn einer achtbaren Familie geboren. Mein Vater war Leineweber und hat mit Arbeit und Fleiß seine Familie redlich ernährt. Es ging zwar nicht in Uppigkeit zu bei uns, aber wir hatten doch immer genug. Allerdings waren wir fünf Kinder gewöhnt, mit allem zufrieden zu sein. Kostverächter gab es unter uns nicht. Es war in unserem Hause Sitte, daß die beiden Jüngsten bei jeder Mahlzeit ein Tischgebet sprachen. Auch brauchte man, wenn man die Bibel lesen wollte, nicht lange nach ihr zu suchen; noch weniger war man genötigt, wie das in manchen Häusern so ist, zuvor den fingerdicken Staub abzuwischen. Die Bibel wurde fast jeden Tag gebraucht. An den langen Winterabenden, wenn die Schularbeiten gemacht waren, und der Vater sein Weberschiffchen noch rastlos hin und her gehen ließ, daß es eine Lust war zuzusehen, saßen wir Kinder oft mit dem Großvater und der Mutter zusammen und sangen ein Lied, meist religiösen Inhalts, und die gute Mutter hatte dann wohl immer ihre Bibel und ihr Gebetbuch vor sich liegen. Beim Zubettgehen vergaß keiner von uns das Nachtgebet. So empfing ich Eindrücke, die ich zeitlebens behalten habe. Schon in der Schulzeit mußte man mir wohl anmerken, welch ein Geist in unserem Hause wehte, denn man nannte mich in der Schule oft spöttisch den „Pfarrer“. Daß etwas in

mir lag, ist mir heute völlig klar. Das schien auch unser Ortpfarrer gemerkt zu haben, denn er gab mir als Konfirmationspruch den Vers: „Ich habe für dich gebetet, auf daß dein Glaube nicht aufhöre“. (Luk. 22, 32.) Über dieses Wort, das ich in seiner Bedeutung damals gar nicht verstand, habe ich viel nachdenken müssen.

Nach beendeter Schulzeit mußte ich ein Handwerk erlernen. In dieser Zeit verloren sich die ernstesten Regungen in mir, und die Reize der Welt begannen Eindruck auf mich zu machen. Ich gewann die Welt lieb.

Als meine Lehrzeit halb beendet war, starb nach zehntägiger Krankheit meine liebe, treubeforgte Mutter. Sterben konnte man das zwar nicht nennen, so friedlich entschlief sie. Morgens um zehn Uhr mußte mein Vater ihr die Rissen wegnehmen — wegen Wassersucht konnte sie eigentlich nur sitzen —; als der Vater zwei Rissen entfernt hatte, sagte sie: „Nimm das letzte auch noch weg. Ich will jetzt gehen, denn ich habe Lust abzuschneiden, um bei Christo zu sein.“ Dann legte sie sich langsam zurück und war daheim. Das war in der Tat kein Sterben, sondern ein seliges Entschlafen. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, und die früheren Gefühle wurden wieder mehr wach. Aber ach! nicht lange hielt das an, obwohl ich nach dem Tode meiner Mutter einem christlichen Jünglingsverein beitrat. Das, was ich da sah und hörte, konnte mir auch wenig helfen. Es wurde viel davon gesprochen, wie man sich bessern müsse, wie man die Welt nicht lieb haben und ein neues Leben führen solle. Aber ich war ja nach Römer 5 und Epheser 2 kraft- und gottlos, ein Sün-

der und Feind Gottes, ja, tot in Sünden. Wie sollte ich in solchem Zustand ein neues Leben führen? Das war ja ganz unmöglich, und es zeigte sich auch bald.

Als meine Lehrzeit beendet war, ging ich in die Fremde. Da kam das Heimweh. Aber meine Meisterin verstand es, mir darüber hinwegzuhelfen, indem sie mich darauf aufmerksam machte, was es in der Stadt alles zu sehen gab: Theater, Tanz usw. Für das Theater hatte ich nichts übrig, aber Musik und Tanz, das war etwas für mich. Ich wurde ein leidenschaftlicher Tänzer. Wo Tanzmusik war, da war ich zu finden, das war fast stadtbekannt. Ach, wie töricht ist man doch! die ganze Woche die schwere Arbeit tun und am Sonntag den so sauer verdienten Lohn vertanzen, verjubeln. Merkwürdig war, daß ich in all der Zeit fast jeden Abend in meinem Gebetbüchlein „Der christliche Wegweiser“ ein kurzes Gebet las, sodaß ich die meisten Gebete auswendig wußte. So gingen über zwei Jahre dahin.

Da schrieb mir mein Lehrmeister, ich möchte wieder zu ihm kommen. Ich folgte der Aufforderung und kam damit wieder in ein Haus, in welchem ein christlicher Geist herrschte. Einige Familienglieder besuchten auch christliche Zusammenkünfte, in denen man gemeinsam Gottes Wort betrachtete. Eine Tochter des Hauses, die entschieden gläubig war, bat mich, doch auch mitzugehen. Ich tat das, aber wohl mehr um der Tochter willen, als im Gedanken an mein Seelenheil. Man nahm mich freundlich auf, und da ich stets gern gesungen hatte, beteiligte ich mich eifrig an den gemeinsamen Gesängen der jüngeren Leute. Besonders das Lied: „Es erglänzt uns von ferne ein Land“, haben wir jungen Leute in jener Zeit oft ge-

sungen. Auch die Wortbetrachtungen interessierten mich, und wenn ich einmal aufgefordert wurde zu beten, so schlug ich es nicht ab. Von den anderen hatte ich schon so viel gelernt, daß ich, wenigstens meiner Ansicht nach, ganz schöne Gebete zustande brachte. Aber bekehrt oder wiedergeboren war ich deshalb nicht.

Dieser Zustand hielt etwa fünf Monate an. Da auf einmal zog es mich wieder mit Macht in die weltlichen Vergnügungen zurück. Im Herbst des Jahres fand das sogenannte Kirchweihfest statt, bei welcher Gelegenheit zwei Tage hindurch getanzt wurde. Ich ging hin, und der Teufel hatte Helfershelfer genug, sodaß ich ganz umgarnt wurde. Mit Freuden wurde ich aufgenommen, umsomehr als ich nicht mittellos erschien. Ach, die schönen Goldstücke, die ich mitgebracht hatte, wurden in den zwei Tagen fast alle verjubelt. Geschlafen wurde fast gar nicht. Wieder einmal recht im Zuge, verbrachte ich in dieser Weise etwa drei Monate. Die Freunde suchten mich immer fester in ihren Kreis zu ziehen, und es gelang ihnen auch.

Da aber trat Gott mir in den Weg. Es war im Dezember desselben Jahres, als wir wieder einmal eine „ordentliche Tour“, wie wir sagten, gemacht hatten. Nachdem wir uns zuerst im Wirtshaus am Bier gütlich getan hatten, torkelten wir zu einem Freund, der gerade Schnaps brannte. Nun wurde auf das Bier Schnaps getrunken. Aber das wurde für mich, der ich nicht ans Schnapstrinken gewöhnt war, zu viel. Man mußte mich fast nach Hause tragen, wo ich die Nacht im Stall zubrachte. Als der Rausch am anderen Morgen wieder etwas vergangen war, sah

ich mit tiefer Scham, wohin ich gekommen war. Ich schämte mich vor allen, die im Hause waren. Aber das war nicht alles. Gott fing an mir zu zeigen, was ich war in S e i n e n Augen. In der folgenden Nacht sah ich mein ganzes verlorenes Leben. Bis in die frühen Kinderjahre zogen Dinge an meinem Auge vorüber, die nur böse waren. Es kam mir vor wie ein nicht endenwollender Eisenbahnzug, alle Wagen schwer beladen. Was ich in den darauf folgenden Tagen durchlebt habe, kann ich hier nicht wiedergeben. Ich war der elendeste unter den Sündern. Meine Religion, mein Kirchen- und Versammlungsbesuch, meine schönen Gefühle und Regungen in den früheren Jahren, alles ließ mich im Stich. Ich betete, ich flehte zu Gott, ich las in der Bibel. Aber drei Monate vergingen, und immer noch hatte ich keine Ruhe und keinen Frieden. Da eines Tages, es war am 14. März 1896, morgens um zehn Uhr, als der Meister in den Stall ging, das Vieh zu besorgen, und ich allein in der Werkstatt blieb in fast verzweifelndem Zustand, legte ich für einige Minuten die Arbeit nieder und rief in der Not meiner Seele: „O Herr, so kann ich nicht mehr leben. Ich bin verloren!“ Da war es mir, als hätte ich eine Stimme hinter mir sagen hören: „Fürchte dich nicht! Der Herr ist d e i n Hirte. Dir wird nichts mangeln.“ Voller Freude, nicht wissend, wie mir geschah, verließ ich die Werkstatt, eilte in mein Schlafzimmer, warf mich auf meine Kniee und dankte Gott in Worten, die ich nicht wiederzugeben vermag. Das Glück war zu groß. Das ganze Haus sah mir an, daß etwas Besonderes mit mir vorgegangen war, und einer raunte dem anderen zu: „Der scheint ja überglücklich zu sein“.

Von dieser Stunde an habe ich keine Minute mehr an meiner Errettung gezweifelt. Ich wußte, daß der Herr mir alle meine Sünden vergeben hatte. Ich besaß ewiges Leben und Frieden mit Gott. Der Verlorene war gefunden worden.

Manch schweren Weg habe ich seitdem noch gehen müssen. Aber immer habe ich die Treue und Güte meines Herrn in reichem Maße erfahren. Besonders köstlich war es mir, den Platz zu finden, an dem man sich mit anderen Gläubigen versammelt, um dem treuen Herrn und Erlöser als Erlöste gemeinsam Lob, Dank und Anbetung darzubringen. Ich habe erfahren, daß es ein unendlich großes Vorrecht ist, solches schon auf dieser Erde in Schwachheit tun zu dürfen. Und herrlich ist die Aussicht, daß ich es bald droben in Vollkommenheit tun werde mit allen Erlösten!

Die verlorene Quittung

In einem Dorf in Thüringen lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein frommer und gesegneter Bauer, namens Kruse. Er hatte von seinen Eltern ein schönes Gut geerbt, dessen Aussehen auf den ersten Blick verriet, daß sein Besitzer sich in guten Umständen befand. Haus, Ställe und Scheunen waren geräumig und zeugten von Wohlstand und Fleiß. Die Fenster des heimeligen Wohnhauses, über das ein alter Lindenbaum seine Zweige breitete, blinkten und blitzten, wenn die Sonne darauf schien. Der Gutshof war in bestem Zustand und umfaßte ein ansehnliches Gelände, auf dem sich von früh bis spät

fröhliches Leben entfaltete. Vier prächtige Pferde standen im Stall. Acht wohlgenährte Kühe und eine muntere Schafherde grasteten in den Wiesen. Schweine, Geflügel und Tauben — kurz, alle Bewohner eines wohlbestellten Hofes waren vertreten.

Kruse und seine Frau lebten in glücklichster Ehe. Sie hatten vier fröhliche und gesunde Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, die, gut geartet, zur Freude der Eltern heranwuchsen. Das Beste aber von allem war: die Furcht und der Friede Gottes herrschten in Haus und Hof. Nicht nur ging der Bauer regelmäßig mit seiner Familie, um Gottes Wort zu hören, er erwartete dasselbe auch von seinen Knechten und Mägden. Jeden Morgen und jeden Abend wurde das Wort gemeinschaftlich im Hause gelesen und dazu ein Lied gesungen. Die Bibel stand bei allen Hausbewohnern in Ehren, und man gab sich Mühe, nach ihren Lehren und Geboten zu wandeln.

Indes gab es etwas, das das Glück des Bauern beeinträchtigte. Sein nächster Nachbar, dessen Hof an den seinen stieß, war ein gottloser und habgieriger Mann. Bauer Düring gehörte zu denen, die, obgleich sie selbst alles im Überfluß haben, nie genug bekommen können. Kruse war allgemein im Dorf geliebt und geachtet. Nur Düring haßte und beneidete ihn. Oft, wenn er sich unbeobachtet glaubte, stand er an der Hecke, die sein Gut von dem des Nachbarn trennte, und betrachtete mit lüsternen Blicken und finstern Gedanken das schöne Grundstück. Wo er irgend konnte, versäumte er die Gelegenheit nicht, seinem Nachbarn einen Streich zu spielen und ihm Schaden zuzufügen. Dabei ging er aber stets so schlau zu Werke, daß Kruse wohl den Urheber erraten, aber

nie einen Beweis gegen ihn erbringen konnte. Das bereitete Kruse und seiner Frau manche schmerzliche Stunden. Sie vermieden aufs sorgfältigste, Böses mit Bösem zu vergelten, und erwiesen, wo sich ihnen die Gelegenheit bot, ihrem Nachbarn Liebe und Freundlichkeit. Wenn sie aber je einmal glaubten, seinen Haß und seine Eifersucht überwunden zu haben, so mußten sie immer wieder einsehen, daß sie sich getäuscht hatten. Ja, alle ihre Freundlichkeit wurde nur mit vermehrter Abneigung belohnt.

Da kam eine Zeit, in der Nachbar Düring sich wider alle Erwartung friedlicher und freundlicher zeigte. Schon glaubte Kruse, der hartherzige Mann sei anderen Sinnes geworden, als er auf bittere Weise erfuhr, daß dies eine arge Täuschung war. Eines Tages, als Kruse an seinem Hoftor stand, kam Düring, augenscheinlich in tiefe Gedanken versunken, auf ihn zu, und nachdem er begrüßt und ein wenig über allgemeine Dinge geplaudert hatte, begann er:

„Ich komme, Herr Nachbar, um Ihnen zu sagen, daß ich kürzlich unter meinen Papieren einen über 5000 Taler lautenden Schuldbrief gefunden habe. Sie werden sich aus Ihrer Jugend erinnern, daß Ihr Vater diese Summe seinerzeit von dem meinigen geliehen hat, als er das Feld dort drüben und den dazu gehörigen Wald von Ihrem Vetter Wegener kaufte. Ich war der Meinung, das Geld sei längst zurückgezahlt worden. Doch das kann nicht sein, denn sonst würde mein Vater den Schuldbrief nicht so sorgfältig aufbewahrt haben. Ich bitte Sie nun, einmal festzustellen, ob eine Quittung über diesen Betrag in Ihrem Besitz ist. Wenn nicht, ist es hohe Zeit, daß wir über die 5000 Taler nebst Zinsen abrechnen.“

Kruse bekam bei diesen Worten seines Nachbarn keinen geringen Schrecken. Er konnte sich nicht entsinnen, eine solche Quittung unter seinen Papieren gesehen zu haben. Doch seine Ruhe schnell zurückgewinnend, antwortete er:

„Wenn jenes Schuldschreiben vorliegt, ist Ihre Forderung um Beibringung der Quittung nur berechtigt. Ich erinnere mich sehr gut, daß mein Vater einmal eine größere Geldsumme von Herrn Düring geborgt hat. Doch bin ich auch ebenso sicher, daß er sie bald darauf zurückgezahlt hat. Die Quittung muß sich finden, da mein Vater stets sehr ordnungsliebend und genau in solchen Sachen war. Ich werde sofort die Quittung hervorsuchen und hoffe, Sie bald überzeugen zu können, daß die Angelegenheit längst geregelt ist.“

Nachdenklich ging Kruse nach Hause. In seinem Wohnzimmer stand ein großer alter Eichenschrank, in dem seines Vaters Papiere aufbewahrt waren. Er schloß ihn auf, öffnete die Schubladen, nahm alle Schriftstücke, die sich darin befanden, heraus und las sie langsam und sorgfältig durch. Doch von der Quittung fand sich keine Spur. Ein schwerer Druck legte sich auf sein Herz. Er wußte, was ihm bevorstand, wenn sich das Papier nicht fand. Er würde seinem Nachbarn 5000 Taler mit all den Zinsen zahlen müssen, die seit vielen Jahren aufgelaufen waren. Wo aber sollte er eine solche Summe hernehmen? In den letzten Jahren war durch die politischen Verhältnisse der Preis für Ländereien sehr gesunken. Er würde Haus und Gut verkaufen müssen, seine Felder und sein Vieh, um den hartherzigen Mann zufriedenzustellen zu können, und dann würde er mit Weib und

Kindern als armer Mann, vielleicht als Bettler, dastehen.

So sinnend, saß er traurig vor dem Eichen-schrank, als seine Frau ins Zimmer trat. Sie sah sogleich, daß etwas nicht stimmte. Nachdem er ihr auf ihre Bitte erzählt hatte, was er von During gehört, und daß all sein Suchen nach der Quittung vergeblich sei, half sie ihm noch einmal, jeden Winkel und jede Ecke nach dem vermißten Schriftstück aussuchen. Aber auch jetzt fand sich nichts als eine in ein Rechnungsbuch eingetragene Notiz: „Fünftausend Taler von Caspar During geliehen“, und diese Eintragung war mit Tinte durchstrichen.

„Das wird uns nichts helfen“, sagte Kruse. „Diese Löschung hat vor Gericht keinen Wert. Wir könnten sie selbst vorgenommen haben.“

„Ich weiß wohl“, entgegnete Christine, „aber dies ist für mich der Beweis, daß das Geld bezahlt ist, und die Quittung muß deshalb unter allen Umständen da sein. Dein Vater war ein zu ordentlicher Mann, als daß er ein so wichtiges Schriftstück nicht aufbewahrt hätte. Wir müssen weiter sorgfältig suchen.“

Noch einmal wurde der Schrank von oben bis unten durchsucht. Auch nicht das kleinste Stückchen Papier wurde übersehen. Auch die übrigen Möbel, in denen Kasten und Schubladen waren, wurden einer eingehenden Prüfung unterzogen, aber die Quittung blieb verschwunden.

Endlich machte Kruse sich traurig auf den Weg, um seinen Nachbar von der Tatsache, daß die Quittung nicht gefunden worden sei, in Kenntnis zu setzen und ihn wegen der nun unvermeidlichen Zahlung der

Schuldsumme um Nachsicht zu bitten. During lächelte bei dieser ihm sehr erwünschten Nachricht bedeutungsvoll und antwortete auf die Bitte Kruses:

„Die Sache muß ihren Verlauf nehmen“.

Und sie nahm ihren Verlauf. Auf Grund des Schuldbriefes mit der Unterschrift des alten Kruse wurde von During Anspruchsklage auf 5000 Taler einschließlich Zinsen für dreißig Jahre erhoben. Einen Gegenbeweis zu führen, war Kruse außerstande. Er hätte die Empfangsbestätigung der erfolgten Rückzahlung vorweisen müssen; aber dazu war er nicht imstande. Infolgedessen erkannte das Gericht auf sofortige Bezahlung der Schuld mit allen Zinsen. Sollte das Geld bis zu einem bestimmten Tage nicht gezahlt sein, so mußte das Gut, mit allem, was es enthielt, versteigert werden.

Das war ein furchtbarer Schlag für Kruse. Er sah sich und seine Familie jetzt der bittersten Armut preisgegeben. Er versuchte nah und fern, ein Darlehen zu erhalten, das er im Laufe der Zeit durch treuen Fleiß und äußerste Sparsamkeit zurückzahlen hoffte. Doch alle seine Bemühungen in dieser Hinsicht waren vergeblich. Niemand wollte eine so große Summe auf das Gut vorstrecken, umso weniger, als infolge der unsicheren politischen Lage jedermann sein Geld zurückhielt. Nach vielen nutzlosen Anstrengungen sah Kruse sich gezwungen, sich seinem Schicksal zu überlassen. Der gefürchtete Tag kam. Das Gut wurde versteigert und fiel an During, der das meiste dafür bot. Nur 1000 Taler blieben dem bisherigen Besitzer nach Bezahlung der Schuldsumme übrig.

In tiefem Schmerz verließ er mit den Seinen

den schönen Hof, der das Erbe seiner Väter gewesen war, und kaufte in der Nähe des Dorfes ein kleines, leerstehendes Haus mit einem dazu gehörigen Stück Feld. Eine Kuh, ein paar Schweine und etwas Geflügel machten sein ganzes Besitztum aus. Ein Bettler war unser Freund ja nicht geworden, doch nun galt es, wieder von Grund auf anzufangen und durch harte Arbeit und zähen Fleiß seine Familie durchzubringen. Im Aufblick zu Gott und mit Seinem Segen rechnend, ging er entschlossen ans Werk, von Christine, seiner tapferen, glaubensstarken Frau, unterstützt. Oft, wenn er sorgenvoll und mutlos in die Zukunft blickte, wußte sie ihn mit liebenden Worten aufzuheitern.

„Sei doch nicht so unruhig“, tröstete sie ihn mehr als einmal. „Wenn das Geld nicht zur rechten Zeit zurückgezahlt war, so war es nicht mehr als recht, daß wir es jetzt bezahlten, und wir dürfen nicht murren. War es aber bezahlt, so können wir die Sache ruhig in Gottes Hand lassen. Er wird zu Seiner Zeit Licht geben in das, was jetzt dunkel und ungeklärt ist.“

Die Worte der verständigen Frau verfehlten nie ihre Wirkung. Auch durfte Kruse erfahren, daß Gott die Seinen liebt und ihnen in der Trübsal ganz besonders nahe ist. Der Segen Gottes ruhte auf seiner Hände Arbeit, seinem kleinen Heim und seiner Familie. Und als ein Jahr nach dem anderen dahinging, begannen er und seine Gattin, sich an die neue Lage der Dinge zu gewöhnen. Sie trugen ihr Los schweigend, ja mit dankbarem Herzen gegen Gott.

Unterdes verfügte Doring über beide Gutshöfe. Er hatte endlich, was sein Herz begehrt, und wonach

er so lang mit neidischen Blicken getrachtet hatte. Wenn er seinen früheren Nachbar von weitem sah, lächelte er höhnisch in sich hinein; aber er vermied es sorgfältig, ihm zu begegnen. Es schien, als könne er Kruses Nähe nicht mehr ertragen.

Es war im Herbst des Jahres 1806. Die Preußen waren in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt gegen die Franzosen unterlegen. Das Heer Friedrichs des Großen war vernichtet. Thüringen erlitt alle Schrecken des Krieges. Eines Tages rückte ein Trupp französischer Soldaten in das Dorf ein, wo Kruse wohnte, und plünderte es aus. Das Vieh wurde aus den Ställen geholt und fortgetrieben. Wer sich weigerte, sein Eigentum herauszugeben, wurde mit Schlägen und Drohungen dazu gezwungen. Auch Düring wurde heimgesucht. Seine beiden Güter wurden geplündert. Doch da er den größten Teil seines Geldes gut versteckt hatte, war der ihm zugefügte Schaden nicht größer, als er ertragen konnte. In stummem Zorn stand er an der Tür seines Hauses und beobachtete, wie sein Vieh fortgetrieben wurde. Plötzlich durchkreuzte ein böser Gedanke sein Hirn. Das kleine Haus, in dem Kruse wohnte, lag etwas abseits vom Dorf unterhalb eines Hügels und war, da die Feinde es übersehen hatten, bisher verschont geblieben. Das konnte Düring nicht ruhig mitansehen. Kruse durfte es nicht besser ergehen als ihm selber. Wenn er sein Vieh und den Rest seines Vermögens verlor, so konnte es dahin kommen, daß er endgültig das Dorf verließ. Dann würde er, Düring, den Mann, dessen Anblick ihm verhaßt war, endlich los sein. Ein höchst niederträchtiger Plan reifte in des Bauern Innern. Er ging zu dem Führer der feind-

lichen Truppe, die z. T. aus deutschen Söldlingen bestand. Einige Worte und eine bezeichnende Handbewegung waren genug. Bald sah man einige Reiter in der von Düring angegebenen Richtung davontragen. Vor Kruses Häuschen machten sie Halt, sprangen von den Pferden und drangen, den Säbel in der Faust, in den Hof.

„He, Bauer, öffnet Eure Schränke und Kasten und gebt Euer Geld heraus!“ riefen sie rauh. „Wir haben keine Zeit zu warten.“

Kruse trat der wilden Horde nicht ohne Furcht, aber ruhig entgegen.

„Geht, liebe Landsleute“, rief er ihnen bittend zu. „Ich bin nur ein armer Mann und habe kein Geld. Ihr wollt mir doch nicht mein bißchen Vieh, mein letztes und einziges Besitztum nehmen? Erbarmt euch meiner armen Familie!“

„Ach was, Unsinn! Wir kennen solche Redensarten“, rief einer der Soldaten. „Was kümmert es uns, ob Ihr reich oder arm seid? Öffnet Eure Schränke und Schubladen und bringt Euer Geld heraus, oder es soll Euch schlecht ergehen!“

Damit drang der schreckliche Mensch auf unseren Freund ein, der gerade noch Zeit hatte, ins Haus zu flüchten und die Tür zu verriegeln. Doch das half ihm wenig, steigerte im Gegenteil nur die Wut der Soldaten. Ein paar Anstöße, und die Tür war in Stücken, und voll Eier und Nachsucht drang die wilde Horde ins Innere. Umsonst bat und flehte die arme Frau. Auch das entsetzte Angstgeschrei der Kinder machte nicht den geringsten Eindruck auf die rohen Gesellen. Erbarmungslos schlugen sie den Vater, der noch einen schwachen Versuch machte, sich

ihnen entgegenzustellen, zu Boden, daß er besinnungslos liegen blieb. Christine stieß einen lauten Schrei aus und warf sich händeringend den Wütenden zu Füßen.

„Nehmt alles was wir haben“, rief sie in der Angst ihres Herzens, „nur schont meines Mannes Leben!“

Ihre Tränen und Bitten waren nicht ganz vergeblich. Die Wüstlinge standen von ihrem Gatten ab und wandten sich der Untersuchung des Zimmers zu. Schränke und Gefächer wurden mit Gewalt aufgerissen, die Schubladen herausgezogen. Der große Eichenschrank, in dem sie Geld witterten, wurde ganz auseinander geschlagen, damit kein Geheimfach ihren Augen entginge. Aber sie fanden wenig von dem, was sie erhofft hatten, und so verließen sie bald wieder unter Fluchen und Schimpfen das Haus, dessen Inneres in wenigen Minuten eine Trümmerstätte geworden war. Draußen versäumten sie nicht, die Kuh aus dem Stall zu reißen und fortzutreiben.

Als Christine in das verödete Zimmer zurückkehrte, betrachtete sie schauernd die grauenvolle Verwüstung, die die Plünderer angerichtet hatten. Ihr Leinen und ihre Kleider waren fort, ebenso das wenige Geld, das sie besaßen. Der schöne Eichenschrank lag in Trümmern am Boden. Die Betten waren mit den Säbeln aufgeschlitzt, daß die Federn umherflogen. Doch das alles kümmerte Christine in diesem Augenblick wenig. Sie eilte zu ihrem Gatten, der noch bewußtlos am Boden lag. Sie wusch ihm Gesicht und Schläfen mit Essig, und zu ihrer unsagbaren Erleichterung erwachte er bald von seiner Ohnmacht.

„Gott sei Dank!“ rief die glückliche Frau, „du wenigstens bist gerettet.“

„Sind sie fort?“ fragte Kruse mit schwacher Stimme. „Warum ließ Gott auch das noch zu? War das Mißgeschick, das wir schon erlitten haben, nicht groß genug? Mußten wir auch noch unserer wenigen Habe beraubt werden?“

„Wir wollen nicht murren“, antwortete Christine in ihrer ruhigen Art. „Derselbe Gott, der diese Not über uns gebracht hat, kann uns auch daraus erretten. Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Jedenfalls bist du heil und gesund geblieben. Dafür wollen wir Gott danken.“

Darauf gaben sie sich ans Aufräumen. Unter den umherliegenden Schriftstücken, die in dem eichenen Schrank aufbewahrt gewesen waren, lag ein zusammengefalteter Bogen Papier, auf den Kruses Blick zuerst fiel. Er nahm ihn auf und las ihn fast mechanisch. Möglicherweise färbten sich seine bleichen Wangen. Tränen traten in seine Augen, und mit zitternder Stimme rief er:

„O Gott, wie unausforschlich sind Deine Gerichte und wie unausspürbar Deine Wege! Christine, freue dich mit mir! Kinder, freut euch und seid froh! Unsere Not hat ein Ende. Gott hat uns geholfen, wo wir es am wenigsten erwarteten. Hier ist die Quittung über die 5000 Taler!“

So war es in der Tat. In großen, klaren Buchstaben stand dort schwarz auf weiß, daß die 5000 Taler mit Zinsen pünktlich zurückgezahlt worden waren. Und darunter stand der Name Caspar Durings, mit zitternder, aber deutlicher Hand geschrieben. Das Papier mußte all die Zeit in dem alten Eichenschrank



gewesen sein. Es mußte sich irgendwie zwischen Schrank und Schublade festgeklemmt oder in einem Geheimfach gelegen haben, von dem Kruse nichts wußte. Die Hiebe der wilden Soldaten, die den Schrank zerstörten, hatten das wertvolle Dokument ans Tageslicht gefördert.

Unter Freudentränen fielen sich Mann und Frau in die Arme. Die älteren Kinder, die die Bedeutung des Papiers und die Wichtigkeit seiner Entdeckung verstanden, schrieten laut vor Freude, und die jüngeren, die nichts davon verstanden, schrieten aus Gesellschaft mit. Doch inmitten all ihres Jubels vergaßen sie nicht den Dank, den sie dem gnädigen und erbarmungsreichen Gott schuldeten, dessen Hilfe, als die Not am größten, am nächsten gewesen war.

Noch am selben Tage ging Kruse zu seinem treulosen Nachbar. Doring war sehr überrascht, als er die Quittung sah. Erstaunt vernahm er den Bericht über die glückliche Beraubung. Er war geschlagen worden durch seine eigene Hinterlist und in die Grube gefallen, die er anderen gegraben hatte. Es blieb ihm nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Hätte er sich geweigert, die Wichtigkeit der Quittung oder der Unterschrift seines Vaters anzuerkennen, so gab es genug Zeugen im Dorf, die ihre gegenteiligen Aussagen im Notfall hätten beschwören können. Ein Prozeß war unter diesen Umständen für ihn gänzlich aussichtslos. So machte er Kruse den Vorschlag, ihm das Gut unter denselben Bedingungen, unter denen er es erworben hatte, zurückzuerstatten. Und Kruse war damit zufrieden.

Schon wenige Tage später saßen Kruse und seine Familie wieder in ihrem eigenen, rechtmäßigen Heim

und Besitztum. Alle rechtlich denkenden Leute im Dorf freuten sich mit ihnen, daß die Wahrheit ans Licht gekommen war und die Ehrlichkeit den Sieg davongetragen hatte. Doring aber grollte in seinem Herzen und haderte mit Gott. Der Betrug, durch den er seines Nachbarn Gut an sich gebracht hatte, wurde immer lauter und offener im Dorf besprochen. Einige wollten auch beobachtet haben, wie er mit dem Führer der feindlichen Truppe verhandelt hatte. Bald war es im ganzen Dorf und darüber hinaus bekannt, daß Doring die Soldaten zu Kruses Haus gewiesen hatte. Die allgemeine Verachtung fand so lauten Ausdruck, daß Doring nicht mehr in der Gegend bleiben mochte. Er verkaufte seinen Hof und zog in eine ferne Gegend, wo er nach mehreren Jahren als ein armer Mann gestorben sein soll.

Kruse aber und seine Frau hatten aus dieser Erfahrung eine Lehre gezogen, die wir alle lernen sollten, die nämlich, alles aus Gottes Hand anzunehmen und nicht zu murren. Sein Weg ist stets der beste. Daß die Trübsal für den inneren Menschen von größerem Segen ist als die sogenannten guten Tage, wissen wir alle. Die Erfahrung lehrt aber auch, daß auch in äußerer Hinsicht manchmal gerade der Weg der Not zum guten Ende führt. Deshalb:

Ihn, Ihn laß tun und walten!
 Er ist ein weiser Fürst
 Und wird sich so verhalten,
 Daß du dich wundern wirst,
 Wenn Er, wie Ihm gebührt,
 Mit wunderbarem Rat
 Die Sach' hinausgeführt,
 Die dich bekümmert hat.

Gibt es einen Gott?

Gibt es einen Gott? — Die Frage klingt seltsam in unseren Ohren, und man ist versucht, die Gegenfrage zu stellen: Ist denn wirklich jemand so völlig in der Gewalt Satans, daß er sagen kann: Es gibt keinen Gott? Aber leider ist es nur zu wahr, daß es im „christlichen“ Europa viele, viele Menschen gibt, die öffentlich behaupten: Es gibt keinen Gott! und wiederum viele Millionen, die durch ihr tägliches Leben beweisen, daß sie an das Dasein Gottes nicht glauben. Satan frohlockt, wenn es ihm gelingt, die Menschen so völlig mit der Welt zu beschäftigen, sie so in ihre Schlingen: Gefallsucht, Ehrgeiz, Freuden und Vergnügungen, oder auch Zweifel und Sorgen zu verwickeln, daß für den Gedanken an Gott kein Raum und keine Zeit mehr bleibt. Er ist eifrig bemüht, jede Erinnerung an Gott aus dem Gedächtnis der Menschen zu verdrängen. Mit verbundenen Augen führt er sie dicht am Rande des Abgrunds entlang durchs Leben, jeden Augenblick bereit, sie hinunterzustürzen in eine Ewigkeit des Entsetzens.

Mein Leser, bist auch du einer von den vielen, wie ich sie eben beschrieben habe? Hat „der Gott dieser Welt auch deinen Sinn verblendet, damit dir nicht ausstrahle der Lichtglanz des Evangeliums der Herrlichkeit Christi“? Dann laß mich dich bitten, dem Herrn Jesus Christus wenigstens für einige Augenblicke einen Platz in deinen Gedanken zu gönnen und dich mit mir mit der Frage zu beschäftigen, was Er jetzt ist, und was Er einmal sein wird.

Merkwürdige Frage! wirst du sagen. Ich habe früher auch so gedacht und nicht gewußt, was Er ist, aber heute weiß ich es, und es ist mir eine Freude, auch dir davon zu erzählen. Ich weiß nicht, wer und was du bist. Aber wärest du selbst der verworfenste Sünder, ja, ein offener Feind Gottes, dennoch kann ich dir versichern: Er ist lauter Liebe für dich. Während dein Auge auf diesen Zeilen ruht, schaut Er in vollkommener Liebe auf dich herab, in dem liebenden Verlangen, dir in Gnaden zu begegnen und dich rein zu waschen von jeder Befleckung. In diesem Augenblick bietet Er dir ein reiches, vollkommenes Heil an und ladet dich ein, ja, bittet dich, es anzunehmen. „Kommt denn und laßt uns miteinander rechten, spricht Jehova. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (Jes. 1, 18.) „So sind wir nun Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermahnete; wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott! Den, der Sünde nicht kannte, hat Er für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm.“ (2. Kor. 5, 20. 21.) Ja, mein Freund, Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn, starb des schmachvollen Kreuzestodes, damit du von Todesmacht befreit und errettet werden möchtest. Er, der Herr des Lebens und der Herrlichkeit, kam auf diese Erde, um für Sünder zu sterben und mit ihren Sünden beladen, ja, für sie zur Sünde gemacht zu werden, Er, der Heilige Gottes. Er kam, um in den Staub des Todes gelegt zu werden, damit Sünder nie erfahren möchten, was die Flammen der Hölle sind.

O schau Ihn an, „das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt!“ Sieh den Einen, der als der Gerechte für die Ungerechten starb, um sie zu Gott zu führen! Betrachte Ihn, der jede durch die Sünde errichtete Schranke niederriß und den Weg zu Gott frei machte! Ja, mein Freund, schau im Glauben geradeswegs hinauf zu Gott und laß dir von Ihm Vergebung aller deiner Sünden und ewiges Leben schenken! Beides hält Er dir mit ausgestrecktem Arm entgegen, zum Greifen nahe. „So sei es euch nun kund, Brüder, daß durch diesen (der einst als Sündenträger auf dem Kreuze war, jetzt aber erhöht ist auf Seines Vaters Thron) euch V e r g e b u n g d e r S ü n d e n verkündigt wird, und . . daß in diesem jeder Glaubende gerechtfertigt wird.“ (Apgs. 13, 38. 39.) „Der Lohn der Sünde ist der Tod, die G n a d e n g a b e Gottes aber ewiges Leben in Christo Jesu, unserem Herrn.“ (Röm. 6, 23.) „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.“ (1. Joh. 1, 7.) Dieses Blut reichte aus für den Räuber am Kreuz, für Maria Magdalene, die sieben Dämonen hatte, (was besagen will, daß sie ganz in Satans Gewalt war) es reichte aus für mich, und es reicht auch aus für dich, der du bis heute gesagt hast: Es gibt keinen Gott. O laß ihn fahren, diesen unseligen Wahn! „Der T o r spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott!“ Schreie zu Gott um Erbarmen! Du wirst erfahren, wie viele Ungläubige vor dir, daß Er ein l e b e n d i g e r Gott ist, der h ö r t und a n t w o r t e t. Weise das vollkommene Heilmittel, das kostbare Blut des Sohnes Gottes, nicht länger zurück! Nimm es h e u t e an! Bald ist's zu spät.

Die ernste Wahrheit, daß es einmal zu spät sein wird, die Gnade anzunehmen, bringt uns zu dem zweiten Teil unserer Betrachtung: Was Jesus sein wird. Verwirfst du Ihn heute als deinen Retter, so wird Er einst dein Richter sein. Denn „Gott hat einen Tag gesetzt, an welchem Er den Erdbreis richten wird in Gerechtigkeit durch einen Mann, den Er dazu bestimmt hat, und hat allen den Beweis davon gegeben, indem Er Ihn auferweckt hat aus den Toten.“ (Apstgsh. 17, 31.) Dann wird Er alle, die das Angebot Seiner Gnade mißachtet haben, in die äußerste Finsternis, in den Feuersee werfen, der bereitet ist, (nicht für dich, trotz deines Spottens) sondern für den Teufel und seine Engel. „Wieviel ärgerer Strafe, meint ihr, wird der wert geachtet werden, der den Sohn Gottes mit Füßen getreten hat?“ „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ (Hebr. 10, 29. 31.) O sieh zu, mein lieber, unbekehrter Freund, daß du Den nicht abweistest, „der da redet! Denn wenn jene (die ungläubigen Gesetzesempfänger) nicht entgingen, die den abwiesen, der auf Erden die göttlichen Aussprüche gab: wieviel mehr wir nicht, wenn wir uns von Dem abwenden, der von den Himmeln her redet!“ (Hebr. 12, 25.)

Der Herr segne dieses einfache Wort an deiner unsterblichen Seele, daß es dir in dein Herz und Gewissen dringe! Möchtest du dahin kommen, zitternd zu rufen: „Was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?“ Dann darf ich dir mit Zuversicht antworten: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden!“ (Apstgsh. 16, 31.)

Wie ein Brand|heit aus dem Feuer gerettet

Der Familienkreis, in welchem Frik H. aufwuchs, war lieblich. Er wurde mit zwei Brüdern und einer Schwester von den gläubigen Eltern in der Zucht und Ermahnung des Herrn erzogen. Als Knabe machte er den Eltern viel Freude. Er war folgsam und lernte fleißig. Da er auch begabt war, gab es in der Schule stets gute Zeugnisse. Und welcher Vater würde sich nicht freuen, wenn sein Junge gute Zeugnisse nach Hause bringt?

Nach beendeter Schulzeit half Frik dem Vater in der Ackerwirtschaft. In dieser Zeit war sein Verhalten nicht mehr so, daß die Eltern noch viel Freude an ihm gehabt hätten. Er fand Umgang, der ihm besser behagte als der Verkehr mit den gottesfürchtigen Eltern. Ihr Herzenswunsch, daß Frik ein treuer Jünger Jesu werden möchte, wurde ihm immer gleichgültiger. Dagegen fand er steigendes Gefallen an leichtfertiger Gesellschaft. Nach einigen Jahren verließ er das Elternhaus. Er hatte sich dem Lehrerberuf zugewandt. Wieder gab es gute Zeugnisse, und nach beendeter Vorbereitungszeit eine gute Anstellung. Auch als Lehrer erwarb er sich bald allgemeine Achtung und viele Freunde. Aber den besten Freund suchte und fand er nicht.

Da warf Gott den jungen Lehrer auf ein Krankenlager ernstester Art. Nach Aussage von zwei Ärzten gab es keine Rettung für ihn. Jetzt ergriff den Kranken eine furchtbare Angst. Zäh erwachte er aus

dem tiefen Schlaf, in den jahrelange Gleichgültigkeit ihn versenkt hatte. Er weinte über sein verlorenes Leben. Immer wieder rief er: „Jetzt muß ich vor einem Gott erscheinen, an den ich nie gedacht habe“. Der Tod mit allen seinen Schrecken trat vor sein Geistesauge. „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht!“ Seine gläubige Schwester, bei der er wohnte, fand ihn oft betend auf den Knien. „Was muß ich tun, um errettet zu werden?“ fragte er sie wieder und wieder, wie einst der Kerkermeister von Philippi zitternd die ihm von Gott gesandten Gefangenen gefragt hatte. Aber die Antwort der Schwester: „Glaube an den Herrn Jesus!“ brachte ihm weder Friede noch Freude. Sehr verlangte er nach dem Besuch seines jüngsten Bruders, der, wie die Schwester, schon lang ein Kind Gottes war und dem Herrn in Treue zu dienen begehrte. Bis dahin hatte er ihn wegen seines gottesfürchtigen Lebenswandels verachtet; jetzt konnte er ihn brauchen. Seine bisherigen Freunde hatten ihm nichts zu bringen. Ihre Redensarten waren ihm im Gegenteil nur lästig und widerlich.

Der so sehnlichst erwartete jüngste Bruder konnte aber nicht sofort kommen. Es vergingen beinahe vierzehn Tage, bis er eintraf.

„Warum bist du nicht früher gekommen?“ lautete die erste Frage des Kranken. „Ich wäre sicher längst bekehrt. Jetzt ist es zu spät. Ich habe jetzt nicht mehr das Sündengefühl wie im Anfang des Monats. Jetzt bin ich für ewig verloren.“

Die Worte und der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, erschütterten alle, besonders den eben angekommenen Bruder.

„Wie tief mußt du denn deine Sünden fühlen, Fritz, um zu Jesu kommen zu können?“ fragte er.

Der Kranke blickte ihn groß an. Ja, davon stand im Worte Gottes wohl nichts zu lesen. Aber seine Sünden, seine großen und vielen Sünden, die standen doch so bergehoch vor ihm! Und dann, wie lang war er gleichgültig gewesen! Von Jugend an war die Stimme des guten Hirten freundlich an sein Ohr gedrungen, aber nie, in all den Jahren nicht, hatte er sie beachtet. Würde der Herr ihn jetzt noch annehmen? War es nicht jetzt zu spät, nachdem er die Gnade in all der Zeit geradezu mit Füßen getreten hatte?

Drei Stellen waren es, die der Bruder auf diese Einwände des Kranken hin anführte. Die erste war das bekannte herrliche Wort aus 1. Tim. 1, 15: „Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, S ü n d e r zu erretten“. Die zweite war die Geschichte von dem Räuber am Kreuz, dem der sterbende Herr auf seine Bitte: „Gedenke meiner, wenn du in deinem Reiche kommst!“ alsbald erwiderte: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“. Als dritte las er das Wort des Herrn: „W e r zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. (Joh. 6, 37.)

Diese drei Stellen fielen wie ein Hoffnungsstrahl in die geängstigte Seele. Gleich der Purpurkrämerin Lydia tat der Herr dem Kranken das Herz auf, daß er achtgab auf das gehörte Wort. Am nächsten Tage las der Bruder dem Kranken Röm. 5 vor und sprach mit ihm über den Inhalt des Kapitels, das so klar und eindringlich die Rechtfertigung aus Glauben lehrt. Die Schwäche des Kranken war groß. Sehr lang durfte die Unterredung nicht dauern. Aber

bevor sie zu Ende ging, sagte der Kranke im Tone tiefster Dankbarkeit: „Also nur zu glauben hab' ich an Ihn, der das Werk vollbracht hat? G o t t rechtfertigt jeden Glaubenden? O wie schön ist das! Jetzt werde ich es festhalten. O ich danke dir, lieber Heiland, daß du das Werk vollbracht hast für so Schlechte und Gottlose, wie ich einer bin! Habe ewig Dank!“

Mehr konnte er nicht sagen. Die Schwäche war zu groß. Aber am anderen Tage, als auch der Vater zugegen war, erzählte er allen, die im Hause waren, was der Herr an ihm getan, und wie Er sein Herz mit Freude und Glück erfüllt habe. Seine Kollegen, die ihn noch besuchten, mußten das gleiche Zeugnis aus seinem Munde vernehmen. Einem von ihnen sagte er: „Mein Lieber, wir haben uns immer was weisgemacht. Aber so vor Gott hintreten, wie wir es uns gedacht haben, heißt ewig verloren gehen.“

Er hatte in den letzten Lebenstagen noch viele Schmerzen, blieb dabei aber glücklich und getrost und betete viel. Einmal hörte man ihn sagen: „Herr, du hast mich wie ein Brandscheit aus dem Feuer gerettet. Ich wollte nicht, aber du hast mich gesucht. Ich hab' jetzt so viele Schmerzen, daß ich dir nicht genug danken kann. Aber ich komme bald zu dir und werde dir dann besser danken können.“

Die Abschiedsstunde kam schnell. Nachdem auf gemeinsames Bitten der Verwandten hin Gott die Schmerzen des lieben Kranken in Gnaden gemildert hatte, durfte er am 30. Januar des Jahres, zwölf Tage nachdem er Frieden gefunden hatte, glücklich heimgehen zu seinem Herrn.

Das goldne Amen

Es las ein Bäuerlein im Bibelbuch
 Und buchstabiert' zusammen sich den Spruch:
 „Wer solch ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
 Der nimmt mich auf“. Da pocht' es an, da kamen
 Von Frost geschüttelt und mit bleichen Wangen
 Zwei arme Kindlein still verschämt gegangen
 Und flehten: „Ach, erbarmt Euch unsrer Not
 Und gebt uns nur ein kleines Stückchen Brot;
 Wir pochten heut schon an so manche Pforte,
 Doch hörten wir nur überall die Worte:
 Die Not ist groß, wir kommen selbst nicht aus,
 Wir haben kaum für uns noch Brot im Haus.“
 Da sprach das Bäuerlein: „Ach, lieber Gott!
 Ich habe auch nur noch ein kleines Brot,
 Und das muß für die ganze Woche langen“.
 Da sah es Tränen auf den bleichen Wangen
 Der Kinder, nahm das Brötchen aus dem Schrein
 Und teilt' es heiter in drei Stücke ein.
 Für jedes Kindlein eins, für sich das dritte,
 Und segnete das Brot nach frommer Sitte
 Und sprach: „Nun, liebe Kindlein, esset satt
 An dem, was uns der Herr bescheret hat“.
 Da fiel sein Auge auf das Bibelbuch
 Und sieh! es glänzte nach des Herren Spruch:
 „Wer solch ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
 Der nimmt mich auf“, ein großes goldnes Amen.

Julius Sturm

Zwei Begebenheiten aus dem fernen Westen

a. H a t.

Im Westen Nord-Amerikas lebte ein Farmer, der Gott fürchtete und an Sein Wort glaubte. Er hatte wenig Verkehr mit anderen Menschen, vor allem nicht mit Gläubigen. Doch las er täglich seine Bibel, und seit vielen Jahren war er sich bewußt, ein Sünder zu sein und nur aus Gnaden, durch den Glauben an Jesum Christum, selig werden zu können. Oft hatte er auch Gott seine Sünden bekannt, und wenn er dann daran dachte, daß Jesus für Sünder, zu deren Zahl er doch auch gehörte, gestorben ist, dann war Friede in sein Herz eingekehrt. Dieser Friede war aber nie von langer Dauer gewesen. Immer wieder hatte er die Erfahrung machen müssen, daß in seinem Herzen vieles lebte, was Gott nicht gefallen konnte. Auch zeigten sich im täglichen Leben mancherlei Fehler und Mängel. Mochte er auch bei den Seinigen wie bei Bekannten als gottesfürchtiger Mann gelten, so brachte ihm das doch keine wahre, bleibende Ruhe.

Mit der Zeit gewöhnte er sich an den so wenig befriedigenden Zustand und tröstete sich mit dem Gedanken, daß hier auf Erden wohl niemand seiner ewigen Errettung gewiß werden könne. Traf er hie und da einen „Frommen“, so suchte er das Gespräch auf die ihn so sehr beschäftigende Frage zu lenken, aber

jedesmal ohne Erfolg. Niemand konnte ihm das geben, was ihm zu wissen nottat. So mied er immer mehr allen Verkehr, betete aber dafür umso eifriger während der Arbeit und daheim im Kämmerlein.

So vergingen zwanzig lange Jahre.

Eines Morgens las er wie gewöhnlich seine Bibel. Er stand beim Evangelium Johannes und las den 36. Vers des 3. Kapitels: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben“. Er hatte diese Stelle schon wer weiß wie oft gelesen, aber niemals war ihm das Wörtchen „hat“ so aufgefallen wie an diesem Morgen. Da stand ja gerade das, wonach er all die Jahre gesucht hatte. „Wer an den Sohn glaubt, h a t ewiges Leben.“ Das war doch klar genug. Wie kam es nur, daß ihm die so bekannten Worte nicht früher Gewißheit gegeben hatten? Die Sprache war so deutlich, daß ein Mißverstehen ganz und gar ausgeschlossen war. Wer an den Sohn Gottes glaubt, der b e s i t z t ewiges Leben. Da stand nichts von Hoffen, nichts von Warten auf dies und das. Nein, für den Glaubenden war der Besitz des Lebens eine Tatsache, an der es nichts zu drehen und zu deuteln gab. Und da er schon so viele Jahre an den Sohn Gottes geglaubt hatte, besaß auch er das ewige Leben. Bei diesem Gedanken kehrte mit einemmal eine solche Freude, ein so tiefer Friede in sein Herz ein, daß er auf die Kniee fiel, um Gott für Seine freundliche Hilfe zu danken. Dann ging er fröhlich an seine Arbeit.

Während er nun hinter den Pferden herschritt, den Acker bearbeitend, immer mit dem beschäftigt, was er soeben erfahren hatte, kam ihm plötzlich der beunruhigende Gedanke, ob er sich auch wohl nicht beim Lesen geirrt haben möchte.

Die Pferde stehen lassen und spornstreichs ins Haus zurückeilen war eins. Die Bibel lag noch aufgeschlagen auf dem Tisch. Wie sucht sein Auge voller Sorge nach dem so wichtigen Wörtchen „hat“! Ist es doch für ihn gleichbedeutend mit dem endlichen Besitz des so sehnlichst und so lange erbetenen Friedens. Aber wirklich, er hat sich nicht getäuscht, da steht das Wort! Mit beruhigtem Aufatmen kehrt er zu seinen Pferden zurück und arbeitet nun mit übergelücklichem Herzen weiter. Aber immer wieder muß er sich fragen: Wie ist es nur möglich, daß du all die Jahre den Sinn dieser Stelle neben so vielen ähnlich lautenden nicht erfaßt hast? Er schlägt sich an die Stirn und schüttelt den Kopf. Ja, schließlich kommt ihm seine Verständnislosigkeit so unfaßlich vor, daß er aufs neue in Unruhe gerät, er möchte sich am Ende doch noch getäuscht haben.

Noch einmal überläßt er die Pferde sich selbst und läuft ins Haus. Wieder beugt er sich über die Bibel, und wieder überzeugt er sich mit Dank gegen Gott, daß das Wörtlein „hat“ tatsächlich in dem Verse steht. Um nun ganz sicher zu gehen und nicht neuen Zweifeln anheimzufallen, sucht er noch andere ähnliche Stellen auf, und zu seiner Freude findet er mehrere, die von der sicheren Errettung und von der Gewißheit des Heils derer reden, die an den Sohn Gottes und an Sein am Kreuz für Sünder vollbrachtes Versöhnungswerk glauben. Als er die Bibel schließt, sagt er laut:

„So, Teufel, da steht es in Gottes Wort! Jetzt ist's genug! Zwanzig Jahre lang hast du mich mit Zweifeln hingehalten. Aber hier steht es, und ich glaub's.“

Fortan hatte er Frieden und keinen Zweifel mehr. Alles war Gewißheit, selige, felsenfeste Gewißheit.

„Dies habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes.“ (1. Joh. 5, 13.)

„Wir (die Gläubigen) wissen, daß, wenn unser irdisches Haus, die Hütte, zerstört wird, wir einen Bau von Gott haben, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, ein ewiges, in den Himmeln.“ (2. Kor. 5, 1.)

b. „Nun habe ich es.“

Ein Prediger des Evangeliums in Nord-Amerika hatte sich auf einer seiner Reisen in einem großen Walde verirrt. Er wußte schließlich nicht Weg noch Steg mehr. In seiner Not wandte er sich, wie er das immer zu tun pflegte, an Den, der keine Schwierigkeit kennt, und bat Ihn, Er möge ihm doch die rechte Richtung weisen. Aber er fand keine Straße, der er hätte folgen können. Besorgnis füllte sein Herz. Der Wald war gefährlich wegen der wilden Tiere, die in großer Zahl darin lebten. Besonders ein Übernachten in der Wildnis konnte verhängnisvoll werden. Nach vielen vergeblichen Bemühungen kam dem einsamen Reiter schließlich der Gedanke, dem Pferd die Zügel zu überlassen. Vielleicht würde Gott ihn auf diese Weise leiten. So ließ er denn die Zügel los und überließ sich ganz dem Instinkt seines treuen Rößleins. Es ging durch Gestrüpp und Gehölz. Das Pferd machte nirgends Halt, aber einen Weg fand es nicht. Je mehr der Tag sich neigte, desto größer wurde die Besorgnis unseres Freundes. Hatte er doch vielleicht unrecht getan, die Zügel aus der Hand zu geben? Ernstlicher wurde sein Rufen zu dem Hörer des

Gebets, inbrünstiger sein Flehen. Und siehe da, in sein Herz kehrten Ruhe und Friede ein. Er wußte, daß sein Gott über ihm wachte, und er vertraute Ihm, daß Er alles wohlmachen werde. Sein Vertrauen wurde nicht beschämt. Das Pferd schlug eine bestimmte Richtung ein, in der es blieb, und nach längerer Zeit standen Pferd und Reiter vor einem Hause. Er war gerettet.

Unser Freund stieg ab und klopfte an die Tür. Der Hausbesitzer öffnete selbst und teilte dem Fremden auf seine Frage mit, daß er bei ihm übernachten könne. Auch Futter für das Pferd sei vorhanden. Der Reiter führte sein Pferd in den Stall und trat dann ins Haus. Im gleichen Augenblick kam ein katholischer Priester heraus. Der ihn begleitende Meßdiener trug ein Weihrauchfaß. Auf die Erkundigung des Predigers, was die Ursache der Anwesenheit des Priesters sei, hieß es, die Frau des Hauses liege im Sterben. Als der Priester fort war, fragte der Reisende, ob es ihm nicht gestattet sei, die Sterbende zu besuchen. Die Bitte wurde aber abgeschlagen mit der Bemerkung, der Priester habe soeben alles in Ordnung gebracht.

Jetzt wünschte unser Freund natürlich erst recht, der sterbenden Frau einige Worte sagen zu können. Es wurde ihm zur Gewißheit, daß Gott ihn auf so eigenartige Weise zu dieser Stunde in das fremde Haus geführt hatte, und in der Stille wandte Er sich zu Ihm mit der Bitte, ihm jetzt auch den Weg ins Sterbezimmer zu öffnen. Und siehe da, auch dieses Gebet wurde erhört. Die Tochter des Hauses fand sich bereit, den Fremdling zu der geliebten Mutter zu führen.

Als unser Freund ins Krankenzimmer trat, erkannte er sofort, daß die Frau ganz nahe vor ihrem Ende stand. Sie schien so schwach, daß er kaum noch den Mut hatte, mit ihr zu reden. Er hielt sich deshalb auch nicht damit auf, sie nach ihrem Befinden zu fragen, sondern sagte nur langsam, jedes Wort deutlich betonend, die bekannte Stelle:

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde.“ (1. Joh. 1, 7.)

Die Sterbende richtete ihr halb erloschenes Auge auf den Sprecher. Sie hatte verstanden, was gesagt worden war. Doch kein Wort kam über ihre Lippen. Nach einer Pause sprach unser Freund die gleichen Worte noch einmal langsam und deutlich, Wort für Wort betonend. Aber auch diesmal kam keine Antwort. Zum drittenmal sagte er dasselbe Wort. Da plötzlich kam Bewegung in die regungslose Gestalt. Die Sterbende hob die Arme, faltete die Hände und sagte klar vernehmbar:

„Nun habe ich es. Nun kann ich in Frieden heimgehen. Der Herr Jesus hat alles gut gemacht.“

Noch in derselben Nacht entschlief sie. In tiefem Frieden ging sie zu ihrem Herrn und Heiland, der sie für sich erkaufte durch Sein teures Blut.

Ein bejahrter Christ, der vor einigen Jahren von Deutschland nach Amerika zu seinen Kindern gezogen ist, sandte uns die Niederschrift obiger beider Begebenheiten. In Verbindung mit der zweiten erinnerte er an die bekannte Geschichte von den zwei Rühn aus 1. Sam. 6, die auf Gottes Geheiß die Bundeslade aus dem Philisterland nach Beth-Semes ziehen muß-

ten. Kein Mensch führte die Tiere den Weg. Ihrer Natur nach hätten sie sich überhaupt nicht von dem Stalle entfernt, in den ihre Kälber eingesperrt waren. Aber Gott befahl ihnen, die Straße nach Beth-Semes zu ziehen. So, meint unser alter Freund, ließ Gott auch das Pferd jenes Predigers den Weg durch Busch und Gestrüpp zu dem einsamen Hause finden, in welchem eine Seele war, die die Gnadenbotschaft von dem Heil in Christo noch in letzter Stunde vernehmen und annehmen sollte.

Ob nicht Gott durch diese Begebenheiten auch zu deinem Herzen reden will, mein lieber Leser?

J e t z

Das Wort „Jetzt“ ist klein, aber bedeutungsvoll. Weshalb bedeutungsvoll? Weil es einen Zeitpunkt nennt, der dem Menschen zur freien Verfügung steht. Das Wort „später einmal“ oder „morgen“ ist verhängnisvoll, denn niemand weiß, ob man später einmal oder morgen noch imstande sein wird, dies oder jenes zu tun.

Deshalb: Hast du eine wichtige Entscheidung zu treffen, so triff sie **j e t z** und warte nicht damit bis morgen.

Die wichtigste Entscheidung, die ein Mensch, und zwar jeder Mensch ohne Ausnahme, zu treffen hat, ist die Entscheidung, von der sein ewiges Wohlergehen abhängt. Die Erinnerung an diese Tatsache läßt dich, lieber Leser, weil du wahrscheinlich schon oft auf sie aufmerksam gemacht worden bist, vielleicht vollkommen gleichgültig. Trotzdem aber rufe ich sie

dir auch hiermit wieder ins Gedächtnis. Denn deine Gleichgültigkeit ist gefährlich. Höchst wahrscheinlich wäre es dir nicht gleichgültig, wenn du jetzt plötzlich hunderttausend Mark verdienen könntest. Wie würde im Gegenteil diese Aussicht dich erregen! Wie würdest du den Augenblick ausnützen, um dir diesen Reichtum zu verschaffen! Ja, da würdest du nicht gleichgültig sagen: „Später einmal“ oder „morgen“. Du würdest nicht aufschieben, sondern sofort die nötigen Schritte tun, um dir das viele Geld zu sichern.

Was aber sind hunderttausend Mark, ja, was ist alles Geld der Welt, im Vergleich mit deinem ewigen Heil? Glaubst du nicht, daß du gern eine hundert-, ja, tausendmal größere Summe zahlen würdest, wenn du, einmal in der Verdammnis angelangt, dir damit Befreiung von den ewigen Höllequalen erkaufen könntest? Die Frage bedarf wohl keiner Antwort. Nun wissen wir aber auf Grund des untrüglichen Wortes Gottes, daß die Befreiung aus der Verdammnis ein Ding der Unmöglichkeit ist. So wie ein jeder, der das ewige Leben besitzt, auf immerdar in diesem Besitz bleiben wird, so wird der zur Verdammnis Verurteilte auf immerdar seine Strafe tragen müssen. (Vergl. Matth. 3, 12; 18, 8; 25, 41; 2. Thess. 1, 9 u. a. St.) Die Befreiung von dem ewigen Gericht muß und kann nur *jetzt*, in der Zeit der Gnade geschehen, und zwar auf Grund des Erlösungswerkes Jesu Christi. Eine spätere Befreiung kann schon aus dem Grunde nicht stattfinden, weil Gott durch Sein eigenes Wort gebunden ist. Und Er bleibt unter allen Umständen sich selbst treu.

Deshalb ist das Wort *jetzt* in Bezug auf diese Dinge so bedeutungsvoll, und wir finden es in der

Heiligen Schrift in diesem Zusammenhang besonders genannt.

Nachdem der Apostel Paulus in 2. Kor. 5 auf den „Schrecken des Herrn“ und das Offenbarwerden vor Seinem Richterstuhl hingewiesen hat, fährt er in Verbindung mit der Bitte: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ im Anfang des 6. Kapitels fort: „Siehe, jetzt ist die wohllangenehme Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils“. Mit anderen Worten: „Laß dich jetzt mit Gott versöhnen, denn jetzt ist die „wohl-angenehme Zeit““.

Er schreibt nicht: *d e i n e* wohlangenehme Zeit. Die war noch nie da und wird für einen Unbekehrten auch nie kommen, d. h. kein Unbekehrter wird aus eigenem Antriebe der Welt den Rücken wenden und ein Nachfolger Christi werden. Aber es ist *G o t t e s* wohlangenehme Zeit und darum *d e i n e* beste Gelegenheit. Willst du auf eine für dich gelegeneren Zeit warten? Dann bedenke folgendes: Da die Möglichkeit für dich, zu Gott zu kommen, allein von Seinem Geiste abhängt, könnte es wohl sein, daß, wenn du diesem Geist jetzt fortgesetzt widerstrebst, Er dir die Gelegenheit später nicht mehr geben würde.

J e t z t ist auch deswegen die beste Zeit, weil du täglich unwilliger und unfähiger wirst, der göttlichen Mahnung zu folgen. Die Meinungen und Neigungen dieser Welt bleiben nicht ohne Einfluß auf dich. Sie bewirken, daß dein Gefühl abstumpft, dein Herz härter und dein Bestreben, es der Welt gleichzutun, unbeugsamer wird. Mit einem Wort: Die Bekehrung wird mit jeder Stunde, die sie hinausgezögert wird, hoffnungsloser.

Du solltest auch deswegen *j e t z t* ernst machen,

weil deine Sünden sich rasch mehren. Jede Stunde, die du gleichgültig und fern von Gott dahinlebst, ist eine Hinzufügung von Ungehorsam, Auflehnung und Undank gegen Gott, eine erneute Erklärung, daß du nicht willst, daß Gott über dich herrsche. Weißt du, was du damit tust? Du entziehst dich den Gnadenabsichten und Segnungen, die Gott in Seiner Liebe über dich ausschütten möchte, enthältst dich Ihm vor, der unbedingte Rechte an dein Herz und Leben hat, und verwirfst das teure Blut Christi, das auch um deinetwillen geflossen ist. Damit verschlimmerst du das Gericht, das schon auf dir ist, um ein Vielfaches. Bedenke dies wohl! Entferne dich nicht weiter und weiter aus dem Bereich der errettenden Gnade! Setze dich nicht länger der schrecklichen Gefahr aus, dein Heil in alle Ewigkeit zu verscherzen!

Der vielleicht wichtigste und deshalb am Anfang schon erwähnte Grund, das Jetzt auszukaufen, ist der, daß die Stunde, die dich aus dieser Welt abrufen, möglicherweise schon ganz nahe ist. Rasch tritt der Tod den Menschen an. Er mag in diesem Augenblick schon vor deiner Tür stehen. Du sagst vielleicht zu deiner Seele: „Ruhe aus“, „sei fröhlich“, während Gott spricht: „Du Tor! in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern“. Du träumst noch von Zukunftsplänen, und das Schwert holt schon zum Todesstreich gegen dich aus.

Jetzt ist dein Körper noch gesund, dein Geist noch frisch. Noch kannst du mit klaren Sinnen prüfen und erwägen, kannst ohne Schwierigkeit sprechen, lesen, beten. Deine Gedanken sind noch nicht durch Fieber oder Schmerz verwirrt und abgelenkt, dein Geist ist noch nicht geschwächt und deine Seele durch

den unmittelbaren Ausblick in die Ewigkeit nicht geängstigt. Würde jemand, während du erschöpft und von Schmerzen gefoltert daliegst, kommen, um eine schwierige geschäftliche Angelegenheit mit dir zu besprechen, von deren richtiger Entscheidung die Sicherheit deines ganzen Vermögens abhinge — wie würdest du über eine solche Zumutung, zu so völlig ungelegener Zeit, gequält aufstöhnen! Und eine Frage, die von viel größerer Tragweite als der Verlust irdischer Güter ist, gedenkst du vielleicht einmal unter den ungünstigsten Umständen in Hast und Eile zu erledigen? O lieber Freund, sei nicht töricht! Benutze das Jetzt! Trage Sorge, daß du die Erledigung der Angelegenheiten deiner Seele nicht bis an die Schwelle der Ewigkeit hinauschiebst! Es ist wahrlich der Gipfelpunkt der Torheit, dich dann in Eile in Sicherheit bringen zu wollen, wenn der Tod dir schon ins Antlitz starrt und die ganze Not der Sterbestunde dich ergreift. —

„Wenn sie weise wären, so würden sie dieses verstehen, ihr Ende bedenken.“

Durch Liebe besiegt

Vor mehreren Jahren, als ich eine Reihe von Evangeliumsvorträgen in Michigan hielt, wurde ich gebeten, einmal zu den Gefangenen im Staatsgefängnis zu sprechen. Ich saß mit dem Gefängnisdirektor, einem gläubigen Manne, auf der Rednerbühne und beobachtete, wie die Gefangenen, 700 Mann, junge und alte, in den großen Saal traten. Sie gingen im Gänsemarsch, jeder d' Hand

auf der Schulter des Mannes vor ihm. Auf ein Befehlswort setzten sie sich hin. Unter ihnen waren sechs- und siebenzig wegen Mordes zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilt.

Nach dem Singen stand ich auf, konnte aber bei dem Anblick, den die so große Zahl dieser Unglücklichen bot, vor Weinen kaum sprechen, und alle Gefängnisregeln außer acht lassend, stieg ich im Verlangen, den armen gefallen Menschen zu helfen, von der Bühne herab und ging zu ihnen hin, indem ich erst einen, dann einen anderen bei der Hand nahm und für und mit ihm betete. Am Ende der Reihe der wegen Mord lebenslänglich Verurteilten saß einer, der mehr als seine Mitgefangenen durch den vernichtenden Fluch der Sünde gekennzeichnet schien. Sein Gesicht trug deutliche Spuren des hinter ihm liegenden Lebens, und er machte den Eindruck, als ob er ein Teufel in Menschengestalt sein könne, wenn einmal sein Zorn erregt war. Auch ihm legte ich die Hand auf die Schulter, und meine Augen schwammen in Tränen, als ich mit ihm betete.

Als die Versammlung aus war, sagte der Direktor:

„Wissen Sie auch, mein Lieber, daß Sie die Anstaltsregeln übertreten haben?“

„Ja, das weiß ich“, erwiderte ich, „aber ich kann keine strengen Regeln einhalten, wenn ich predige. Ich mußte zu den armen, verzweifelnden Menschen hinabsteigen, mit ihnen beten und ihnen von Dem erzählen, der gekommen ist, „zu suchen und zu erretten was verloren ist“, und von dem geschrieben steht: „Dieser nimmt Sünder auf und isst mit ihnen“.“ (Luk. 19, 10; 15, 2.)

Der Direktor lächelte und nickte zustimmend. Er nahm mir meine „Übertretung“ nicht übel.

„Ist Ihnen nicht der Mann am Ende der Reihe der „Lebenslänglichen“ aufgefallen, mit dem Sie gebetet haben?“ fuhr er fort. „Möchten Sie seine Geschichte hören?“

„Gern.“

„Nun, so hören Sie. Vor ungefähr acht Jahren wurde Tom Galsen wegen Mordes eingeliefert. Auf den ersten Blick sahen wir, daß er einer der schlimmsten Menschen war, die wir je gehabt hatten, und wie wir erwarteten, machte er uns große Mühe.

An einem Weihnachtsabend — es ist jetzt ungefähr sechs Jahre her — mußte ich aus dienstlichen Gründen die Nacht im Gefängnis zubringen, anstatt, wie ich gehofft hatte, zuhause sein zu können. Das war mir recht ärgerlich. Sobald ich es einrichten konnte, verließ ich am nächsten Morgen, als es noch dunkel war, das Gefängnis und eilte heim, die Taschen voll von Geschenken für mein Töchterchen. Es war ein bitterkalter Morgen. Ich knöpfte meinen Mantel fest zu, um mich vor dem schneidenden Wind, der vom See herüberkam, zu schützen. Da glaubte ich, jemand an der Gefängnismauer vorbeihuschen zu sehen. Als ich ein wenig genauer hinblickte, bemerkte ich ein kleines, erbärmlich gekleidetes Mädchen. Sie hatte nur ein dünnes Röckchen an, und ihre nackten Füße steckten in einem Paar durchlöcherter Schuhe. In der Hand hielt sie ein kleines Päckchen. Wenn es nicht so kalt und ich nicht so eilig gewesen wäre, würde ich mich wohl erkundigt haben, wer das Kind war und was es in dieser frühen Morgenstunde beim Gefängnis zu tun hatte. So aber hatte ich nur den Gedan-

ken, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Doch bald merkte ich, daß mir jemand folgte. Als ich mich umwandte, stand das vor Kälte zitternde Kind hinter mir. Es sah zum Erbarmen aus.

„Was wünschst du?“ fragte ich streng.

„Sind Sie der Gefängnis-Direktor, Herr?“

„Ja, der bin ich. Aber wer bist du, und warum bist du nicht zu Hause?“

„Ach seien Sie nicht böse, lieber Herr! Ich habe kein Zuhause. Mutter ist vor zwei Wochen im Armenhaus gestorben, und gerade bevor sie starb, sagte sie mir, daß Vater im Gefängnis sei, und ich dachte, vielleicht möchte er gern sein kleines Mädchen sehen, jetzt wo Mutter tot ist. O bitte, lassen Sie mich meinen Papa sehen! Es ist doch heute Weihnachten, und ich möchte ihm etwas bringen.“

„Nein, du mußt bis zum Besuchstag warten“, antwortete ich verdrießlich und ging weiter.

Ich hatte aber noch nicht manchen Schritt gemacht, als ich mich am Armel gezupft fühlte, und eine bittende Stimme sagte:

„Bitte, gehen Sie nicht fort!“

Ich blieb wieder stehen und schaute in das verfrorene, flehende Gesichtchen vor mir. Große Tränen standen in den bangen Augen, während das kleine Kinn vor Bewegung zitterte.

„O lieber Herr“, sagte sie, „wenn ich Ihr kleines Mädchen wäre, und die Mutter Ihres kleinen Mädchens wäre im Armenhause gestorben, und ihr Papa wäre im Gefängnis, und sie hätte keinen Ort, wo sie hingehen sollte, und niemand, der sie lieb hätte, glauben Sie nicht, daß sie gern ihren Papa sehen möchte? Wenn es Weihnachten wäre, und Ihr kleines



Mädchen käm' zu mir, wenn ich der Direktor vom Gefängnis wär', und bäte mich, sie ihren Papa sehen zu lassen, um ihm ein Weihnachtsgeschenk zu bringen, glauben Sie — glauben Sie nicht, ich würde ja sagen?"

Ich fühlte, wie mir das Wasser in die Augen stieg, während das Kind so sprach, und es saß mir etwas in der Kehle, als ich antwortete:

„Ja, mein Kind, ich glaube, das würdest du tun, und du sollst auch deinen Papa sehen.“

Damit nahm ich sie an die Hand und schritt mit ihr zum Gefängnis zurück, während ich an mein eigenes blondköpfiges Töchterchen dachte. Ich brachte die Kleine in mein Amtszimmer, wies ihr einen Platz nahe an dem warmen Ofen an und schickte einen Wärter, um Nr. 37 (Tom Galfon) aus seiner Zelle zu holen.

Als der Mann kam und des Kindes ansichtig wurde, ging ein zorniger Ausdruck über sein Gesicht, und rauh stieß er hervor:

„Nelly, was tust du hier? Was willst du? Geh sofort zur Mutter!“

„Ach, Papa“, schluchzte die Kleine, „Mama ist tot. Sie ist vor zwei Wochen im Armenhaus gestorben. Ehe sie starb, sagte sie mir, ich solle auf Hänschen achtgeben, weil du ihn so lieb gehabt hast, und ich soll dir sagen, sie habe dich auch lieb gehabt — aber, Papa“ — hier erstickte das Schluchzen ihre Stimme — „Hänschen ist auch vergangene Woche gestorben, und nun bin ich ganz allein, Papa, und heute ist Weihnachten, und — und ich dachte, weil du Hänschen so lieb gehabt hast, möchtest du gern ein kleines Andenken an ihn haben.“

Damit entfaltete das Kind das Päckchen, das es in der Hand hielt, bis ein Stückchen Seidenpapier herausfiel, in das eine blonde Locke gewickelt war. Behutsam nahm es die Locke heraus und legte sie in des Vaters Hand.

„Ich habe die Locke von Hänschens Kopf abgeschnitten, Papa, gerade als man ihn beerdigen wollte.“

Bei den rührenden Worten der Kleinen zuckte und arbeitete es beständig in dem harten Gesicht des Mannes, und dann weinte er wie ein Kind, und mir, mir erging es nicht besser. Er hob sein Töchterchen auf und drückte es krampfhaft an sich, während seine Gestalt von unterdrücktem Schluchzen bebte.

Die Szene war mir zu heilig, um sie länger zu beobachten. Ich verließ das Zimmer und ließ die beiden allein. Nach einer Stunde ungefähr kehrte ich zurück. Da saß Tom Galson neben dem Ofen mit seiner kleinen Tochter auf den Knien. Scheu sah er mich einen Augenblick an, dann sagte er:

„Herr Direktor, ich habe kein Geld“, und plötzlich seine Gefängnisjacke abstreifend, rief er:

„Ich bitte Sie, lassen Sie mein kleines Mädchen um Gottes willen nicht in diesem dünnen Röckchen in die bittere Kälte hinausgehen. Lassen Sie mich ihr diesen Rock geben. Ich will früh und spät arbeiten. Ich will alles tun. Bitte, Herr Direktor, lassen Sie mich mein Kind mit diesem Rock bedecken.“

Tränen stürzten über das Gesicht des Mannes.

„Nein, Galson“, sagte ich, „behalten Sie Ihren Rock. Ihr kleines Mädchen soll nicht Mangel leiden. Ich will sie in mein Haus mitnehmen und sehen, was meine Frau für sie tun kann.“

„Gott segne Sie!“ schluchzte er.

Ich nahm das Kind mit nach Hause. Jahrelang ist es bei uns geblieben und durch den Glauben an den Herrn Jesus Sein Schäflein geworden. Und ich darf hinzufügen, auch Tom Galson hat durch das Lesen des Wortes Gottes erkannt, daß er rettungslos verloren war, aber daß Gott auch für ihn Seinen eingeborenen Sohn in den Tod gegeben hat. Seitdem macht er uns keine Mühe mehr.“

So endete des Direktors Erzählung.

Als ich nach Jahren wieder einmal in das Gefängnis kam, fragte mich mein Freund, der Direktor:

„Würden Sie gern Tom Galson besuchen, dessen Geschichte ich Ihnen damals erzählt habe?“

Dazu war ich natürlich mit Freuden bereit. Der Direktor führte mich in eine ruhige Straße bis zu einem hübschen Häuschen, an dessen Tür er klopfte. Ein junges Mädchen öffnete und begrüßte meinen Begleiter mit großer Herzlichkeit.

Wir traten ein, und der Direktor stellte mich Nelly und ihrem Vater vor. Die innere Umwandlung hatte den Mann so völlig verändert, daß er begnadigt worden war. Der Rest der Strafe war ihm erlassen worden. Er führte das Leben eines wahren Christen. Die Liebe seines Töchterchens hatte sein hartes Herz gebrochen und ihn für die Liebe jenes Einen empfänglich gemacht, der für Gottlose starb. Tom Galson war ein lasterhafter Mensch gewesen, ein Räuber und Mörder. Aber der, welcher, von Sünderhänden ans Kreuz geschlagen, zu dem Räuber neben Ihm sagen konnte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ der hatte ihn mittelst der Liebe seines

Töchterchens dahin gebracht, vor Gott zusammenzubrechen im Gefühl seiner blutigroten Schuld. Und dann hatte Er ihm alle seine Sünden vergeben auf Grund des am Kreuze vollbrachten Sühnungswerkes, wo der Heilige für sie von Gott gestraft worden war.

Mein Leser, die Begebenheit, die ich dir erzählt habe, wird dein Herz gerührt haben. Aber was ist die Liebe des kleinen Mädchens im Vergleich mit jener Liebe, die das Kreuz erduldet, die ein Fluch wurde und in jenen drei furchtbaren Stunden der Finsternis Gottes Gericht über die Sünde trug? Und warum trug? Um dir und mir vergeben zu können! Von jener Liebe singt einer, der sie auch an seinem Herzen erfahren hat:

Und Du, — o Liebe ohnegleichen! —
 Du gabst Dich selber für uns hin,
 Daß kein Gericht uns kann erreichen,
 Daß selbst der Tod für uns Gewinn.
 Du hast für uns den Fluch getragen,
 Als Du am Kreuz zur Sünd' gemacht;
 Auf Dir all' unsre Sünden lagen,
 Als Du das Sühnungswerk vollbracht.]

Ein gesegnetes Goldstück

Ein altes Männlein wanderte jahraus, jahrein mit einem schweren Bündel Bibeln, Traktate und Erbauungsschriften im Lande umher. Am liebsten lehrte er seinen Fuß zu den Kleinen, zu Handwerksburschen und Tagelöhnern, einfachen Landleuten und Armen, sprach mit ihnen vom Reiche Gottes und dem Frieden, den die Seele nur in dem Herrn Jesus findet, und schenkte ihnen seine Bücher und Hefchen. Er half auch manchmal in äußerer Not,

wozu ihn ein kleines, ihm zugefallenes Vermögen in-stand setzte, und wenn er irgendwo einen Kranken traf, der keinen Pfleger hatte, so blieb er einen, oder, wenn's sein mußte, auch acht oder mehr Tage bei ihm. Kein Verein hatte ihn ausgesandt, und seine einzige „Anweisung“ war die Liebe zu seinem Herrn und zu den Sündern. So zog er im Lande umher, bei den Großen dieser Welt ein unbekannter und ungenannter Mann, aber für viele ein Segen.

Bei einer Gelegenheit hinterließ er einem Lehrer, bei dem er gewesen war, ein Goldstück mit der Bitte, ihm bekannten Armen damit zu helfen. Nachdem der Lehrer eine Zeitlang über die beste Verwendung nachgedacht hatte, begab er sich zu einem Mädchen, dessen Mutter, eine Witwe, am Morgen begraben worden war und die Tochter mit einem halbbliquenden Bruder zurückgelassen hatte. Er bat sie herzlich, doch das Goldstück, das ein Fremder ihm zur beliebigen Verwendung gegeben habe, anzunehmen. Aber das Mädchen schüttelte den Kopf und antwortete:

„Danke, herzlichen Danke für die Liebe des Herrn, die mir durch Sie kundwird, und Danke auch Ihnen, Herr Lehrer, daß Sie an mich gedacht haben! Aber ich kann das Geld nicht annehmen. Denn ich bin wohl arm, aber meiner Hände Arbeit nährt mich, und wenn einmal Not kommt, wird der Herr helfen, der mir ja heute schon Seine Hilfe anbietet, noch ehe die Not da ist. Wollen Sie aber mit dem Goldstück wirklich jemand helfen, so bringen Sie es der Witwe drüben, deren Lämpchen Sie von hier aus sehen können, und die, soviel ich weiß, in großer Bedrängnis lebt.“

Der Lehrer nickte, und bald steht er in dem einsamen Kämmerlein der kränklichen Witwe. Was er

sieht ist Armut. Das Gemach ist klein, die Einrichtung überaus ärmlich. Aber auf dem reinlichen Tisch liegt die offene Bibel, und daneben die Spizen, durch deren Anfertigung die Witwe ihr Leben fristet – kümmerlich genug. Doch die Frau hat auf das freundliche Anerbieten nur ein Kopfschütteln und erwidert mit Tränen in den Augen:

„Nicht für mich! Das Wenige, das ich bedarf, verdiene ich mir durch meiner Hände Arbeit. Aber gelobt sei Gott, der Ihnen das Goldstück übergeben ließ! Ich weiß es gut anzuwenden. Drüben wurde heute eine Witwe begraben, die hat zwei Kinder hinterlassen, von denen der Knabe halb erblindet ist. Das Mädchen wird viel Sorgen und Not haben, sich und den Bruder durchzubringen. Bitte, bringen Sie das Geld dorthin!“

Als nun der Lehrer erzählt, daß er gerade von dort komme und hierher gewiesen sei, wird die Witwe tiefbewegt und sagt:

„Es ist gut. Wenden Sie das Geld anderswo an! Ich weiß, was ich jetzt zu tun habe!“

Und bald wohnen die Witwe und die Kinder zusammen. Sie steht ihnen als Mutter und Pflegerin zur Seite, bis der Herr sie abrufen. Ihre kleine Habe und die Ersparnisse auf den Kottag hinterläßt sie den Waisen.

Hundert harte Taler konnte die Sparkasse den Kindern auszahlen. Einen Teil des Geldes verwendete die Schwester für eine Kur ihres Bruders, und Gott gab Seinen Segen dazu. Der Knabe hat sein Augenlicht wiedererhalten. Er ist ein fleißiger Jüngling geworden, der seiner Schwester reichlich vergilt, was sie an ihm getan hat.

Das Goldstück aber hat noch zweimal eine vergebliche Wallfahrt angetreten, bis es endlich von zwei armen Witwen angenommen wurde, die sich in schweren Hungerjahren Brot dafür gekauft haben.

Unseggen, ja, Fluch klebt an dem meisten Gelde. Aber wie kann es auch, wenn richtig angewandt, zu einer Quelle reichen Segens werden, der dann zu Dank und Anbetung stimmt und so wiederum zur Verherrlichung Dessen beiträgt, der den Seinen gibt, um wohlzutun und mitzuteilen!

„Bittet, und es wird euch gegeben werden“

Wir dürfen Gott alles sagen, was uns beswert. Ja, Er wünscht, daß wir unsere Herzen vor Ihm ausschütten, und fordert uns dazu in Seinem Worte auf. Aber Er beantwortet unsere Gebete nicht immer in der Weise, wie wir es erwarten. Er gibt Seinen Kindern längst nicht immer das, was sie erbitten. Es wäre nicht gut für sie. Geradeso wie ein irdischer Vater seinem Kinde manchmal verweigert, was es gern haben möchte, weil er weiß, daß es ihm schaden würde, so hält auch Gott, unser Vater, oft eine Gabe, die wir in Unwissenheit nur zu unserem Schaden begehren, zurück. Sogar Paulus, der treue, hingebende Diener, für den das Leben „Christus“ war, betete dreimal, daß der ihn unaufhörlich quälende „Dorn im Fleische“ von ihm weggenommen würde; aber Gott konnte diese Bitte nicht erfüllen, weil es zur Verherrlichung Seiner gött-

lichen Gnade nötig war, daß Sein geliebter Diener den „Dorn“ behielt. (Siehe 2. Kor. 12, 8. 9.) Es ist deshalb immer gut, unseren Bitten hinzuzufügen: „Wenn es D e i n Wille ist“.

Doch ich glaube, daß Gott in neun von zehn Fällen das Gebet in einer Weise erhört und beantwortet, die unsere Erwartungen weit übertrifft. Wenn wir im Namen Jesu, durch den Heiligen Geist, Gott nahen, glaubend, daß Er uns helfen kann und will, so dürfen und sollen wir immer mit einer herrlichen Antwort rechnen.

Im folgenden möchte ich einige Gebetserhörungen erzählen, die zeigen, wie unerwartet Gott manchmal auf das Rufen Seiner Kinder antwortet.

Eine wohlhabende Dame wachte mitten in der Nacht auf, während folgender Bibelvers ihr in den Ohren klang: „Dieser Elende rief, und Jehova hörte, und aus allen seinen Bedrängnissen rettete Er ihn“. Es schien ihr ein Ruf vom Herrn zu sein, irgend jemand, der in Not war und zu Ihm schrie, Hilfe zu bringen, und sie betete, daß, wenn Gott von ihr wünsche, einem Bedrängten zu helfen, Er es ihr zeigen möge. Während sie betete, fiel sie wieder in Schlaf. Als sie am Morgen erwachte, klangen wieder die Worte in ihren Ohren: „Dieser Elende rief, und Jehova hörte, und aus allen seinen Bedrängnissen rettete Er ihn“.

Nun begann sie allen Ernstes zu überlegen, wer in Not sein könne, konnte sich aber an niemand erinnern. Endlich kam ihr ein blinder Mann ins Gedächtnis, von dem sie wußte, daß er oft alles, was er besaß, für andere opferte. Sollte er jetzt vielleicht selbst in Not sein? Sie ging an ihren Schreibtisch und

steckte eine Zehn Pfund-Note (200 Mark) in ihre Geldtasche, der sie nach einigem Überlegen noch eine zweite Banknote in gleicher Höhe folgen ließ, für den Fall, daß die erste Summe nicht ausreichen sollte. Dann machte sie sich, früh am Morgen, auf den Weg zu Herrn N.

Freundlich fragte sie den blinden Mann, ob er in Schwierigkeiten sei.

„Es ist nichts, worüber ich sprechen möchte. Ich habe es dem Herrn übergeben“, erwiderte der Blinde ruhig.

„Wollen Sie mir denn sagen, ob Sie vergangene Nacht zu Gott gerufen haben?“

„Ja“, entgegnete Herr N., „ich war in der Nacht auf und habe gebetet; aber es ist eine geringfügige Sache zwischen mir und Gott. Wie gesagt, ich möchte mit niemand darüber sprechen.“

Sie drang in ihn, ihr seine Schwierigkeiten mitzuteilen, doch er beharrte dabei, daß es eine Sache zwischen ihm und seinem himmlischen Vater allein sei. Da legte sie ihr Geldtäschchen in seine Hände, bat ihn, es von ihr anzunehmen, und verabschiedete sich. Der Blinde, der selbst den Inhalt der Tasche nicht zählen konnte, rief seine Tochter herbei, die ihm erklärte, es seien zwei Zehn Pfund-Noten und drei Goldstücke, zusammen 460 Mark, darin.

„Mein Kind“, sagte der Vater, „öffne das Pult und nimm das Papier, das obenauf liegt, heraus.“

Es war eine Rechnung über dreiundzwanzig Pfund (460 Mark). Das Geld sollte an diesem Morgen abgeholt werden, und Herr N. hatte nichts, womit er die Rechnung hätte bezahlen können. Das hatte ihn in der vergangenen Nacht ins Gebet getrieben,

und Gott hatte auf ihn gehört und ihn aus allen seinen Bedrängnissen gerettet.

Eine Dame, die im Norden Londons wohnte, machte sich eines Tages auf den Weg, um eine arme, franke Freundin am entgegengesetzten Ende der Riesenstadt zu besuchen. In einem Körbchen nahm sie Brot, Butter, Tee usw. mit. Zu der Reise benutzte sie den Omnibus. Als sie ihre Wohnung verließ, war das Wetter schön und klar. Als sie sich aber dem Stadtteil Islington näherten, gerieten sie in einen Nebel, der mit jeder Minute dichter wurde.*) Sie erschrak und überlegte, ob es unter diesen Umständen nicht ratsamer sei, mit dem nächsten Omnibus zurückzukehren. Doch ein unerklärliches Gefühl zwang sie, die Fahrt fortzusetzen. Der Nebel wurde immer dichter. Man zündete die Lampen an, und der Omnibus fuhr ganz langsam. Als die Endstation erreicht war, war es völlig finster. Der Schaffner half ihr, daß sie auf den richtigen Weg kam. Langsam und vorsichtig tappte sie sich vorwärts. Mit einemmal wurde die Luft wieder klar, und zu ihrer Freude fand sie sich am Eingang der Straße, die sie suchte. Ein Stück blauer Himmel wurde sogar sichtbar, und bald langte sie an dem Hause an, in welchem die Kranke wohnte. Sie stieg die Treppe bis zum obersten Stockwerk hinauf und klopfte hier an eine Zimmertür. Ein kleines Mädchen öffnete.

„Wie geht es der Großmutter?“ fragte sie.

Da rief eine Stimme aus dem Zimmer:

„O kommen Sie herein, Frau A.! Wie haben Sie sich in diesem Nebel nur zurechtfinden können?

*) London ist wegen dieser Nebel bekannt.

Wir haben fast den ganzen Tag in dichter Finsternis gegessen.“

Das Zimmer war sehr einfach, aber außerordentlich sauber. Auf einem Feuerchen stand ein Kessel mit kochendem Wasser, auf dem Tisch ein Teebrett mit Geschirr, fertig zum Gebrauch. Alles war in schönster Ordnung. Die kranke Frau lag zu Bett, und ihre Tochter saß arbeitend in einer Ecke des Zimmers.

„Ich sehe, Sie sind gerade im Begriff, Tee zu trinken“, meinte die Besucherin, ihr Körbchen auspackend. „Ich habe Ihnen einiges dazu mitgebracht.“

Da schlug die Kranke die Hände zusammen und schaute mit dankbarem Blick zum Himmel empor. Dann sagte sie:

„O Frau A., Sie sind Gottes Rabe, der uns heute von Ihm gesandt wird, um uns mit Nahrung zu versehen. Ich wußte ja, daß Er für uns sorgen würde.“

„Aber Sie haben das Teewasser ja schon aufgesetzt?“

„Ja“, erwiderte jetzt die Tochter, „Mutter wollte, daß ich den Kessel aufs Feuer setze. Als ich sagte, das habe doch keinen Zweck, da wir nichts im Hause hätten, sagte sie: „Mein Kind, Gott wird sorgen. Dreißig Jahre lang hat Er für mich gesorgt, mich durch alle Not und Hilflosigkeit hindurchgetragen, und am Ende sollte Er mich verhungern lassen?“ So hat Mutter den ganzen Tag gewartet. Sie war gewiß, daß jemand kommen werde, um uns das Nötige zu bringen. Aber daß Sie an einem solchen Nebeltage den Weg von so weither zu uns finden würden, hätten wir nicht für möglich gehalten. Wirklich, Gott hat Sie zu uns gesandt.“ —

Ein Knecht des Herrn in Amerika, namens Fenneberg, war in große Not geraten, als ihm einfiel, daß er vor einiger Zeit einem armen Mann, der ihn im Namen Jesu darum bat, drei Dollar, die seine ganze Barschaft ausmachten, geliehen hatte.

„O Herr“, rief er im Gebet aus, „ich habe Dir drei Dollar geliehen, und Du hast sie mir noch nicht wiedergegeben, obgleich Du weißt, wie dringend ich sie bedarf. Ich bitte Dich, gib sie mir zurück.“

Am gleichen Tage noch empfing Fenneberg einen Brief mit zweihundert Dollar, die ihm von einem reichen Manne auf die Bitte jenes Armen, dem er geholfen hatte, zugesandt worden waren.

„O Herr“, rief Fenneberg ganz betroffen und überwältigt aus, „man kann Dir doch nicht ein einziges Wort sagen, ohne beschämt zu werden.“

Das Wort vom Kreuz, eine Gotteskraft

(Ein Zeugnis des nordamerikanischen Indianers Job.)

Brüder, ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt geworden. Ich weiß also gut, wie es mit den Heiden steht.

Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren und fing an, uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir:

„Meinst du denn, daß wir das nicht wissen? Geh nur wieder hin, wo du hergekommen bist.“

Ein andermal kam ein Prediger und wollte uns lehren: „Ihr müßt nicht stehlen, nicht saufen, nicht lügen“ usw. Wir antworteten ihm: „Du Narr, denkst

du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst, und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht tun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr als deine eigenen Leute?"

Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (der Brüdermissionar Rauch) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser:

„Ich komme zu dir im Namen des Herrn des Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß Er dich selig machen und aus dem Elend reißen will, in dem du liegst. Er ist zu dem Zweck Mensch geworden, hat Sein Leben für die Menschen gegeben und Sein Blut für sie vergossen.“

So sprach Christian Heinrich, legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein. Er war müde von seiner Reise.

Da dachte ich: Ei, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn gleich totschlagen und in den Wald werfen. Wer würde danach fragen? Aber er ist ganz unbesorgt.

Seine Worte konnte ich nicht loswerden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich schlief, so träumte ich von dem Blute des Sohnes Gottes, das für uns geflossen ist. Da dachte ich: Das ist etwas anderes als das, was die anderen zwei gesagt haben, und verdolmetschte den anderen Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner zu uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christus und Sein Blut, wenn ihr unter ihnen Segen schaffen wollt!"

Glück — und wo es zu finden ist

Wahres und dauerndes Glück kann nur in der persönlichen Erkenntnis Christi, und zwar indem man Ihn als seinen lebendigen Heiland erkennt, gefunden werden.

Viele glauben, die Religion könne ihnen das darreichen, was sie für ihr Herz bedürfen. Aber das ist nicht so. Viele Menschen, Männer und Frauen, mögen ihr Leben mit religiösen Übungen verbringen; dabei werden sie aber niemals Frieden, Ruhe und Freude finden. Wahrer Friede des Gewissens ist nur das Teil dessen, der in einfältigem Glauben in dem vollbrachten Erlösungswerk des Herrn Jesus ruht, und wahre Freude füllt allein dessen Herz, der den Heiland als den lebendigen Gegenstand für seine Seele kennt.

Squire*) Brookes, wie er allgemein genannt wurde, war im ganzen Norden Englands als ein ernstster und hingebender Prediger des Evangeliums wohlbekannt.

Er war der Sohn eines reichen Yorkshire-Mühlenbesizers. Seine Jugend war dem Vergnügen gewidmet gewesen. Ein eifriger Sportsmann, ein gewandter Reiter und Liebhaber von aller Art von Erholung im Freien, dabei Besitzer eines Reichthums,

*) Engl. Titel für einen Landedelmann (sprich: Stweir)

der alle seine Wünsche befriedigen konnte, mochte er wohl ein Gegenstand des Neides für andere sein, und hatte, was dieses Leben betraf, allen Grund, mit seinem Lose zufrieden zu sein.

Doch der Mensch hat einen unsterblichen Geist, der durch die Vergnügungen dieses Lebens, die eitel und vergänglich sind, nie befriedigt werden kann.

Es schien nicht gerade, als ob der junge Brookes diese Entdeckung gemacht hätte. Doch wer weiß, was im Menschen ist, als nur der Geist des Menschen, der in ihm ist? Jedenfalls ruhte Gottes Auge auf dem jungen Manne, und Er wollte ihn zu ewiger Glückseligkeit leiten.

Als Brookes sich eines Morgens, bald nach Tagesanbruch, mit Flinte und Hunden aufmachte, um sein Jagdgebiet zu durchstreifen, begegnete ihm ein einsamer Fremder. Es war kein Zufall, der ihn gerade hier entlangführte. Als der einfache Mann den jungen Herrn kommen sah, wurde sein ganzes Herz von dem Verlangen nach der Errettung seiner Seele erfüllt. Und dieses Verlangen war es, das beim Vorüberschreiten den seltsamen, etwas überraschenden Gruß auf seine Lippen brachte:

„Ah, junger Herr, Sie suchen das Glück, wo Sie es nie finden werden.“

Der junge Sportsmann kümmerte sich nicht weiter um den sonderbaren Fremden, aber der Pfeil, aufs Geratewohl abgeschossen, hatte mitten ins Ziel getroffen. Die Worte packten ihn im Innersten der Seele.

„Glück suchen“ — dachte er, „ja, ich suche es, und demnach habe ich es noch nicht gefunden. Und dieses Leben voll Sport und Vergnügungen wird es

mir auch niemals bringen. Dies alles wird einmal ein Ende nehmen; ich aber werde für ewig leben. Wie also kann dieses flüchtige Vergnügen mein Herz befriedigen?“

Solcherlei waren die Gedanken, die ihm durch den Sinn schossen. Seine Freude an der Jagd war dahin. Er kehrte nach Hause zurück.

Durchs Dorf ging zurzeit eine Erweckung, d. i. eine jener Zeiten geistlichen Erwachens, die erlebt werden muß, um verstanden zu werden, durch die Gott oft ganze Gegenden aus einem Zustand der Betäubung und Gleichgültigkeit in bezug auf die Ewigkeit aufrüttelt. Es war ein einfacher Mann, in niedriger Stellung, derselbe, der den jungen Brookes am frühen Morgen auf dem Moor getroffen hatte, dessen Bemühungen von Gott in zahlreichen Befehrungen anerkannt wurden.

„A r m e n wird gute Botschaft verkündigt“, hat unser Heiland gesagt. Dieses Wort gilt auch heute noch. Selten haben die Reichen (auch in Zeiten solcher Erweckungen) den Mut, die harten Regeln der Gesellschaft zu durchbrechen und dorthin zu gehen, wo sie Worte hören, durch die sie errettet werden können. Bei all seinem oberflächlichen Leben ein starrer Kirchenmann, betrachtete der junge Squire die Stunden und Gebetsversammlungen der Dörfler als eine Art geistlicher Quacksalberei, die er unmöglich durch seine Gegenwart bestätigen konnte.

Doch Gott geht Seinen eigenen Weg. Er lenkt die Herzen wie Wasserbäche. Das Werk, vom Geiste Gottes in der Seele des jungen Edelmannes begonnen, wollte derselbe Geist auch zur Vollendung bringen. Tiefe Herzensübungen folgten, in denen Brookes

seinen hoffnungslos sündigen Zustand vor Gott erkannte. Eine quälende Unruhe ergriff ihn und wollte ihn nicht mehr loslassen. Eines Abends trieb sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ins Dorf hinab. Er mußte sich trotz seiner Abneigung von dem überzeugen, was über die Leute gekommen war. Doch, gleich Nikodemus, wagte er diesen Gang nicht, bevor es ganz dunkel geworden war und die Versammlung schon begonnen hatte. Draußen stehend lauschte er dem Gesang der Versammelten und vernahm die Worte:

„Juble, mein Herze, die Sündenschuld ist nun vergeben,
Denn auch für mich ließ der Heiland am Kreuze Sein Leben!
Sein teures Blut
Ist ja mein herrlichstes Gut,
Seit ich mich Ihm übergeben.“

Er kehrte nach Hause zurück, elender als er gekommen war. Diese Leute waren glücklich, aber er war unglücklich. Sie konnten singen, jubeln, während eine schwere Last ihn mehr und mehr zu Boden drücken wollte. Jene Nacht verbrachte er in Seelenangst vor Gott. Auf seinen Knien rief er um Erbarmen, flehend, Gott möge sich in Seiner Gnade und Errettermacht ihm offenbaren.

Als der Morgen graute, war es ruhig in ihm geworden. Ein Lichtstrahl war in seine bedrängte Seele gefallen. Er sah nicht länger nur, daß er ein Sünder war, sondern er sah Jesus, den Heiland der Sünder, den Mann, der am Kreuze auch für seine Schuld das Gericht Gottes erduldet hatte. Er blickte nach Golgatha, und während sein Glaube das herrliche Werk der Erlösung schaute, wurde es Friede in seiner Seele. Nun konnte auch er glücklichen Herzens singen:

„Zuble, mein Herze, die Sündenschuld ist nun vergeben.“

Mit dem Ruf: „Ich hab' es! Ich hab' es!“ weckte er das ganze Haus. Doch da er bei den Seinen wenig Verständnis fand, eilte er ins Dorf und klopfte bei einem Manne an, der ihm als ein tätiges Glied in den Gebetsversammlungen genannt worden war. Bald war noch ein anderer gefunden, und die drei glücklichen Männer brachten an jenem Morgen zusammen Gott Lob und Dank dar, noch ehe die Sonne aufgegangen war.

Die Neuigkeit, daß der junge Squire bekehrt worden sei, verbreitete sich rasch. Doch es bedurfte des Erzählens nicht, denn die Veränderung wurde gar schnell allen sichtbar, die ihn kannten. „Das Kamel war“, wie er sich selbst ausdrückte, „durch das Nadelöhr gegangen.“

Fortan stellte Brookes sich Gott als lebendiges Schlachtopfer dar. Sein ganzes Leben war von diesem glücklichen Augenblick an im Dienst für seinen neuen Herrn und Meister geheiligt, und während der Jahre, die folgten, bis der Herr ihn heimholte, wurden durch sein ernstes und treues Zeugnis viele Seelen aus der Finsternis zum Licht geführt.

Mit einem Blick hatte Brookes erkannt, daß die Nachfolge Christi in dieser Welt einen völligen Bruch bedeutete mit allem, „was in ihr ist“. Als er einmal von einem halbherzigen Christen gefragt wurde, ob er nicht zu vorschnell gehandelt habe, alles, was ihm bis dahin Freude bereitet habe: seine Pferde, seine Hunde usw., vollständig aufzugeben, erwiderte er: „Ich fand, daß die Sache äußerst dringlich und die Pforte so schmal war, daß ich mich nur selbst

hindurchzwängte, Flinte, Pferde und Hunde aber draußen lassen mußte“.

Leser, hast du das Glück schon gefunden? Wenn nicht, dann wende dich ebenfalls zu dem jetzt im Himmel verherrlichten Heiland, der, als Er auf der Erde war, ausrief: „Wenn jemand dürstet, so komme er zu mir und trinke“. (Joh. 7, 37.) Die Welt kann dich nicht befriedigen. Sie hat nie jemand befriedigt. Wohl kann sie dir vergängliche Freuden geben, aber sie halten nicht an. Höre die Worte, die der Sohn Gottes selbst gesprochen hat:

„Jeden, der von diesem Wasser trinkt, wird wiederum dürsten; wer irgend aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, den wird nicht dürsten in Ewigkeit; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm eine Quelle Wassers werden, das ins ewige Leben quillt.“ (Ev. Joh. 4.)

Darum komm und trinke!

„Kommet, kauft ohne Geld und ohne Kaufpreis!“

Der Ruf, zu kommen, ergeht an den Menschen im Alten wie im Neuen Testament. Schon im Garten Eden ging Jehova dem gefallenem Adam und seinem Weibe nach. Seine ernste Frage: „Wo bist du?“ drang unter die Bäume des Gartens, wo der Mensch sich vor Ihm versteckt hatte. Wohl hatte Gott ihm jetzt, nachdem er das ihm gegebene Gebot übertreten hatte, eine ernste Mitteilung zu machen. Denn um des Menschen willen wurde der Erdboden, der so schön aus Gottes Schöpferhand hervor-

gegangen war, verflucht; und dieser Fluch hat bis zur heutigen Stunde auf der Schöpfung gelastet. Aber aus dem heiligen Munde, der die richtenden Worte sprach, ging zugleich Segen hervor. Die Verheißung wurde gegeben, daß aus dem Samen des Weibes Der kommen solle, der der Schlange den Kopf zertreten würde. Immer wieder finden wir im Alten Testament diese Verheißung wiederholt, und immer wieder wird der Verheißene als derjenige vorgestellt, der dem gesunkenen Menschen Rettung bringen sollte.

Nachdem dann die Verheißung ihre Erfüllung gefunden hatte in der HERNIEDERKUNFT des Sohnes Gottes auf diese Erde, in Seinem Leiden und Sterben in Niedrigkeit, folgte die Auferweckung des Menschensohnes in Herrlichkeit und Seine Rückkehr zum Vater. Und nun ergeht im Neuen Testament immer wieder die Aufforderung an den Menschen, seine Zuflucht zu Jesu, dem Heiland der Sünder, zu nehmen. Kommet her zu mir! heißt es. Komm und sieh! Wenn jemand dürstet, so komme er zu mir! Noch im letzten Kapitel der Offenbarung, das bekanntlich die kommenden Gerichte schildert, wird der Sünder ausdrücklich aufgefordert, zu kommen, um Barmherzigkeit zu finden: „Wer da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“

In der aus dem Propheten Jesajas genommenen Überschrift dieser Zeilen wird die Aufforderung zu kommen in die Worte gekleidet: „Kommet, kauft ohne Geld und ohne Kaufpreis!“ An dieser Stelle fordert der Prophet die Kommenden also auf, zu kaufen. Freilich setzt er gleich hinzu: „Ohne Geld und ohne Kaufpreis“. Wer ein wenig mit der Gna-

denbotschaft des Evangeliums bekannt ist, weiß, daß der Sünder nichts hat, um zu bezahlen.

Einer hat, vor jetzt beinahe zweitausend Jahren, den gewaltigen Kaufpreis bezahlt. Als es sich für den Sohn Gottes darum handelte, das Werk zu vollbringen, das der Vater Ihm aufgetragen hatte, ging Er hin und „verkaufte alles, was Er hatte“, um die eine, für Ihn so kostbare Perle zu kaufen, d. i. die Versammlung oder die Gemeinde, „die Fülle Dessen, der alles in allem erfüllt“. (Eph. 1, 22. 23.) Er entäußerte sich der Herrlichkeit, die Er vor Grundlegung der Welt besaß, und wurde ein armer Mensch, der kein Heim hienieden hatte, ja, nicht einmal so viel Sein nannte, daß Er Seinen Hunger damit hätte stillen können. Schließlich gab Er selbst Seine Seele in den Tod, ließ Sein Leben, um den verlorenen, verdammungswerten Menschen zu retten. Das war der Kaufpreis, den Jesus Christus für Sünder bezahlt hat. Wahrlich, ein hoher Preis! Gott selbst schätzt ihn so hoch, daß Er einen jeden willkommen heißt, der kommen will, um von seiner Schuld erlöst zu werden. Der gerechte, dreimal heilige Gott erklärt, daß der Preis genügt, um Berge von Sünden, blutrote Schuld zu sühnen. Ja, der Gehorsam des Einen, der den Preis bezahlte, ist in den Augen Gottes so kostbar und wertvoll, daß Er Ihm um deswillen „einen Namen gegeben hat, der über jeden Namen ist, auf daß in dem Namen Jesu jedes Knie sich beuge, . . und jede Zunge bekenne, daß Jesus Christus Herr ist, zur Verherrlichung Gottes, des Vaters“.

Der Kaufpreis ist also bezahlt. Ohne Geld, ohne Kaufpreis gelangt der Sünder, der das Werk Christi annimmt, in den Besitz der Herrlichkeit Got-

tes. Weshalb aber mag nun der Prophet den Ausdruck „kaufen“ benutzen, wo doch das Kaufen nichts kostet und also eigentlich gar kein Kaufen ist? Der Gründe scheinen mir zwei zu sein.

Zahlen kann der Käufer, wie wir hörten, nichts, um sich in den kostbaren Besitz zu setzen. Die Errettung oder Erlösung ist eine freie Gabe Gottes. Bezahlt hat dafür, wie gesagt, Sein eigener Sohn mit Seinem eigenen Blut. Der Sünder hat nichts zu tun, als zu kommen und zu nehmen. Aber ist es doch nicht gut, sich daran zu erinnern, daß der, welcher ein Nachfolger Jesu werden will, auch etwas aufzugeben hat? Freilich möge niemand denken, daß sein Aufgeben böser Gewohnheiten und Verbindungen, daß Bußübungen, Gebete oder fromme Werke irgendwie von Gott zu seinen Gunsten verbucht werden. Alles, auch das Beste im Menschen, ist durch die Sünde befleckt und daher wertlos vor dem heiligen Gott, der selbst Seinen Engeln Torheit zur Last legt. Dennoch wird das Annehmen der freien Gabe Gottes stets mit einem Aufgeben verbunden sein. Als Kinder der Welt haben naturgemäß die Dinge dieser Welt Interesse für uns. Als Kinder Gottes sollten dagegen nur noch die Dinge Gottes Interesse für uns haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß es nichts auf Erden gibt, woran wir auch als Kinder Gottes noch Freude haben könnten und dürften. Alles, was Gott den Menschen in Seiner Güte zum Genuß und zur Freude darreicht, darf auch ein Kind Gottes mit dankbarem Herzen genießen. Wir sind Menschen, nicht Engel. Aber alles, was von der Welt ist, was ich früher als ein Kind der Welt geliebt habe, sollte ich als ein Kind Gottes

aufgeben, denn schon heute ist die Welt gerichtet. Und sie vergeht mit all ihrer Lust.

Weiter aber möchte ich fragen: Ist es nicht auch eine Freude, um Christi willen etwas aufgeben zu dürfen? Was gab Christus, unser Herr und Heiland, nicht auf, um uns zu gewinnen? Er gab in der Tat a l l e s auf. Ein wunderschönes Beispiel gibt uns in bezug auf das Aufgeben der Apostel Paulus. Dieser treue, hingebende Diener konnte von sich sagen: „W a s i r g e n d mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Verlust geachtet; ja, wahrlich, ich achte auch a l l e s für Verlust wegen der Vortrefflichkeit der Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um dessentwillen ich a l l e s eingebüßt habe und es für Dreck achte, auf daß ich Christum gewinne“. (Phil. 3, 7. 8.)

Die Worte des Apostels schließen auch den zweiten der oben erwähnten beiden Gründe ein. Weil der Apostel die Wahrheit gleichsam um einen teuren Preis g e k a u f t hatte, besaß sie einen so großen Wert für ihn. An ihm erfüllte sich das Wort des weisen Königs: „K a u f e Wahrheit und verkaufe sie nicht, Weisheit und Unterweisung und Verstand“. (Spr. 23, 23.) Was man sich e r w o r b e n hat, schätzt man höher als das, was einem mühelos in den Schoß fällt. Paulus hatte viel aufgegeben. Aber unendlich viel mehr hatte er dafür eingetauscht. Alles, was er früher besessen hatte — die Reinheit seines Stammbaums, auf die jeder Jude so stolz war, seine pharisäische Gerechtigkeit, seine Untadelhaftigkeit in bezug auf das Gesetz — alles galt ihm jetzt als Dreck im Vergleich mit dem Gewinn, den der Besitz Christi für ihn bedeutete. Glücklicher Mann! Sein Leben auf

dieser Erde war sicherlich so schwer wie möglich, aber daß er Christum besaß und mit Ihm alle die Vorrechte, die dieser Besitz in sich schloß, und am Ende ein über die Maßen überschwengliches, ewiges Gewicht von Herrlichkeit, das ließ ihn alle Beschwerden vergessen und machte ihn inmitten seiner Leiden zu dem glücklichsten aller Menschenkinder.

Jesus Christus bleibt derselbe in alle Ewigkeit. Er reicht heute die gleiche Gnade dar wie ehemals. Wir alle können so glückliche Leute sein, wie der Apostel es war. Dazu gehört aber nicht nur die Gewißheit der Vergebung der Sünden, sondern auch die wahre Wertschätzung Christi und aller Seiner Reichtümer, die wiederum Hand in Hand geht mit dem Aufgeben manches Eigenen. Die Wahrheit muß „gekauft“ sein.

„Bittet, und es wird euch gegeben werden!“

Es war an einem Sonntagabend. Zwei Krankenschwestern wanderten durch die Straßen einer Großstadt, als plötzlich ein mehrstimmiger, choralähnlicher Gesang sie aufhorchen ließ. Der Gesang kam aus einem Hause. Näher tretend erblickten sie durch die halbgeöffnete Tür eine Anzahl Männer und Frauen.

„Was mag da vorgehen?“ fragte Schwester Emma.

„Am besten gehen wir hinein und überzeugen uns“, meinte ihre Gefährtin.

Gesagt, getan. Es war ein verhältnismäßig kleiner Raum, der die Krankenschwestern aufnahm, mit

Stühlen und Bänken besetzt. Sie hatten noch nicht lange Platz genommen, als das Lied zu Ende war. Man kniete nieder, um zu beten.

„O Gott“, flehte ein Mann, „erbarme dich über den armen Burschen, der heute nachmittag den schrecklichen Unfall erlitten hat. Du kennst ihn und weißt, wie es um ihn steht. Laß ihn nicht sterben, ohne daß er dein kostbares Evangelium vernommen hat. Sende ihm doch eine gläubige Krankenschwester!“

So betete der Mann, und man merkte, daß die Worte ihm aus tiefstem Herzen kamen.

Nachdem noch einige andere gebetet hatten, ging man in einen anstoßenden Saal, wo das Wort Gottes verkündigt wurde.

Das Anfangsgebet sprach wieder der Mann, der in dem kleinen Raum zuerst gebetet hatte. Der arme Verunglückte schien ihn in ganz besonderer Weise zu beschäftigen, denn abermals flehte er in inbrünstigem Ton um das Heil seiner Seele.

Dann erhob sich ein anderer älterer Mann, las einen Abschnitt aus dem Worte Gottes vor und verkündigte, an das Gelesene anknüpfend, die frohe Botschaft von Jesu. Unsere Schwestern kannten beide den Herrn als ihren Heiland. Sie lauschten aufmerksam und mußten sich sagen, daß sie selten das Wort vom Kreuz mit solcher Liebe und zugleich so eindringlichem Ernst hatten verkündigen hören.

Auf ihrem Rückwege zum Krankenhause bemerkte Schwester Emma:

„Ich möchte wissen, wer der Mann ist, für den so eindringlich gebetet worden ist. Nach den Worten des Betenden zu schließen, muß der arme Mensch schwer verletzt worden sein.“

„Das scheint so“, erwiderte Schwester Marie. „Mich traf es besonders, daß so dringend um eine gläubige Krankenschwester für ihn gebetet wurde. Wirklich, unser Beruf ist ernst und wichtig zugleich. Wir haben Gelegenheiten zu einem Zeugnis für Jesum, wie sie kaum anderen Frauen geboten werden dürften.“

Unter diesen Gesprächen erreichten die beiden Freundinnen das Krankenhaus. In dem großen Hausflur trafen sie die Oberin.

„Welch ein Glück, daß Sie schon kommen, Schwester Marie!“ rief diese. „Ich bedarf Ihrer dringend. Heute nachmittag ist ein Mann, schwer verletzt, zu uns gebracht worden. Ich glaube kaum, daß er den Morgen erleben wird. Wollen Sie, bitte, seine Pflege übernehmen! Er liegt in Nr. 10, Haus B. . .“

„Gern, Frau Oberin“, erwiderte Schwester Marie. Sie war nicht wenig erstaunt über die ihr zugewiesene Aufgabe, da sie bisher stets auf den Frauenstationen beschäftigt gewesen war. Doch hielt sie sich nicht lange mit Fragen auf, sondern begab sich in das genannte Haus. Auf dem Wege dahin kam ihr plötzlich der Gedanke: Sollte das vielleicht der Mann sein, für den heute nachmittag gebetet wurde? Es kam ihr fast zu wunderbar vor bei den vielen Krankenhäusern, die es in der großen Stadt gab. Aber bei Gott waren ja alle Dinge möglich. Wenn es wirklich so war, dann brauchte sie sich nicht weiter darüber zu wundern, daß die Wahl der Oberin zu dieser Pflege gerade auf sie gefallen war. G o t t hatte dann alles so gelenkt.

Der junge Mann war in der Tat schrecklich zugerichtet. Er trug bereits den Stempel des Todes auf der bleichen Stirn. Es wurde Schwester Marie nicht

schwer, ausfindig zu machen, daß er wirklich der Vermutete war. In wunderbarer Weise hatte Gott das Gebet erhört und dem Armen eine gläubige Pflegerin geschickt. Schwester Marie flehte im stillen, daß Er noch Weiteres tun und ihr ein Wort geben möchte zum ewigen Heil des Verunglückten.

Zunächst tat sie alles, was in ihren Kräften stand, um die Leiden des Armen ein wenig zu lindern. Dann setzte sie sich zu ihm, um mit ihm über ihren teuren Herrn zu sprechen. Die Augen des Sterbenden hingen an ihren Lippen, als sie von der Liebe des Heilandes und Seinem vollbrachten Werk für den verlorenen Sünder erzählte. Wie ein Durstender mit lechzender Zunge das lebenspendende Wasser schlürft, so schien er die Worte des Lebens förmlich zu trinken. Allmählich durchleuchtete himmlisches Licht die Finsternis seiner Seele. Schließlich begann er zu beten.

Er betete in langsamen, abgerissenen Worten um die Vergebung seiner Sünden. Dann gab es eine Pause. Nach einer Weile begann er von neuem, aber diesmal war es nicht mehr das Flehen eines verlorenen Sünders, sondern das Danken und Preisen einer Seele, die das Werk Christi angenommen hat und nun weiß, daß alles in Ordnung ist.

Langsam gingen die Stunden der Nacht dahin. Der Morgen begann zu dämmern. Da sah die treue Pflegerin, wie eine Veränderung über die Züge des Leidenden ging. Die Stunde der Auflösung nahte heran.

„Schwester“, flüsterte der Sterbende, „wollen Sie nicht meine Hand halten? Ich weiß, sie ist hart und schmutzig, aber vielleicht tun Sie es doch.“

Mit Tränen in den Augen nahm Marie die



„Schwester“, flüsterte der Sterbende, „wollen Sie nicht meine Hand halten? Ich weiß, sie ist hart und schmutzig, aber vielleicht tun Sie es doch.“

schwielige Hand und hielt sie fest und warm in der ihrigen. Der Sterbende fiel in Schlaf, und während er schlief, verließ die Seele die arme, verwüstete Hülle und flog aufwärts, in ihre ewige Heimat.

Was blieb Schwester Marie anders übrig, als auf die Kniee zu sinken und Den zu preisen, welcher wieder einmal Seine Verheißung wahrgemacht hatte: „Wahrlich, ich sage euch: Alles was irgend ihr im Gebet glaubend begehret, werdet ihr empfangen“? (Vergl. Matth. 21, 21. 22.)

Versiegelte Befehle

Ein Kapitän zur See, der viele Jahre auf dem weiten Meere zugebracht hatte, wurde zum Kommandanten eines Schulschiffes ernannt. Das war ein weit ruhigerer und in mancher Hinsicht angenehmerer Posten, als er ihn bis jetzt innegehabt hatte. Doch freute er sich besonders deshalb über die Ernennung, weil er hoffte, fortan mehr als bisher Gelegenheit zu haben, sich um das Wohl unsterblicher Seelen zu kümmern. Selbst ein Jünger Jesu, war es seine Freude, auch anderen den Weg zum wahren Glück zu zeigen. Als erstes Erfordernis betrachtete er, sich das Vertrauen seiner Untergebenen zu gewinnen, indem er ihnen Freund und Ratgeber wurde.

Da erreichte ihn plötzlich und unerwartet der Befehl, sich auf sein früheres Schiff zurückzugeben und sich bereit zu halten, in See zu stechen. Obwohl dieser Auftrag ihm ebenso unerklärlich wie unverhofft war, schickte er sich ohne Murren darein und zögerte

nicht, ihm nachzukommen. Bald befand er sich mit seinen versiegelten Befehlen auf dem Wege nach der Insel Malta, wo er weiter erfahren sollte, was für ein Auftrag seiner wartete. Auf der Insel angekommen, fand er eine ganze Anzahl Schiffe der verschiedensten Flaggen vor, darunter ein britisches Kriegsschiff, in dem sich ein zum Tode verurteilter Gefangener befand, der in England hingerichtet werden sollte. Als der Kapitän hiervon hörte, wurde sein Herz von tiefem Mitleid mit dem Gefangenen erfüllt. Wie er weiter erfuhr, war weder ein Prediger an Bord jenes Schiffes, noch wurde es irgend jemand erlaubt, die Zelle des Verurteilten zu betreten.

Welch ein Schicksal! Ein Mensch, im Begriff, seine letzte Reise hienieden anzutreten, einsam eingeschlossen, ohne daß es ihm vergönnt war, sich noch einmal mit einem anderen Menschen auszutauschen, vielleicht seiner Missetaten sich schaurig bewußt und den Tod vor Augen ohne den geringsten Hoffnungsstrahl! Das erste, was der Kapitän auf die Kunde hin tat, war, daß er in seiner Kajüte niederkniete und tiefbewegt das Angesicht seines Gottes suchte, für Den, wenn Er wirken wollte, Kerkermauern kein Hindernis waren. Sollte Er nicht jemand zu dem Unglücklichen senden können?

Während der Kapitän betete, sagte er sich, daß er selbst zu dem Gefangenen gehen müsse. Wie aber sollte es ihm, der die strenge Zucht an Bord besser kannte als irgend ein anderer, möglich sein, ohne besondere Bevollmächtigung Zutritt zu der Gefangenenzelle zu erlangen? Nichtsdestoweniger hieß es immer wieder in seinem Inneren: „Du selbst mußt gehen“.

Endlich beschloß er, der Eingebung seines Her-

zens zu folgen und den Versuch zu machen, sogleich und ohne Umschweife auf sein Ziel loszugehen. Er legte seine Galauniform an und ließ sich zu dem Kriegsschiff hinüberraufen, wo er sich meldete als einer, der den zum Tode Verurteilten besuchen wollte. Der Kommandant, obgleich verwundert, machte, wohl in dem Gedanken, daß der Offizier auf höheren Befehl handle, keine Einwendungen, und die Wache ließ ihn ungehindert durch. So war ihm der Weg wunderbar geöffnet worden, und der Kapitän vertraute, daß Gott auch weiter alles wohlmachen werde. Sein Vertrauen sollte nicht beschämt werden.

Bei dem Geräusch an der Tür sah der Gefangene auf, und sein Gesicht nahm einen unruhigen Ausdruck an, als er den fremden Kapitän erblickte.

„Man hat mir von Ihnen erzählt, mein Freund, und ich komme, um Sie zu besuchen“, sagte der Kapitän in seiner freundlich-gewinnenden Weise. „Es muß furchtbar sein, mit niemand ein Wort sprechen zu können.“

Diese Worte herzlichen Mitgefühls verfehlten ihre Wirkung nicht. Das Vertrauen des armen Gefangenen war gewonnen. Seine Zunge löste sich, und bald begann er, dem freundlichen Besucher von seinem Leben zu erzählen. Er nannte seine Missetat und gab zu, daß die über ihn verhängte Strafe gerecht sei. Daß er aber nicht nur vor Menschen, sondern auch vor Gott schuldig war, wußte er nicht. Er hatte nie in der Bibel gelesen, noch je von einem Heiland gehört.

„Der Lohn der Sünde ist der Tod“, sagte der Kapitän ernst, und der Verurteilte erkannte an, daß er selbst ein Beispiel dazu war. Als der Besucher

aber von dem zweiten Tode, als dem Lohn der Sünde, sprach, war das dem Gefangenen etwas völlig Neues. Er hatte bis zu diesem Augenblick nicht anders geglaubt, als daß nach dem Tode alles aus sei. Von einem Gericht, das auf das Sterben folgte, hatte er nie gehört. Wenn das so war, ging er ja einer schrecklichen Zukunft entgegen. Doch der Kapitän war nicht gekommen, um das Elend des armen Gefangenen noch zu vermehren. Er hatte ihm vielmehr eine herrliche Freudenbotschaft zu bringen und begann daher, von der Gnade und Liebe Gottes zu erzählen, die sich darin geoffenbart hat, daß Er Seinen eingeborenen, geliebten Sohn für sündige, verlorene Menschen in Tod und Gericht gab. „Der Lohn der Sünde ist der Tod, die Gnadengabe Gottes aber ewiges Leben durch Jesum Christum, unseren Herrn“, so durfte er dem Gefangenen freudig bezeugen. Alles, was der Verurteilte jetzt zu hören bekam, tat seinem Herzen wohl, und in vollen Zügen trank er von dem Wasser des Lebens, das ihm hier so freundlich dargereicht wurde. Er erfuhr, daß für einen jeden Hoffnung ist, der sich im Glauben zu Jesu wendet, und besonders das Wort: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist“ (Joh. 11, 25), prägte sich tief in sein Herz ein.

Die Zeit drängte. Der Gefangene hatte mit großer Aufmerksamkeit der wunderbaren Gnadenbotschaft gelauscht, und immer heller war es dabei in seiner Seele geworden. Bevor der Kapitän die Zelle verließ, knieten beide miteinander nieder, der Kapitän, um Gott für die freundliche Erhörung seines Gebets zu danken, und der Verurteilte, um als reuiger Sünder die gefesselten Hände zum Thron der Gnade

emporzuheben. Im Himmel aber war Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tat.

„Fürchten Sie sich nun noch vor der Vollstreckung des Urteils?“ fragte der Kapitän beim Abschiednehmen.

„Nein, Herr Kapitän“, lautete die Antwort. „Ich muß aus diesem Leben scheiden, aber — und dafür sei Gott gepriesen! — ich werde es mit dem glücklicheren Leben dort oben vertauschen.“

Die Kerkertür schloß sich hinter dem Kapitän, und dieser kehrte wieder auf sein Schiff zurück. Hier wurde ihm ein Telegramm überreicht. Es enthielt die Bestimmung, daß er unverzüglich nach Hause zurückzukehren habe. Der Kapitän tat, wie ihm gedrahtet worden war. Noch immer wußte er nicht, weshalb er nach Malta gesandt worden war, aber er erkannte klar, daß Gott ihn dahin geführt hatte.

Zu spät

Ein Mann, der seines Sündenlebens müde geworden war, fing an, christliche Versammlungen zu besuchen. Eines Tages redete ich ihn an:

„Sie möchten ein anderes Leben führen und ein Christ werden, nicht wahr?“

„Ja“, antwortete er, „ich möchte schon, aber es liegt mir ein schweres Hindernis im Wege.“

„Was denn?“

„Ich habe nicht den Mut, mich öffentlich als Jünger Jesu zu bekennen. Niemals würde ich wagen, es meinen Freunden mitzuteilen.“

„Aber wenn Christus wirklich so ist, wie Ihn uns die Bibel vorstellt, so wäre es doch wohl der Mühe wert, sich für Ihn zu entscheiden.“

„Ich habe einfach nicht den Mut dazu“, erwiderte er.

Eine Zeitlang sah ich den Mann Tag für Tag. Er fühlte ganz deutlich, daß Gott ihn rufe, daß Christus ihn erretten wolle, aber er kam zu keinem Entschluß.

„Ich habe keinen Mut“, sagte er immer wieder. „Man würde mich mit Spott und Hohn überhäufen.“

Endlich hörten die ernstesten Mahnungen Gottes auf. Die Stimme des Gewissens verstummte. Er kam nicht mehr in die Versammlungen und verkehrte wieder mit seinen alten Kumpanen.

Sechs Monate später ließ er mich zu sich rufen, da er schwer erkrankt war. Er war in großer Angst und fürchtete, sterben zu müssen, ohne die Vergebung seiner Sünden erlangt zu haben. Meine Versicherung, daß, wenn er aufrichtig Buße tue, Gott ihm jetzt noch vergeben werde, tröstete ihn nicht. Nach einigen Tagen nahm seine Krankheit eine günstige Wendung. Sein Zustand besserte sich zusehends, aber in seiner Stellung zu Jesu trat keine Änderung ein.

Später, als er bereits wieder ziemlich genesen war, sah ich ihn aufs neue.

„Ich habe nicht den Mut, hier ein Christ zu werden“, sagte er bei dieser Gelegenheit. „Es geht mir bedeutend besser. Nächstes Frühjahr, wenn meine Gesundheit wieder ganz hergestellt sein wird, gedenke ich diese Gegend zu verlassen, und dann wird mir die Entscheidung leichter sein.“

„Wie können Sie nur so sprechen?“ erwiderte ich. „Wer sagt Ihnen, daß Sie im Frühjahr noch am Leben sind? Wissen Sie das so gewiß?“

„O ich war nie so wohl wie jetzt. Die Krisis ist vorüber, und meine Kräfte nehmen von Tag zu Tag zu. Ich habe einen Vertrag mit dem Leben abgeschlossen.“

Ich wollte ihm noch weiter zureden, aber kalt versetzte er:

„Bitte, belästigen Sie mich nicht länger. Ich kann und will Ihre Ermahnungen jetzt nicht befolgen, und wenn ich verloren gehe, so ist es ja meine Schuld!“

Ich verließ ihn mit schwerem Herzen. Nach einer Woche erhielt ich eine Karte von seiner Frau. Sie bat mich dringend um einen Besuch. Ich eilte zu ihr.

„Was gibt's? Geht es Ihrem Mann wieder schlechter?“

„Er liegt im Sterben! Der Arzt sagt, sein Zustand sei hoffnungslos.“

„Wünscht er mich zu sehen?“

„Nein!“

„Wie steht's um seine Seele?“

„Er sagt nichts als: Ich bin verloren!“

Ich trat an sein Lager. Er wandte sich von mir ab.

„Wie geht es Ihnen, mein Freund?“

Keine Antwort.

„Haben Sie mir nichts mehr zu sagen?“

Der Sterbende wandte sich wieder zu mir, blickte mich starr an und seufzte:

„Mein Herz ist so hart wie Stein. Es ist zu spät. Ich bin verloren!“

Sie.“ „Sagen Sie das nicht! Noch ist Hoffnung für Sie.“

„Nein, es ist keine mehr. Ich weiß es.“

Ich führte manche tröstliche Verheißung aus Gottes Wort an. Aber zu allem schüttelte er den Kopf.

„Christus hat mich lange Zeit gerufen“, sagte er traurig. „Ich wollte nichts von Ihm wissen, und nun ist es zu Ende. Ich bin verloren... Ich lege Ihnen meine Frau und meine Kinder ans Herz. Beten Sie für sie. Für mich zu beten ist umsonst.“

Ich versuchte zu beten, doch der Himmel schien ehern. Er schwieg.

Ich ergriff seine Hand und nahm Abschied von ihm mit dem bestimmten Gefühl, daß es ein Abschied für die Ewigkeit sei. Der arme Mann lebte noch bis zum Abend. Das Ende war schrecklich. Die einzigen Worte, die er immer und immer wieder sagte, waren:

„Die Ernte ist vergangen, der Sommer ist dahin, und mir ist keine Hilfe gekommen!“ (Jer. 8, 20.)

Die gestohlene Bibel

Es ist wohl drei Jahre her, so erzählt ein Bibelkolporteur, daß ich in Barcelona im Omnibus mit einem französischen, in Spanien wohnenden Professor zusammentraf. Dieser Mann war in seiner Feindschaft gegen das Christentum so unhöflich, mich vor allen Mitreisenden zu beleidigen. Er beschuldigte mich, Mitglied einer geheimen Gesellschaft zu sein, und behauptete, ich sei bemüht, unter

christlichem Deckmantel ein Buch in Spanien einzuschmuggeln, das er als Gelehrter als völlig wertlos bezeichnen, und von dessen Lesen er jedem abraten müsse.

Auf diesen Angriff hin verteidigte ich mit Wärme die Bibel, bis der Professor zum Schluß sagte:

„Obgleich wir verschiedener Ansicht sind, bitte ich Sie doch, mir eine Ihrer Bibeln zu verkaufen, da unsere Unterhaltung mich begierig gemacht hat, darin zu lesen.“

Ich gab dem Professor das Gewünschte, und wir schieden voneinander.

Vor wenigen Tagen nun traf es sich, daß ich mit meinen Bibeln in ein kleines Städtchen kam. Als ich um die Mittagszeit in einen Gasthof ging, um zu essen und ein wenig auszuruhen, trat ein Herr mit der Frage an mich heran:

„Waren Sie nicht vor drei Jahren in Barcelona, um Bibeln zu verkaufen?“

Der Sprecher war niemand anders als jener französische Professor.

„Wenn Sie für einige Augenblicke mit mir in meine Wohnung kommen wollen“, fuhr er fort, „so möchte ich Ihnen etwas Interessantes erzählen. Es betrifft die Bibel, die Sie mir damals verkauft haben.“

Dazu ließ ich mich nicht zweimal nötigen. Ich mußte an Jesaja 55, 11 denken und war begierig zu erfahren, was die Bibel ausgerichtet hatte.

Als wir im Zimmer des Professors zusammen saßen, begann dieser:

„Einige Zeit nach unserer Begegnung im Omnibus kehrte ich nach hier zurück, um meine franzö-

sischen Stunden wiederaufzunehmen, oder besser, um mein sündiges Leben mit jemand fortzusetzen, den ich meinen Freund nannte. Ich war an diesen Mann, dessen schlechter Charakter mir gut genug bekannt war, gebunden, weil er die Kosten unserer gemeinschaftlichen Ausschweifungen trug. Wegen meines schlechten Lebenswandels verlor ich bald alle meine Schüler. Vom Morgen bis zum Abend rauchte ich die Pfeife oder Zigaretten. Zum Beweis, wie gleichgültig mir die Bibel war, riß ich jedesmal ein Blatt heraus, um meine Pfeife damit in Brand zu setzen. Als ich aber eines Tages wieder zu diesem Zweck nach dem Buche greifen wollte, war es verschwunden. Ich wunderte mich, wo es hingeraten sein mochte, dachte aber nicht lange darüber nach. Andere Papierstreifen, mit denen ich meine Pfeife anzünden konnte, waren genug vorhanden, und so war die Bibel bald vergessen.

In dieser Zeit machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Das Betragen meines Freundes änderte sich sichtlich. Er wurde sonderbar und immer sonderbarer. Seine Besuche bei mir wurden seltener. Vor allem aber mied er die Plätze gänzlich, wo wir bis dahin zusammen der Sünde gedient hatten. Das letztere war vor allem deshalb eine Enttäuschung für mich, weil ich jetzt niemand mehr hatte, der für mich die Zeche bezahlte. Bald steckte ich bis über die Ohren in Schulden. Ja, es kam dahin, daß niemand mir mehr für einen Peseto borgte. Was sollte aus mir werden? In meiner Verlegenheit klopfte ich bei meinem früheren Freunde an und erklärte ihm:

„Wenn du mir nicht hilfst, muß ich Hungers sterben oder stehlen.“

Lächelnd antwortete er:

„Ich werde dir schon helfen müssen, denn ich habe dich bestohlen.“

„Du mich bestohlen?“ fragte ich verwundert. „Was war denn bei mir zu stehlen? Ich bin ja so arm wie eine Kirchenmaus.“

„Dennoch besaßest du mehr als du wußtest. Ich werde es dir zeigen.“

Damit ging er an den Schrank und brachte ein Buch zum Vorschein, in dem ich sogleich meine vermiste Bibel erkannte.

„Für diesen Diebstahl wirst du wohl nicht verurteilt werden“, sagte ich achselzuckend. „Was liegt an dem Ding? Es ist zerrissen und deshalb ein wertloses Buch.“

„Das ist wahr“, lautete die Antwort, „es ist zerrissen. Aber der Teil, der übriggeblieben ist, hat einen anderen Menschen aus mir gemacht.“

Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen und sah meinen Freund groß an.

„Scherzest du, oder sprichst du im Ernst?“ fragte ich zweifelnd.

„Ich spreche in völligem Ernst. Gott hat ein Wunder der Liebe an mir getan. Doch laß mich dir alles der Reihe nach berichten: Eines Tages wollte ich dich besuchen, traf dich aber nicht an. Während ich gelangweilt wartete, fiel mein Auge auf ein Buch, das auf dem Tische lag. Ich schlug es auf, um darin zu lesen, bis du zurückkommen würdest. Dabei bemerkte ich, daß verschiedene Blätter herausgerissen waren, woraus ich schloß, daß das Buch für dich wertlos sei. Nachdem ich ein wenig geblättert hatte, blieben meine Augen an einem Wort haften, das in Matth. 11, 28 steht. Es lautet: „Kommet her zu

mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“.

„Dieses Wort ließ mich nicht wieder los. Schon seit einiger Zeit hatte ich ein unruhiges Gewissen. Die Überzeugung lebte in mir, daß es so nicht weiter mit mir gehen könne, sondern daß im Gegenteil eine gänzliche Änderung in meinem Leben eintreten müsse. Ich war des Lebens müde und ging wie unter einer schweren Last gebeugt einher. War dieses Wort da nicht etwas für mich?

„Ich wünschte mehr in jenem Buche zu lesen. Da ich mich aber fürchtete, dir meine Gefühle kundzutun, steckte ich es heimlich ein und kehrte, ohne deine Rückkehr abzuwarten, in meine Wohnung zurück. Hier vertiefte ich mich ungestört in das Lesen des zerrissenen Buches. Und heute kann ich dir in Wahrheit sagen, daß diese Blätter einen anderen aus mir gemacht haben, daß ich ein Jünger meines Heilandes Jesus Christus geworden bin, und daß ich nichts anderes begehre, als Ihm in Treue und Demut nachzufolgen. Du wirst jetzt auch begreifen, weshalb du mich nicht mehr in jenen Gesellschaften fandest, in denen wir so oft unsere Zeit und unser Geld vergeudet haben.““

Mit dankbarem Erstaunen hatte ich der Erzählung des Professors zugehört. So war bereits eine Seele durch die Bibel, die ich damals verkauft hatte, gerettet worden, und ich konnte nicht anders als auch Mut fassen für den Mann, der mir gegenüber saß. Warum sollte Gott an ihm nicht dasselbe Wunder der Liebe tun können? Noch schien er nicht für die Gnade gewonnen zu sein. Das ging aus unseren ferneren Gesprächen hervor. Aber sollte ich die Hoffnung

für ihn aufgeben? Ich vertraute Gott, hoffte, betete und glaubte. Und Gott tat das Werk. Nicht viel später hat auch der Professor den schmalen Weg eingeschlagen, der zum Leben führt, und geht ihn heute mit Freuden.

Zeugen Gottes in der Natur

Siehst du die Wellen springen,
Hörst du die Wasser singen?
O wunderbarer Ton!
Mir sagt es stets das eine:
Der Lebensquell, der reine,
Fließt nur durch Gottes Sohn.

Siehst du die Berge ragen,
Verstehst du, was sie sagen?
Sie pred'gen's laut und gut:
Der Fels, auf dem ich gründe
Und Kraft und Frieden finde,
Ist Christus und Sein Blut.

Siehst du die Wolken ziehen,
Spürst du der Sonne Glühen?
Vernimmst du es denn nicht?
Mein Jesus, meine Sonne,
Kommt bald, und dann, o Wonne,
Schau' ich Sein Angesicht!

Wie aus einer Räuberhöhle ein Bethaus wurde

In der Zeitschrift „Licht im Osten“ erzählt Pastor Jack folgende Begebenheit aus Rußland, die wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers hier wiedergeben:

Vor einigen Jahren wurde Bruder K. wegen „hartnäckiger Propaganda des Evangeliums“ von der Tscheka verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Aber auch dort konnte er nicht schweigen und verkündete seinen Mitgefangenen die frohe Botschaft von Christo, dem Befreier aus der Gefangenschaft. Der Herr gab dem Worte solche Kraft, daß viele ihre Kniee beugten und ihr Leben in die Hand des Lebensfürsten legten, Vergebung ihrer Sünden und Frieden mit Gott erhielten.

Als dies bekannt wurde, forderte die Tscheka unseren Bruder wieder vor und verlangte kategorisch, er solle schweigen. Freimütig erklärte er:

„Solang ich den Mund auf tun kann, werde ich nicht schweigen, sondern Christum verkündigen. Auch euch, die ihr jetzt meine Richter seid, sage ich hiermit: Es gibt einen höheren Richter, Gott, und vor Seinem Richterstuhl werdet ihr einmal erscheinen müssen, ob ihr wollt oder nicht!“

Wütend schrieten sie ihn an und sagten unter furchtbaren Flüchen: „Wir werden dich schon zum

Schweigen bringen“. Damit ließen sie ihn in eine Zelle bringen, wo verschiedene Kommunisten saßen, die wegen Vergehen gegen die Parteidisziplin eingesperrt waren. Aber auch dort war unser Bruder kein „stummer Hund“. Freudig bezeugte er Gottes Heiligkeit und Gnade. Dabei las er ihnen Stellen aus dem Worte Gottes vor und betete immer auf den Knien laut für die Bekehrung der Bolschewiken.

Der Erfolg blieb nicht aus. Einer nach dem anderen kamen sie des Nachts, wenn's keiner sah, und sprachen sich mit ihm aus. Auch von diesen, meist mit Blut befleckten Sündern fand manch einer in Christi Blut Vergebung und Frieden. Und die Zahl derer, die mit unserem Bruder die Kniee beugten, wuchs beständig. Nach einigen Tagen wurde X. wieder vor die Tscheka gefordert.

„Nun, haben dich unsere Towarischtschi (Genossen) schon fluchen gelehrt?“ fragten sie höhnisch.

„Nein, Gott sei Dank nicht, aber ich habe sie beten gelehrt.“

„Was?“ riefen sie, „du lügst.“

„Nein, ich lüge nicht, ich spreche immer die Wahrheit. Sie beugen schon ihre Kniee und bekennen, daß Jesus ihr Heiland ist. Und ihr müßt auch noch alle dasselbe tun.“

In höchster Erregung ließ man einige der eingesperrten Bolschewiken kommen, und richtig, sie legten klar und freudig Zeugnis ab, daß sie in Christo neue Menschen geworden seien.

Nun kannte die Wut des Kollegiums keine Grenzen, und so beschloß man, unseren Bruder in die Mauerhöhle zu werfen. „Dort wird dir das Beten und Predigen schon vergehen!“ schrie man ihm nach.

Mit dieser Räuberhöhle hatte es folgende Bewandnis:

Einige Zeit vorher hatte man eine große Räuberbande gefangen genommen, die im Kaukasus ganze Dörfer ausgeplündert und viele unschuldige Menschen hingemordet hatte. Da sie aber hartnäckig leugneten, hatte man die Vollstreckung des Todesurteils aufgeschoben und die ganze Bande in einen scheußlichen Keller des Gefängnisses geworfen, um sie zum Geständnis zu bringen.

Hier waren die Verbrecher nun schon eine ziemliche Zeit. Zugleich benutzte die Tscheka diese Räuberhöhle noch zu einem anderen Zweck. Gefangene, die man nicht öffentlich erschießen wollte und doch gern beiseite gebracht hätte, warf man in diesen Keller. Wie wilde Tiere fielen dann die Räuber über sie her, zogen ihnen die Kleider aus, für die sie von den Wärtern Geschenke bekamen, und mißhandelten die armen Opfer derart, daß diese meistens starben. Natürlich konnte es nie festgestellt werden, wer von den Räubern der Täter gewesen war.

In diese Zelle wurde nun unser Bruder mit einem älteren russisch-orthodoxen Priester und einem Oberst der ehemaligen kaiserlichen Armee gebracht. Aber es ging ihnen wie Daniel in der Löwengrube. Ehe die Räuber noch etwas sagen oder tun konnten, ging K. auf ihren Anführer los, gab ihm freundlich die Hand und sagte:

„Gott grüße dich, wir sind auch solche zum Tode verurteilte Verbrecher wie ihr.“

Dieses mutige und fröhliche Auftreten machte auf die sonst so rohen Menschen einen derartigen Eindruck, daß der Anführer sagte:

„Kameraden, so hat uns noch keiner begrüßt. Wir wollen ihm nichts tun!“

Als aber einige der Räuber sich über den Priester und den Oberst hermachen wollten, rief X.:

„Halt, denen dürft ihr auch nichts tun! Das sind meine Freunde. Wir gehören zusammen!“

Und wirklich, man ließ auch sie in Ruhe. Ja, der Räuberhauptmann sagte sogar:

„Leg' dich nur des Nachts hier neben mich, dann wird dir keiner etwas tun, und deine Freunde können's auch so machen.“

Ehe unser Bruder sich aber auf den kalten, schmutzigen Betonfußboden niederlegte, beugte er erst die Kniee, wie er gewöhnlich zu tun pflegte, und betete laut zu seinem himmlischen Vater. Verwundert schauten die Räuber auf. So etwas hatten sie noch nie gesehen und gehört, daß ein Mann, der doch kein Priester war, und dazu noch außerhalb des Gottesdienstes, betete. Und noch eigenartiger — keine erlernten Gebetsformeln, sondern frisch und natürlich befahl er sich, die Seinen zu Haus und auch die Insassen der Zelle, ja, sogar die Feinde der Gnade Gottes. Wohl wollten einige spotten und fluchen, aber ein Blick ihres Führers genügte, um sie zur Ruhe zu verweisen.

Die Nacht war furchtbar. Obwohl unser Bruder schon manchmal im Gefängnis gesessen hatte und diese überhaupt in Rußland sich nicht durch Sauberkeit auszeichnen, — so etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Alles wimmelte von Ungeziefer der verschiedensten Art, das die Bewohner des Kellers in unerträglicher Weise peinigte. Aber auch hier wurde aus Abend und Morgen der erste Tag.

Nachdem unser Bruder auf den Knien wieder sein Morgengebet verrichtet hatte, machte er sich mit seinen Mitgefangenen näher bekannt. Und es zeigte sich auch bei ihnen, daß in ihrer Brust noch nicht jedes Gefühl erloschen war.

So verging der zweite Tag, und das Verhältnis zu den Räubern wurde immer freundschaftlicher. Nur der arme Priester mußte viel Spott leiden und manches böse Wort hören. Dabei wußte er nicht recht, wie er sich verhalten sollte. Wenn K. betete, so schien es so, als ob er sich beteiligen wollte. Und doch wagte er nicht, frei und offen seine Kniee zu beugen und zu beten.

„Warum betest du eigentlich nicht mit, du langmähniger Schuft?“ rief plötzlich einer der Räuber. „Kommt, wir wollen ihn beten lehren. Er ist doch ein Priester, also muß er beten! — Hast wohl vergessen, wie man es macht? Warte, wir werden es dich lehren, wie du früher uns gelehrt hast.“

Mit lautem Halloh brachten sie den armen, vor Schreck ganz bleichen Priester auf die Beine. Einer hingte noch ein Stückchen Papier mit einer Karrikatur darauf als Heiligenbild in die Ecke des Kellers.

Nun mußte der arme Priester beten. Alle Kirchengebete, die er kannte, sagte er her, und die Räuber sorgten mit Püffen und Haarezerren dafür, daß er sich ordentlich bekreuzigte und vor dem angeblichen Heiligenbild bis auf die Erde verbeugte.

Nachdem er so wohl eine gute halbe Stunde gebetet hatte, hörte er ganz erschöpft auf. Aber da kam er schlecht an.

„Nur weiter, du Hundesohn, das war noch kein rechtes Beten. Du mußt wie K. beten. Wenn der



In der „Räuberhöhle“

betet, dann zieht immer so ein schönes Gefühl durch unser Herz. So mußt du beten!"

In seiner Angst und Not fing der arme Mann nun wieder an, die Mutter Gottes und alle Heiligen anzurufen. Aber es wollte nichts nützen.

„Sag' mal, du krächzender Rabe, glaubst du eigentlich, daß deine Gebete etwas nützen?"

Als der Priester schwieg, bekam er von verschiedenen Seiten heftige Tritte und Püffe.

„Wirst du wohl antworten? Glaubst du an deine Gebete?"

Schließlich, in der Angst seiner Seele, kam das Geständnis heraus:

„Nein, ich glaube nicht daran!"

Nun ging der Lärm erst recht los:

„Hört ihr's, Kameraden, der schwarze Teufel glaubt selbst nicht an seine Gebete! Und dabei hat er das Volk gelehrt, und viel Geld hat er ihm abgenommen für sein Geplapper." „Blutsauger, du räudiger Hund, du bist schuld, daß ich ein Verbrecher, ja, ein Mörder geworden bin. Wenn ihr Popen uns hättet so beten gelehrt, wie K. hier, dann wäre ich auch ein ordentlicher und ehrlicher Mensch geworden. Du bist schuld, wenn ich erschossen werde. Warte, wir wollen dich...! Aber ehe wir dich totschiagen, sollst du doch noch beten lernen!"

Obwohl der arme Mann unserem Bruder in der Seele leid tat, hatte dieser doch das Gefühl, daß hier ein gerechtes Gericht stattfinde, das er nicht hindern dürfe. So seufzte er denn zu Gott, daß Er sich offenbaren möchte, und sagte nur zu dem Priester:

„Bekenne deine Sünden und rufe den Namen des Herrn Jesus an. Er wird dir helfen!"

Und wirklich, Gott griff ein. In seiner Todesangst fing der arme Priester an, wirklich von Herzen zu Gott zu schreien. Er bekannte frei und offen seine Sünden, daß er als ein blinder Blindenleiter das Volk in die Irre geführt habe, daß er ein schlechter Hirte gewesen sei, der sich mehr um die Wolle, als um das Wohl der Schafe gekümmert habe.

„So, das ist schon besser“, sagte einer der Räuber. „Jetzt betest du schon ein wenig wie X. So fahre nur fort!“

Und Gott erhörte das Schreien dieser geängstigten Seele. Sein Gebet wurde immer ruhiger und freudiger und ging schließlich über in Lob und Dank für die erfahrene Vergebung und Gnade.

Als er dann mit einem dreimaligen Amen geschlossen hatte, mußte auch unser Bruder noch mit einem kurzen Dankgebet Gott für Sein wunderbares Eingreifen preisen. Die Räuber waren ganz still geworden. Solch einen Eindruck hatte die sichtbare Umwandlung des Priesters auf sie gemacht.

Und in der Tat, der Priester war ein neuer Mensch geworden. Jedesmal, wenn unser Bruder die Kniee beugte, kniete er neben ihm nieder und betete frei und herzlich. Auch der Oberst schloß sich an und wurde gläubig.

„Wißt ihr, Freunde“, sagte unser Bruder am nächsten Tage zu den Räubern, nachdem sie die stinkige Fischsuppe gegessen hatten, „eure scheußlichen Geschichten und euer Gefluche ist mir schon lange über. Ich werde euch etwas Schönes erzählen aus dem Worte Gottes. Zwar hat man mir die Bibel fortgenommen, aber, Gott sei Dank, kann ich vieles auswendig.“

„Tue das! Wir wollen zuhören“, erklärten die Räuber.

Da unser Bruder nun nicht wußte, wie lange seine Gefangenschaft noch dauern würde, fing er ganz von vorn an, damit ihm der Stoff nicht so bald ausgehe. Er erzählte seiner aufmerksam lauschenden Gemeinde von der Schöpfung, dann ganz ausführlich vom Sündenfall und erklärte alles durch passende und praktische Beispiele aus dem menschlichen Leben. Er legte ihnen die Gebote Gottes aus, die Gott am Sinai Seinem Volke gegeben, und kam schließlich zu den Propheten. Bei Jesaja 53 nahm er Gelegenheit, ihnen Jesu Leiden und Sterben als unschuldiges Gotteslamm so recht anschaulich zu schildern.

Das machte einen ganz besonders tiefen Eindruck auf die rohen, und doch für Mut und Heldentum empfänglichen Räuberherzen.

„Erzähl' das noch einmal“, sagte der Führer am nächsten Tage, „wie sie Jesum geschlagen und gekreuzigt haben.“ Als unser Bruder dann aber auf die beiden Räuber zur Rechten und zur Linken des Kreuzes zu sprechen kam, und wie der eine vom Heiland begnadigt worden sei, nachdem er offen seine Schuld bekannt habe, da hielt es der Hauptmann nicht länger aus.

Er sprang auf und rief:

„Genossen, nun ist's genug! Ich werde jetzt ganz offen bekennen, was ich und wir alle getan haben.“

Nun folgte eine Beichte, wie sie fürchterlicher kaum gedacht werden kann. Soviel Greuelthaten, Morde, Schändungen — es war entsetzlich!

„Das habe ich alles getan. Kann Gott mir das vergeben?“

„Gott sei gelobt. Er kann es und will es, genau so, wie Jesus deinem Kollegen, dem Räuber am Kreuze, vergeben hat.“

„Dann bete mit mir, daß Er es tue!“ Das geschah. Der Herr erhörte das Gebet und schenkte auch diesem blutbefleckten Gewissen Seinen göttlichen Frieden.

„Kameraden“, sagte darauf der Anführer, „sterben müssen wir doch. Da wollen wir wenigstens zum Schluß noch ehrlich sein. Ich werde der Tscheka alles gestehen, was wir getan haben!“

„Tue es, wenn Gott es dich heißt“, erwiderten ihm seine ehemaligen Mordgesellen.

Unserem Bruder wurde bald nach diesem Ereignis verkündigt:

„X., du kannst gehen, du bist frei!“

Wohl war die Freude groß, aus dieser Hölle herauszukommen und noch einmal das Licht des Lebens zu schauen, Weib und Kinder wiedersehen zu dürfen. Und doch, als er auf die betäubten Gesichter seiner Freunde sah, wurde es ihm ganz wehmütig zumute.

„Du bist uns wie ein Vater gewesen“, sagte der Anführer, „du hast uns beten gelehrt, und wir können nun freudig sterben.“

„Ja, auf Wiedersehen vor Jesu Thron in der Herrlichkeit“, sagte unser Bruder und gab allen, dem Priester, dem Oberst und jedem Räuber einen herzlichen Bruderkuß zum Abschied.

Als Bruder X. nach seiner Freilassung vor dem Büro des Untersuchungsrichters wartete, um seine Papiere zu ordnen, führte man gerade den Räuberhauptmann hinein. Er schien froh gestimmt zu sein

und rief unserem Bruder fröhlich „Auf Wiedersehen!“ zu. Nach etwa zwei Stunden führte man ihn wieder heraus. Sein ganzes Gesicht strahlte, als er unserem Bruder zurief: „Es ist Hoffnung, ich werde vielleicht noch freigelassen!“ Seine Freude rührte wohl daher, daß er durch ein volles Geständnis sein Gewissen erleichtert hatte.

„Es waren doch die schönsten Stunden meines Lebens, die ich dort in dem Keller zugebracht habe“, versicherte Bruder X., als er diese Geschichte erzählte.

Einstmals mußte der Sohn Gottes klagen, daß die Juden den Tempel Gottes, der ein Bethaus sein sollte, zu einer Räuberhöhle gemacht hätten. Hier hatte Gottes Gnade das Zeugnis eines Jüngers Jesu benützt, um eine Räuberhöhle in einen Tempel Gottes zu verwandeln, in dem nicht nur ein Priester beten lernte, sondern auch eine ganze Räuberbande den Weg ins Paradies fand.

Evangeliumsverhörtet

(Ein Zwiegespräch, das zwar ein bißchen lang, aber doch wert ist, gelesen zu werden)

Man bat mich, ein junges Mädchen zu besuchen, das schon länger der Gegenstand besonderer Sorge einer lieben Bekannten war. Ich folgte der Aufforderung im Vertrauen, daß der Herr mir ein Wort geben möge, das für die junge Seele von Segen sei.

Nachdem wir uns einige Minuten unterhalten hatten, fragte ich:

„Können Sie sich freuen in der Gewißheit, er-

rettet zu sein? Kennen Sie den Herrn als Den, der Ihre Sünden getragen hat?"

Ein Schatten, der bei diesen Worten über ihr Antlitz ging, zeigte, daß sie meine Frage nicht freudig bejahen konnte, und ich stellte eine andere:

"Glauben Sie, daß Sie der Errettung bedürfen?"

"Ja", antwortete sie, "ganz sicher."

"Glauben Sie auch, daß Sie keinerlei Hoffnung haben, aus eigener Kraft in den Himmel zu kommen, daß alles, was Sie Gott bieten können, wertlos ist wegen der sündigen Natur, die Sie haben?"

"Ja", erwiderte sie, "ich weiß das alles. Ich kann Ihnen auch sagen, daß ich stets regelmäßig die Kirche besucht habe. Ich war immer in der Sonntagschule und habe das Evangelium wieder und wieder gehört, aber es macht keinen Eindruck auf mich. Ich bin gegen das Evangelium verhärtet. Die Bibel sagt, daß Gott des Pharao Herz verhärtete, und das hat Er auch mit meinem Herzen getan. Ich bin evangeliumsverhärtet, und ich kann es nicht ändern."

"Dann wünschen Sie also nicht, errettet zu werden? Sie wissen, daß Sie eine Sünderin sind, die keine Hoffnung hat, Sie wissen, daß eine Ewigkeit voll Elend vor Ihnen liegt, aber Sie wünschen nicht, errettet zu werden, wollen Christus nicht annehmen?"

"Ich wünschte schon, errettet zu werden", war die ernste Antwort, "nur bin ich zu verhärtet."

"Möchten Sie wirklich zu der Erkenntnis kommen, daß Christus Sie retten kann?"

"Nur zu gern möchte ich das, doch ich kann nicht. Der Gedanke an die Zukunft läßt mich oft er-

zittern, aber ich versuche, ihn zu vergessen, denn es ist jetzt zu spät."

"Glauben Sie, daß Satan Ihnen den Wunsch nach Errettung ins Herz gegeben hat?"

"Sicherlich nicht."

"Sollte er denn von Ihrem eigenen Herzen ausgegangen sein, von dem Gottes Wort sagt, daß es „arglistig ist, mehr als alles, und verderbt“?"

"Sehr wahrscheinlich auch nicht", lautete die Antwort.

"Wer könnte Ihnen denn diesen Wunsch ins Herz gelegt haben?"

Nach einer längeren Pause stillen Nachdenkens erwiderte sie:

"Es muß Gott gewesen sein."

"Und denken Sie, Er würde Ihnen einen solchen Wunsch ins Herz geben, ohne Ihnen zugleich die Fähigkeit zu schenken, zu glauben?"

Wieder sah sie eine Weile sinnend vor sich hin.

"Wir wollen diese Frage durch Gottes Wort beantworten", fuhr ich fort, mein Testament hervorziehend. "Wenn wir nur die Worte unserer Mitmenschen als Richtschnur besäßen, so müßten wir fürchten, auf Irrwege zu geraten; wenn wir uns aber von Gott selbst über diese Dinge durch Sein untrügliches Wort belehren lassen, können wir nie in Gefahr kommen, getäuscht zu werden. Gott sagt in Seinem Worte: „W e n da dürstet, der komme; w e r da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst". (Offbg. 22, 17.) Daraus ersehen wir, daß es auf den W i l l e n ankommt. „Wer da w i l l, nehme das Wasser des Lebens umsonst." Haben Sie den W i l l e n?"

den.“ „Ja, gewiß, ich wünsche wirklich errettet zu werden.“

„Sie sagen, Sie wünschen errettet zu werden. Sie geben auch zu, daß solch ein Wunsch von Gott kommen muß, und Sie sehen aus Gottes Wort, daß, wer irgend will, kommen darf. Macht es Ihnen nun noch immer den Eindruck, als ob Sie evangeliumsverhärtet wären?“

„Ich sehe ein, daß ich mich darin geirrt habe“, antwortete sie.

„Dann können wir diesen Gegenstand jetzt fallen lassen und, da Sie den Willen haben, errettet zu werden, einmal sehen, wie wir den Weg dahin finden.“

„Den Weg weiß ich“, sagte sie. „Man muß an den Herrn Jesus glauben und seine Pflicht tun.“

„Nun, wir wollen sehen, ob das mit Gottes Wort übereinstimmt. In Apstg. 16, 30. 31 lesen wir, daß Paulus und Silas, als der Kerkermeister ruft: „Ihr Herren, was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?“ antworten: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden, du und dein Haus“. Von seiner Pflicht sagen sie nichts. Und der Herr Jesus sagt: „Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben“. (Joh. 6, 47.) Glauben Sie, daß der Herr, sowie Seine Boten Paulus und Silas, die durch Gottes Geist geleitet waren, die Wahrheit gesprochen haben?“

„Gewiß“, erwiderte sie, „ich glaube das alles. Ich weiß, daß ich eine Sünderin bin, und ich glaube, daß der Herr Jesus starb, um Sünder zu erretten. Doch habe ich nicht auch etwas zu tun?“

„Das Wort sagt nichts anderes als: „Glaube!““

„Ich fürchte aber, ich kann nie so leben, wie ich müßte. Wenn die Menschen bekehrt werden, so werden sie auf einmal gut. Doch obwohl ich an den Herrn Jesus glaube und schon so viel über Sein Sterben für uns gehört habe, bin ich noch kein bißchen verändert. Ich dachte deshalb, ich müßte evangeliumsverhärtet sein, und habe jeden weiteren Versuch aufgegeben.“

„Ich sehe“, erwiderte ich, „Sie haben dieselbe Vorstellung von Bekehrung, wie ich sie seinerzeit selbst gehabt habe. Da half es mir sehr, als mir jemand erklärte, Bekehrung sei eine gänzliche Veränderung unserer Gedanken über Gott und über uns selbst, und aus dieser Gedankenveränderung entspringe dann das veränderte Leben. Diese Gedanken- oder Sinnesänderung haben Sie nötig, denn Sie befinden sich in Ihren Gedanken über Ihn wie auch über sich selbst völlig im Irrtum. Was Gott betrifft, so dachten Sie, Er lege keinen besonderen Wert darauf, Sie zu erretten, während Sein Wort sagt: „Er ist langmütig ... da Er nicht will, daß irgend welche verloren gehen, sondern daß alle zur Buße kommen“. (2. Petr. 3, 9.) Und was Sie selbst betrifft, so dachten Sie, Sie müßten etwas zu Ihrer Errettung beitragen, nämlich Ihre Pflicht tun, während Sein Wort sagt: „Durch die Gnade seid ihr errettet mittelst des Glaubens ... nicht aus Werken, auf daß niemand sich rühme“. Wenn irgendwelche Werke Ihrerseits nötig wären, dann ist Christi Werk nicht ausreichend, und Sein Wort ist nicht wahr.“

„Ich denke aber wirklich nicht daran, Gottes Wort irgendwie in Zweifel zu ziehen. Ich weiß, daß es wahr ist.“

„Es gibt sehr viele Leute, die das Wort Gottes nicht in Zweifel ziehen wollen, genau wie Sie, und die es doch nicht in seiner Fülle zu erfassen vermögen, das heißt soweit das möglich ist. Wir können eben Gottes Heilsplan überhaupt nicht eher wertschätzen, als bis wir selbst in Gottes Licht gekommen sind. Wenn wir aber einmal erkannt haben, daß wir verloren sind, daß wir eine Natur haben, die völlig verderbt ist und deshalb Gott nie gefallen kann, ja, daß jeder Versuch, Ihm zu gefallen, kläglich mißlingen muß, dann sind wir nur zu dankbar für die Gnade, die uns nichts zu tun übriggelassen hat, nichts als an Ihn, den Einen, zu glauben, der alles was nötig war, getan hat, der Gottes Gerechtigkeit vollkommen befriedigte, sodaß Gott jetzt diejenigen segnen kann, die nichts als Strafe verdient haben. Wir müssen rückhaltlos glauben, was Gott über uns sagt. Er sieht uns, wie wir uns selbst nie sehen können, und Er sagt in Röm. 3: „Da ist kein Gerechter, .. keiner, der verständig sei, .. keiner, der Gott suche“. Gott ist zu heilig, um an der Sünde vorübergehen zu können, wie groß Seine Liebe zu dem Sünder auch sein mag. Das zeigt uns deutlich das Kreuz. Wenn Gott ohne das Opfer des eigenen Sohnes den Sünder hätte rechtfertigen können, dann hätte Er nicht nötig gehabt, Seinen „geliebten Sohn, an welchem Er Wohlgefallen gefunden“ hatte, an unserer Statt leiden zu lassen, damit jetzt „jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe“. Ist Ihnen das klar?“

„Ja“, erwiderte sie, „aber das ist ja doch so einfach, wie ich es nie vorher gehört habe. Habe ich denn gar nichts zu tun?“

„Weiter nichts als Ihren Platz als verlorene Sünderin einzunehmen, anzuerkennen, daß Sie nichts zu Ihrem Heil tun können, und zu glauben, daß Christus das Gericht an Ihrer Statt getragen hat.“

„Ich kann mir nicht helfen, ich habe immer das Gefühl, als müßte ich trotzdem irgend etwas tun.“

„Wenn Sie Christi Werk irgendetwas hinzufügen würden, so würden Sie es nur verderben. Was könnten Sie überhaupt diesem Werk hinzufügen? Wenn ein Mann eines Mordes wegen zum Tode verurteilt worden ist, so könnte all sein ferneres gutes Betragen nichts an der Tatsache ändern, daß das Todesurteil über ihn ausgesprochen ist. Ebenso ist es mit uns. Wir befinden uns unter dem Zorn Gottes, unter dem Urteil des Todes, und all unser gutes Betragen kann daran nichts ändern. Das Gericht, das uns treffen muß, kann nur dadurch abgewendet werden, daß wir das von Gott selbst für uns bereitete Heil annehmen, indem wir dadurch bekennen, daß wir selbst nichts für uns tun können. Wollen Sie dieses Heil von sich weisen, weil es frei und umsonst ist?“

„O nein“, rief sie, „ich wäre nur zu glücklich, wenn ich wüßte, daß ich errettet wäre. Doch heißt es nicht auch irgendwo: „Bewirket eure eigene Seligkeit?““

„Allerdings, das steht in Phil. 2, 12. Doch an wen ist dieser Brief gerichtet? Er wird mit den Worten eingeleitet: „Paulus und Timotheus, Knechte Jesu Christi, allen Heiligen in Christo Jesu, die in Philippi sind“. Ein Heiliger ist nicht eine unbekehrte Person. Es sind daher errettete Seelen, an die Paulus schreibt: „Bewirket (oder wirket aus) eure

eigene Seligkeit mit Furcht und Zittern“. Sie besaßen die Seligkeit, bevor sie aufgefordert wurden, sie auszuwirken. Für ein Kleid arbeiten ist nicht dasselbe wie an ihm arbeiten, wenn einmal das Material vorhanden ist. Gott gibt uns die Seligkeit, und wir haben sie auszuwirken, d. h. durch unser praktisches Leben zu beweisen, daß wir auf dem Wege dahin sind, wo die Seligkeit voll und ganz in Erscheinung treten wird.“

„Ich glaube, ich verstehe es jetzt“, sagte sie. „Ich hatte diese Stelle stets so aufgefaßt, als müßten wir selbst für unsere Seligkeit wirken.“

„Gut. Nachdem wir nun also festgestellt haben, daß Gott Sie zu erretten wünscht, daß Er Ihnen den Willen gegeben hat, errettet zu werden, und daß Sie nichts zu tun haben, als an Seinen Sohn zu glauben, frage ich Sie: Gibt es jetzt noch irgend ein Hindernis für Sie, errettet zu werden?“

„Ich glaube an Seinen Sohn.“

„Glauben Sie wirklich, daß Er kam, um Sie zu erretten?“

„Ja, Er kam, um Sünder zu erretten, und ich bin eine Sünderin.“

„Dann ist Er also gekommen, um Sie zu erretten. Hat Er Sein Vorhaben, das Ihn herniedertrieb, ausgeführt? Hat Er das Werk vollbracht?“

„Ja.“

„Dann sind Sie also errettet?“

„O, ich wage das nicht zu sagen.“

„Wollen Sie denn an Gottes Wort zweifeln? Gott sagt, daß diejenigen, die an Seinen Sohn glauben, nicht verloren gehen, und Jesus sagt: „Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben“. Ist das wahr?“

„Weil die Bibel es sagt, muß es wahr sein“, antwortete sie nachdenklich, „nur fühle ich gar nicht, daß ich errettet bin.“

„Aber Gott wünscht auch gar keine Gefühle. Er wünscht G l a u b e n. Im ganzen Wort Gottes ist nirgend die Rede davon, daß wir unser Errettetsein fühlen. Wir werden errettet, indem wir an den Herrn Jesus glauben, und wir freuen uns, nicht weil wir f ü h l e n, daß wir errettet sind, sondern auf Grund dessen, was Gott über uns sagt.“

Sie starrte eine Weile nachdenklich und sichtlich immer noch unbefriedigt vor sich hin.

„Nun beantworten Sie mir einmal diese Frage“, fuhr ich fort: „Wenn ich Ihnen einen Hundertmarkschein in die Tasche stecke, sind Sie dann nicht ganz sicher, daß er darin ist, auch ohne daß Sie es fühlen?“

„Allerdings.“

„Genügt es Ihnen nun nicht, wenn Gott Ihnen sagen läßt, daß der Glaube an Christum Sie errette, ob Sie es nun fühlen oder nicht?“

„Ja“, erwiderte sie, „jetzt ist es mir klar. Wir brauchen uns nur im Glauben darauf zu stützen, was Gott sagt. Nur will es mir wie Vermessenheit vorkommen, zu denken, ich sei errettet, während so viele Leute, die viel besser sind als ich, das nie wagen würden.“

„Meinen Sie nicht, daß es eine viel größere Vermessenheit ist, Gottes Wort in Zweifel zu ziehen?“

„Ja“, rief sie, „ich will Gott jetzt beim Wort nehmen und einfältig glauben, was Er sagt.“

„Das ist der richtige Standpunkt.“

„Aber“, wandte sie nochmals ein, „ich fürchte,

wenn ich einmal wieder sündige, werde ich denken, daß ich trotz allem nicht wirklich errettet sei."

„Das würde ein großes Unrecht sein“, erwiderte ich. „Es wäre eine große Verunehrung Christi und Seines vollbrachten Werkes, als ob der Wert desselben von unserem Wandel abhinge. Wir, die wir errettet sind, sollten freilich nicht mehr sündigen, und in der Kraft Gottes brauchen wir es auch nicht. In jedem Fall aber steht geschrieben, daß „weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend ein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermögen wird von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn“. (Röm. 8, 38. 39.) Einmal Sein, sind wir Sein für immer."

Lieber Leser, vielleicht hast du auch bisher Zweifel gehegt über Gottes Bereitwilligkeit, dich zu erretten. Vielleicht hast du gedacht, daß du Gott etwas bringen müßtest, bevor Er dich annehmen könne. Nie warst du mehr im Irrtum. Gott kann von dir nichts annehmen, bevor du nicht von Ihm Heil empfangen hast. Sein Wort sagt: „Die, welche im Fleische sind, vermögen Gott nicht zu gefallen“. (Röm. 8, 8.) Er kann dich auch nicht erretten, wenn du nicht das Heil, das Er dir anbietet, annimmst. Er würde dann nicht vollkommen gerecht sein. Und wenn Er nicht vollkommen gerecht und wahr wäre, wie könnten wir Seinem Worte trauen und die Erfüllung Seiner Zusagen erwarten? Gerade die Vollkommenheit Seines Wesens, Seines Charakters ist es, die uns rückhaltlos in das, was Er sagt, vertrauen läßt. Er hat das Seine

ge t a n. Er kann nicht mehr tun. An dir ist es jetzt, das Opfer Seines eigenen Sohnes anzunehmen und Ihm durch Wort und Wandel zu danken.

**„Gott – Sein Weg ist vollkommen,
ein Schild ist Er allen, die auf Ihn
trauen“**

Eine jetzt achtzigjährige Christin erzählt aus ihrer Kindheit:

Das eindrucksvollste Erlebnis meines Lebens hatte ich, als ich zehn Jahre alt war. Es hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Immer, wenn ich an jene jetzt so weit zurückliegende Zeit denke, muß ich den Psalm 109 aufschlagen, und immer, wenn ich diesen Psalm lese, werden all die schrecklichen Einzelheiten jener Tage in mir wach.

In dem kleinen hessischen Ort L., meiner Heimat, wohnte damals ein angesehener Landwirt, der zugleich das Amt eines Bürgermeisters bekleidete, Gasthausbesitzer war und ein kleines Geschäft betrieb. Dieser geriet mit der Zeit in Geldschwierigkeiten, und seine Gläubiger setzten ihm hart zu. Die Zukunft lag dunkel und besorgniserregend vor ihm.

Es war in dieser Zeit, daß in einer Sommernacht der schaurige Ruf „Feuer!“ durch den stillen, schlafenden Ort hallte. Die Sturmglocke wurde geläutet, der Wagen mit der Handspritze herbeigeholt, und alles lief dem Brandplatz zu. Das Feuer war auf dem Anwesen des Bürgermeisters ausgebrochen. Wassereimer gingen von Hand zu Hand, die vollen

von der nächsten Wasserstelle zum Feuer, und die leeren von da wieder zur Wasserstelle zurück. Aber alle Bemühungen waren vergeblich. Die sämtlichen Wirtschaftsgebäude bis auf einen Teil des Wohnhauses wurden ein Raub der Flammen.

Eine Feuersbrunst war in unserer Gegend damals eine große Seltenheit. Der Gedanke an Brandstiftung lag daher nahe. Aber wer sollte der Täter sein? Der Bürgermeister selbst bezeichnete auf das bestimmteste einen älteren Mann, Mitte der sechziger Jahre, als den Brandstifter. Er wollte gesehen haben, daß dieser sich in der fraglichen Nacht um zwölf Uhr über den Hof geschlichen habe. Der Verdächtige wurde verhaftet, dem Gericht zugeführt und, so sehr er auch seine Unschuld beteuerte, wegen Brandstiftung unter Anklage gestellt. Der Bürgermeister war ein angesehenener Mann, und sein Urteil galt etwas, und da der Angeklagte, der ganz allein wohnte, keine Gegenzeugen bringen konnte, wurde er vom Gericht für schuldig erklärt und zu einer zehnjährigen Freiheitsstrafe verurteilt.

Dieses Urteil rief bei vielen große Betrübnis hervor. Denn der Verurteilte galt allgemein als ein gottesfürchtiger Mann. Durch sein gutmütiges Wesen und durch mancherlei Wohltaten, die er in aller Stille übte, hatte er sich manche Freunde erworben, die alle an seine Schuld nicht glauben konnten und sein Los tief bedauerten. Der Verurteilte selbst blieb still und gefaßt. Aber er tat eins:

Als bald nach seiner Einkerkierung reichte er ein Entlastungsgesuch ein, wie es wohl noch bei keiner Gerichtsbehörde weder vorher noch nachher eingereicht worden ist. Er stellte der Gerichtsbehörde vor, daß

seine Unschuld erwiesen sei, wenn sich der Psalm 109 an seinem Ankläger und dessen Familie erfülle. Er forderte, daß man diesen Psalm mit einem entsprechenden Zusatz in seinem Namen und in seiner Sache öffentlich bekanntgebe. Das Gericht gab dieser Forderung statt, und der Psalm wurde tatsächlich als eine Art nachträglicher Verteidigungs- und Rechtfertigungsschrift des Verurteilten öffentlich bekanntgegeben.

Und was geschah? Nicht lange nachher sitzt der Bürgermeister eines Tages mit seiner Familie, bestehend aus Frau und mehreren erwachsenen Kindern, die alle in Haus und Hof, im Geschäft und in der Wirtschaft mithalfen, beim Mittagessen. Plötzlich läßt er den Löffel sinken und stöhnt: „Mir wird so übel!“ Er lehnt sich in den Sessel zurück und ist in wenigen Augenblicken eine Leiche. Ein Herzschlag hat seinem Leben ein plötzliches Ende gemacht.

Der seines Besitzers beraubte Hof verfiel in Kürze dem gewaltsamen Zugriff der Gläubiger. Die Familie geriet ins Elend. Die Söhne und Töchter zerstreuten sich und suchten an entfernten Orten Stellungen. Man hat nie wieder von ihnen gehört. Die Witwe folgte schon bald ihrem Mann im Tode nach.

Aber bevor dies alles eintrat, schon gleich nach dem so unerwartet eingetretenen Ableben des Bürgermeisters, wurde der eingekerkerte „Brandstifter“ wieder auf freien Fuß gesetzt. Man mochte wohl erkannt haben, daß die Verurteilung nur auf das Zeugnis eines einzigen und dabei nicht unparteiischen Mannes hin wenig begründet war. Den Ausschlag aber hatte das Verhalten des Verurteilten selbst gegeben. Offenbar hatte Gott, vor dem nichts verborgen ist,

in dieser Sache Seinen Wahrspruch gefällt und in überzeugender Weise die Berufung des fälschlich Verdächtigten auf den genannten Psalm bestätigt.

Man zweifelte nicht länger daran, daß der Bürgermeister selbst der Brandstifter gewesen war. Wahrscheinlich hatte er sich durch die ihm zustehende Versicherungssumme vor dem gänzlichen Zusammenbruch retten wollen.

Das Evangelium im Ballsaal

Vor einigen Jahren lebte in einer großen Stadt ein jüdischer Arzt, der, wie Paulus, einst ein Pharisäer gewesen, dann aber durch die Macht des Heiligen Geistes von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt Satans zu Gott bekehrt worden war. Seit jener Stunde war seines Herzens Gebet, daß Gott der Herr sich über Sein armes, irregeleitetes Volk erbarmen möge.

Tag für Tag begab sich der Arzt in den von armen Juden bewohnten Stadtteil und verkündigte in den Häusern die frohe Botschaft von Jesu Christo. Auf seinem Wege dorthin kam er an dem Hause eines reichen jüdischen Kaufmanns vorbei, der ein großes Geschäft in der Stadt hatte.

Eines Tages kam es unserem Doktor mit einemmal in den Sinn, daß er vor Gott nicht nur dafür verantwortlich sei, daß die *a r m e n* Juden von Christo hörten, sondern daß die reichen Juden ebenso gut eines Heilands bedürften. Dieser Gedanke ließ ihn nicht wieder los, und er beschloß, den reichen Mann zu besuchen. Da er wußte, daß der Kaufmann manchmal bis in die Nacht hinein in der Stadt beschäftigt

war, machte er sich eines Abends gegen zehn Uhr zu ihm auf den Weg. Zu seiner Überraschung empfing man ihn freundlich und wies ihn die Treppe hinauf, fast so, als ob er erwartet worden sei.

Man führte ihn in einen großen Ballsaal, in dem viele Gäste waren. Die Musik spielte, und der Tanz hatte begonnen. Die Erscheinung des kleinen Arztes, die so gar nicht in die Gesellschaft paßte, erregte allgemeines Aufsehen. Unser Doktor ließ sich jedoch nicht irremachen, sondern ließ sich sofort zu dem Herrn des Hauses führen, entschuldigte sich wegen der Störung und sagte:

„Ich möchte gern über eine Sache von größter Wichtigkeit mit Ihnen reden. Bitte, geben Sie mir eine Zeit an, da ich ungestört mit Ihnen sprechen kann.“

„Dazu bin ich gern bereit“, erwiderte der Kaufmann freundlich. „Dürfte ich Sie fragen, ob die Sache sehr eilig ist?“

„Es handelt sich um Leben und Tod“, versetzte der Doktor. „Sobald es Ihnen paßt, will ich wieder bei Ihnen vorsprechen.“

„Dürfte ich Sie dann noch fragen, um wen es sich bei dieser Sache handelt?“

„Es handelt sich um den Herrn Jesus Christus, um Jesus von Nazareth“, antwortete der Doktor. „Es handelt sich um die Stellung, die man Seiner Person gegenüber einnimmt, und es wäre mir sehr lieb, wenn ich mit Ihnen einiges über Ihn reden könnte.“

„Hören Sie!“ sagte der Kaufmann, „das ist doch wunderbar.“ Und nun erzählte er dem Doktor mit leiser Stimme, wie er sich in den letzten Monaten

innerlich elend und verlassen fühle, und wie ihm der Gedanke immer und überall keine Ruhe lasse: Was ist es um Jesus von Nazareth? „Ich bat Gott“, fuhr er fort, „mir jemand zu senden, der mir den Weg aus diesem traurigen Zustand heraus weisen könne. Nun hat Er, wie mir scheint, mein Gebet erhört und Sie zu mir gesandt. Ich kann Sie nicht wieder fortgehen lassen. Jetzt ist die beste Gelegenheit.“

Er winkte der Musik, mit Spielen aufzuhören, und wandte sich mit folgenden Worten an seine Gäste:

„Dieser Herr ist hierhergekommen, um über eine Sache von größter Wichtigkeit mit uns zu reden, eine Sache, die einen jeden unter uns persönlich angeht. Ich bitte Sie daher, Ihre Plätze einzunehmen und ihm Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. — Nun, lieber Herr“, wandte er sich wieder zu dem Arzt, „sagen Sie uns alles, was Sie auf dem Herzen haben, und halten Sie nichts zurück.“

Der Doktor stellte sich mitten in den Saal und verkündigte der versammelten Gesellschaft das Evangelium von Gottes wunderbarer Liebe, in der Er Seinen eingeborenen Sohn gab, „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

Nicht lange nach diesem denkwürdigen Abend, der natürlich großes Aufsehen erregte, wandte sich der reiche Kaufmann öffentlich Jesu Christo zu und wurde ein treuer Zeuge Jesu, der dem Evangelium, das er früher gelästert hatte, mit allem Eifer Bahn zu brechen suchte. Ob auch noch andere durch jene Ansprache im Ballsaal den Weg zum Herrn gefunden haben, wird die Ewigkeit klar machen.

Sichtbares Christentum

Ein christlicher Schiffskapitän fragte einen früheren heidnischen Häuptling, was ihn bewogen habe, Christ zu werden. „War es ein Buch oder eine Predigt, was die Ursache zu deiner Bekehrung wurde?“

„Nein,“ sagte er, „es war kein Buch und war keine Predigt: es waren drei Menschen, die meine Bekehrung veranlaßt haben. Der eine war ein Dieb, der andere ein Trunkenbold, der dritte ein Frauenprügler. Jetzt aber ist der Dieb kein Dieb mehr, der Trunkenbold ist kein Trunkenbold mehr, und der Frauenprügler ist kein Frauenprügler mehr, sondern es sind brave und rechtschaffene Leute. Jeder der drei Leute bekam durch seine Berührung mit dem Evangelium etwas in sein Inneres, wodurch er ein ganz anderer Mensch wurde. Das sah ich und entschloß mich, diese geheimnisvolle Kraft auch für mein Inneres zu erlangen. Und, Gott sei Dank, ich habe sie erlangt.“ —

In die Predigt eines chinesischen Missionars trat einst ein hochangesehener Beamter, der dem Missionar mit großer Höflichkeit begegnete, während er sich bisher ganz fern von ihm gehalten und ihn absichtlich gemieden hatte. Als der Missionar, über sein verändertes Benehmen erstaunt, ihn fragte, ob er das Evangelium jetzt gehört habe, erwiderte er:

„Nein, gehört habe ich es nicht, aber g e s e h e n. Ich kenne einen Menschen, der war der Schrecken seiner ganzen Umgebung. Sagte man ihm ein hartes Wort, so brüllte er einen an und verfolgte einen Tag und Nacht. Er war so gefährlich wie ein wildes Tier und ein schlimmer Opiumraucher. Aber nachdem die Religion eures Jesus von ihm Besitz ergriffen hat, hat er sich ganz und gar verändert. Er ist jetzt ein sanfter, fast schüchterner Mensch. Seinen schlechtesten Wandel und sein Opiumrauchen hat er ganz aufgegeben. Ja, eure Lehre ist gut.“

Was hat diese beiden Menschen für den Gott der Christen gewonnen? Nicht das, was sie vom Christentum hörten, sondern das, was sie vom Christentum zu s e h e n bekamen.

Jesus

Du bist die Liebe,
Du bist die Huld;
Du bist die Treue
Und die Geduld.

Du bist die Segnung,
Du bist die Kron';
Du bist Jehova,
Bist Gottes Sohn.

Du bist mein Heiland,
Des Lebens Quell;
Du wuschst von Sünden
Mich rein und hell.

Du bist die Güte,
Des Sünders Heil!
Du bist die Wahrheit,
Des Glaubens Teil.

Du bist die Langmut;
Du bist das Licht.
Du schenkst mir alles,
Was mir gebricht.

Du bist der Friede,
Du bist die Ruh'.
Wie darf ich's schmecken,
Herr Jesu, Du!

Du bist die Sonne,
Des Waters Freud',
Auch meine Wonne
In Ewigkeit.

„Gott vergebe mir! Ich war jener Soldat“

„**R**alph Neumann plötzlich gestorben!“ — Auf diese Bekanntmachung fiel mein Auge eines Tages, als ein Zeitungs-junge mir die betreffende Nummer entgegenhielt. Am folgenden Tage machte die Presse viel Aufhebens von der Neuigkeit, denn der große Evangelist war auch außerhalb seines Vaterlandes bekannt. Doch in all den Spalten ehrenvoller Nachrufe und lobenden Gedenkens seiner gesegneten Lebensarbeit fand sich keine einzige Erwähnung des Umstandes, der zu der wichtigsten Begebenheit, nämlich zu des Entschlafenen Bekehrung geführt hatte.

Vor ungefähr dreißig Jahren hatte ich Ralph Neumann kennen gelernt. Wir arbeiteten damals als junge Burschen zusammen auf einer Farm in einem Dorf der Grafschaft Devon in England. Diese seine mehrjährige Tätigkeit in der Landwirtschaft erklärt die Vertrautheit Ralphs mit der Natur und ihren Dingen, die ihn stets in besonderem Maße auszeichnete und seinen späteren Ansprachen und Predigten durch den vielfachen Gebrauch von Beispielen und Gleichnissen aus Leben und Natur ihren eigentümlichen Reiz verlieh. Wir waren übermütige und sorglose Burschen und suchten das Leben im Verkehr mit anderen jungen Leuten nach Kräften zu genießen.

Ralph war in einem Umkreise von dreißig Kilo-

metern wegen seiner Heldentaten berühmt, und in der ganzen Gegend gab es keine Wirtschaft, in der er unbekannt oder nicht eines warmen Willkommens sicher gewesen wäre. Da er viel las, war er auf allen Gebieten beschlagen, und wenn er nüchtern war, was selten mehr als am Anfang eines Abends der Fall war, so unterhielt er die ganze Gesellschaft mit seinem interessanten Plaudern über alle möglichen Dinge.

Selbstredend war Ralph unser Führer und Tonangeber in jeder unserer abenteuerlichen Unternehmungen. Und er war stolz auf diesen Vorzug. Die Eitelkeit war sein größter Feind. Herausgefordert, „trank er jeden anderen unter den Tisch“, und widersprach oder widerstand ihm jemand, so kam es ihm nicht darauf an, zum Äußersten zu schreiten, um sich seine Führerschaft unter allen Umständen zu wahren.

Wir waren überall gekannt, nur nicht an einem Platz. Zur Kirche oder irgend einer christlichen Versammlung zu gehen, dazu waren wir zu „aufgeklärt“, oder — zu verblendet. Die christliche Religion und ihre Vertreter waren für uns wohl gut genug, um uns über sie lustig zu machen, im übrigen aber war alles Christliche nach unserer Meinung nur etwas für Gefühlsmenschen und Feiglinge. Wir hatten keine Furcht vor dem Leben und fürchteten uns auch nicht vor dem Tode. „Iß, trink und sei fröhlich“, das war die Religion, die wir anerkannten.

Da begab es sich, daß ein neuer, junger Pfarrer an unserer Dorfkirche angestellt wurde. Der die Kirche besuchende Teil unserer kleinen Gemeinde war seines Lobes voll und rühmte seine Persönlichkeit und seine feurigen Predigten. Sein Name war in vieler Munde.

Eines Abends war er auch in der „Erholung“

Gegenstand eifriger Unterhaltung, bei der seine Mängel und Vorzüge, seine Verdienste und Fehler aufhitzigste besprochen wurden, als Ralph herzukam.

„Wenn ihr's wissen wollt“, rief Gaffer Mendall, der Stellmacher gerade, „er ist ein großartiger Kerl!“

„Wer ist ein großartiger Kerl?“ fragte Ralph, der die letzten Worte aufgefangen hatte, von der Tür her.

„Gaffer tritt für den Prediger ein, Ralph“, erklärte ich.

„Puh!“ sagte mein Freund mit einem häßlichen Fluch. „Bist du ihm schon ins Netz gegangen, Gaffer?“

„Ich wette, auch du würdest ihm ins Netz gehen, wenn du ihm einmal begegnetest“, versetzte Gaffer.

„Mondschein“, spöttelte Ralph, an den Schenktisch tretend. „Die Jungens kennen mich zu gut, um dir das zu glauben, Gaffer. Die Religion ist das Steckenpferd der Faulen, eine Zuflucht für Feiglinge und ein Trost für alte Weiber. Aber für Männer — — —?“

Ein Zucken seiner Schultern drückte die Verachtung aus, die er nicht weiter in Worte kleidete. Wir übrigen verhielten uns still. Während Ralph offen aussprach, was die meisten von uns über diesen Gegenstand dachten und empfanden, schreckten wir doch alle vor einer solch öffentlichen Kundgebung zurück und warteten auf unseren Führer wie Menschen, die gewöhnt sind, auf einen Wink zum Handeln zu achten. Ralph erfaßte die Lage schnell wie immer. Er erhob sein Glas und rief:

„Zum Henker mit dem Pfarrer! Jungens, wollt ihr darauf trinken?“

Natürlich wollten wir, wenn Ralph uns dazu aufforderte. Unter lautem Gelächter, rohem Witz und Spott leerten wir die Gläser. Nur Gaffer Kendall tat diesmal nicht mit. Das Blut schoß ihm unter seiner wettergebräunten Haut ins Gesicht. Er nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Pfui!“ rief er zornig, „das ist eine schlechte Kunst, über einen Menschen herzuziehen, der sich nicht verteidigen kann, und ihn in Grund und Boden zu verdammen, solange er selbst nicht da ist. Du würdest aber wohl etwas anderes tun, wenn du ihm gegenüberständest!“

„Meinst du?“ versetzte Ralph, der gleichfalls hitzig zu werden begann. „Höre, Gaffer Kendall, ein für allemal: Wann und wo ich dem Pfarrer begegne, will ich ihm meine Worte wiederholen. Ich fürchte mich vor keinem Menschen, und kein Pfarrer mit seinem scheinheiligen Gesicht und seinem heuchlerischen Gerede soll mir je den Mund stopfen!“

„So geh doch einmal in die Kirche und rede nach der Predigt mit dem Pfarrer, wenn du dann noch Lust dazu hast“, rief Gaffer. „Das würde eine ehrliche Wette sein, was meint ihr, Jungens?“

„In der Tat, Gaffer“, bestätigte der dicke Schmied. Wir anderen gaben unseren Beifall durch Nicken und Fluchen zu erkennen. Ralph schwieg.

„Was hältst du davon, Ralph Neumann?“ flüchelte Gaffer weiter. „Ich schlage dir vor, nächsten Sonntag in die Kirche zu kommen und den Pfarrer, wenn er seine Predigt beendet hat, öffentlich einen Lügner zu nennen.“

Ralph schwieg noch immer. Die ungewohnte Herausforderung schien ihn völlig aus der Fassung gebracht zu haben. Mißtrauisch blinzelten wir ihn von allen Seiten an. Wir hatten nicht anders erwartet, als daß er die Wette mit der Selbstverständlichkeit vieler früherer Gelegenheiten annehmen würde. Doch — wie er mir später gestand — war dies die peinlichste Lage, in der er sich je befunden hatte. Er hatte im Augenblick erkannt, daß der öffentliche Angriff eines Mannes, der allgemein Achtung genoß, mehr Schaden als Nutzen für uns alle im Gefolge haben würde. Unentschlossen stand er da, während jeder Augenblick seinen so sorgfältig gehüteten Ruf mehr gefährdete und seine lang behauptete Führerschaft bedrohte. Das las er deutlich in unseren Augen, und auch der Stellmacher sah es.

„Aha“, triumphtierte er, „du fürchtest dich also doch, Ralph Neumann. Seht ihr wohl, daß es nur Worte waren und nichts dahinter steckt!“

Einige von uns fingen an zu lachen. Das brachte Ralph zum Entschluß. Er leerte sein Glas in einem Zuge und sagte dann, mit der Faust auf den Tisch schlagend:

„Ich habe mich nie geweigert, eine Herausforderung anzunehmen, und tue es auch jetzt nicht. Wenn ihr nächsten Sonntagmorgen alle mit mir kommen wollt, den jungen Narren predigen zu hören, so will ich ihn ins Gesicht einen Lügner nennen. Einverstanden?“

Die Luft war mit neuem Sprengstoff gefüllt. Wir alle wußten, daß Ralph sein Wort halten würde. Einige von uns hätten sich gern aus der Geschichte gehalten, aber schließlich war es ja seine Sache, und

wir hatten nichts dabei zu fürchten. Zudem war seine Bedingung berechtigt.

„Wir kommen“, hieß es nach einigem Hin- und Herreden einstimmig, und die Sache war abgemacht.

Viele in jenem Devonshire-Dorf haben den Sonntagmorgen, der auf diese Abmachung folgte, nie vergessen. Das Gerücht über die Wette hatte sich schnell verbreitet, und viele, die nie vorher einen Fuß in die Kirche gesetzt hatten, — an diesem Morgen waren sie da. Vermutlich ist nie vorher noch nachher eine solche Zuhörerschaft vertreten gewesen. Bummler und Eckensteher aus einem halben Duzend Dörfer ringsumher füllten die hinteren Bänke. Ralph und wir übrigen saßen in der Mitte.

Dem Pfarrer schien der Zweck, der uns hergeführt hatte, nicht unbekannt zu sein. Er war bleich, als er die Kanzel bestieg. Doch ruhig verlas er den Text:

„Der Tor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott!“

Die eigentliche Predigt habe ich seither fast vergessen, doch das Thema und der Schluß sind mir noch deutlich gegenwärtig. In meisterhafter Weise, um so eindrucksvoller durch die einfache Sprache, deren er sich bediente, gab der Sprecher einen kurzen Überblick über das stete Bemühen, mit dem Menschen aller Zeitalter versucht haben, das Nicht-Dasein des ewigen Gottes zu beweisen. Mit kräftigen Strichen zeichnete er ein trauriges Bild der menschlichen Geschichte, bis er zum Schluß in einer Weise, die sich von der vorigen wesentlich unterschied, die schmachlichste aller Taten des Menschen beschrieb, diesen tief-

sten Schandfleck in seiner Geschichte, den Beweis seiner völligen Verderbtheit — die Kreuzigung Jesu.

„Das, meine Freunde“, sagte er, „war die letzte und äußerste Anstrengung der alten Welt, das Dasein Gottes zu leugnen, indem sie Seinen größten Offenbarer, Gottes eigenen Sohn, zum Tode brachte. Und nicht genug damit, daß sie Ihn wie einen gemeinen Verbrecher ans Kreuz schlugen, Ihn verhöhnerten und auf alle mögliche Weise beschimpften. Um ihrem Haß die Krone aufzusetzen, trat einer aus den Reihen der Spötter vor, um angesichts der Menge seinen Speer tief in die Seite des gekreuzigten Gottessohnes zu stoßen, daß das Blut hervorströmte. Armer, törichter, römischer Soldat! Du ahntest nicht, daß deine Tat des Hasses*) der christlichen Kirche eines ihrer köstlichsten Symbole — „es ist ein Born, draus heiliges Blut für arme Sünder fließt“ — schenken sollte, ein Symbol, das von der allgenugsamen Kraft der göttlichen Liebe redet, sündige Seelen vom Schmutz der Sünde rein und hell zu waschen. Deshalb, meine Freunde, werden die Handlungen all jener Toren auf sie selbst zurückfallen. Jede Verleugnung und Schmähung, auf Den geworfen, den Gott gesandt hat, wird nur zu ihrer eigenen Verurteilung dienen.“

Die Predigt war zu Ende. Eine große Stille herrschte. Verschiedentlich hatte ich während der Rede zu Ralph hingeblickt, der mit seinem mir so gut bekannten verächtlichen Ausdruck in den Mienen still

*) Es muß hier gesagt werden, daß die Tat des römischen Soldaten meist anders gedeutet wird. Wahrscheinlich wollte er sich nur vergewissern, ob Christus tot war, sodaß es nicht nötig war, Ihm die Beine zu brechen.

zuhörte. Es war deutlich zu sehen, daß der Redefluß des Pfarrers über ihn hinwegging und kein anderes Gefühl als Zorn und Ärger in ihm wachrief. Nach Beginn der Schlußrede aber bemerkte ich, wie Ralphs Körper sich wie unter einem plötzlich erwachten Interesse straffte. Als der Pfarrer schloß, saß die Versammlung erwartungsvoll. Der Mann auf der Kanzel neigte sein Haupt zu stillem Gebet. Hier und da wandte sich einer verstohlen nach uns um.

Ralph blieb ruhig auf seinem Sitz. Seine Knöchel erschienen weiß von der Kraft, mit der er die Fäuste zusammenballte, seine Lippen zitterten krampfhaft, und in seinen Augen, die auf die betende Gestalt auf der Kanzel gerichtet waren, zeigte sich eine qualvolle Aufregung. Das Schweigen wurde bedrückend. Da hob der Prediger den Kopf und sah meinen Freund voll an. Immer noch bewegte Ralph sich nicht, und ich bemerkte in den Augen unserer Kumpane so mancher wüsten Nacht Erstaunen und nicht wenig Geringschätzung. Der Großsprecher war verstummt. Er hatte sich einer Sache gerühmt, die er nicht den Mut hatte auszuführen.

Der Prediger öffnete das Liederbuch, um das Schlußlied anzugeben, da, mit einem Ruck, erhob Ralph sich unsicher auf seine Füße. Jedes Auge wandte sich ihm zu. Der Prediger legte das Buch hin und wartete, blaß und ernst. Gleich mir glaubten viele, Ralph habe, nachdem die Gelegenheit fast vorüber war, seine ganze Ruhmsucht zu einer verzweifelten Anstrengung aufgeboten, sich seine bedrohte Führerschaft, die sonst für immer dahin gewesen wäre, zu erhalten.

Seine Zunge fuhr befeuchtend über die Lippen.

Er warf die Schultern zurück. Der große Augenblick der Widerlegung alles dessen, was der Pfarrer gesagt hatte, war gekommen. Hier in der kleinen Devonshire-Kirche stand wieder einmal ein Mann auf, um mit der Behauptung: „Es gibt keinen Gott!“ an den Grundlagen des Christentums zu rütteln. Seine Arme ausbreitend und sich dem Ostfenster zuwendend, das das Bild des gekreuzigten Heilands zeigt, rief Ralph Neumann laut durch den weiten Raum:

„Gott vergebe mir! Ich bin ein Sünder!“

Was weiter geschah, steht vor mir wie ein lebhafter Traum: Ralph weinte und schluchzte auf seiner Bank wie ein Kind. Der Pfarrer verließ schnell die Kanzel, ergriff, während ihm gleichfalls die Tränen über die Wangen liefen, meinen Freund bei der Hand und führte ihn an einen Platz, wo sie zusammen zum Gebet niederknieten, während wir übrigen auf den Zehenspitzen die Kirche verließen, viel zu erschüttert, um über das Wunderbare, das wir geschaut hatten, Worte zu verlieren.

Sehr bald nachher verließ Ralph die Gegend, um nach London zu ziehen. Während der kurzen Zeit, die er noch in unserem Dorf zubrachte, war ich sein einziger Gefährte. Die anderen näherten sich uns selten, nicht weil sie Ralph verachteten. Unklar waren sie sich bewußt, daß sich ein Wunder vollzogen hatte, doch das Ganze war ihnen unheimlich, unbegreiflich.

Am Abend, bevor Ralph abreiste, machten wir einen Spaziergang zusammen, und ich wagte es bei dieser Gelegenheit zum erstenmal, meiner Neugierde, das jüngste Erlebnis betreffend, Ausdruck zu geben.

„In welchem Augenblick ging eigentlich die große Veränderung mit dir vor, Ralph?“ fragte ich. „Kurz

bevor der Vortrag endigte, sah ich dich an. Da blicktest du mit Spott und Verachtung auf den Prediger. Nichts, was er bis dahin gesagt hatte, schien den geringsten Eindruck auf dich gemacht zu haben."

"Ich weiß es", antwortete er still.

"Was war es denn, das dich so plötzlich veränderte?"

Wir schritten am Flußufer entlang. Er blieb stehen und schaute ins Wasser, in dem sich der klare Nachthimmel spiegelte.

"Es war nichts in des Pfarrers Vortrag, das mich gefesselt hätte", sagte Ralph, "bis er mit der Schilderung der Kreuzigung begann und das Bild des römischen Soldaten entwarf, der seinen Speer in die Seite Jesu bohrte. Als Herr Digby sagte, daß jene aus Haß und Torheit geborene Tat der Kirche zu einem ihrer schönsten Sinnbilder verholzen habe, und dann die Worte anführte:

"Es ist ein Born, drauß heilges Blut
Für arme Sünder quält,
Ein Born, der lauter Wunder tut
Und jeden Kummer stillt",

da war es zu viel für mich. Ich brach zusammen und war wie in der Hölle. — Erinnerst du dich?"

Ich nickte.

"Doch warum bewegte dich das so außerordentlich?"

Ralph schwieg einen Augenblick, dann wandte er mir den Blick halb zu, und wie ein Schluchzen entrang es sich seiner Kehle:

"Gott vergebe mir! Ich war jener Soldat!"

Gottes Stimme in Wasserwogen

Im Golf von Mexiko liegt die Stadt Galveston. Im Jahre 1899 wurde der größte Teil dieser Stadt mit ihren vielen Holzhäusern durch eine gewaltige Flutwelle vernichtet. Die Holzhäuser trieben ins Meer, und sehr viele Menschen (über fünftausend) kamen ums Leben. Ihre Leichen lagen hernach, oft sechs Fuß hoch, übereinander zwischen Sand und Holzteilen in den Straßen, gingen in der heißen Jahreszeit rasch in Verwesung über und verpesteten so mit ihrem Geruch die ganze Gegend.

Wie es gewöhnlich geschieht, fiel das ernste Gericht schnell der Vergessenheit anheim. In einzelnen Fällen kam aber Gott mit Seiner Absicht, die Menschen durch die Trübsal zur Buße zu leiten, doch zum Ziel. Zwei Begebenheiten, die dies bezeugen, will ich erzählen.

Eine Familie, die aus Mann, Frau und einem Kinde bestand, benutzte zur Flucht vor der hereinbrechenden Sturmflut einen großen starken Maulesel. Der Mann führte den Esel, auf dem die Frau mit ihrem Kinde saß. Kaum waren sie eine Strecke von ihrem Hause entfernt, als eine gewaltige Woge es mit allem Zubehör fortriß und ins Meer trieb. Immer weiter spülten die Wellen ins Land, und bald hatten sie auch die flüchtende Familie erreicht. Der Mann hingte sich an den Hals des Maulesels. Aber vergebens widerstand das starke Tier der Gewalt der Wellen. Die Wasser zogen es mit, dem Meere zu.

In solchen Augenblicken lernt der Mensch beten.

Angesichts eines schrecklichen Todes schreit er zu Gott, nach dem er vorher vielleicht nie gefragt hat. So war es auch hier. Weder der Mann noch die Frau hatten sich in früheren guten Tagen um Gott gekümmert. Jetzt aber in ihrer Not schrieen sie zu Ihm, und Er, der Gnädige und Barmherzige, hörte auf das Rufen Seiner undankbaren Geschöpfe und rettete sie. Er trug Sorge, daß eine mächtige Woge sie faßte und samt dem Esel wieder an den Strand warf. Alle drei wurden gerettet.

Die Wirkung dieser sichtbaren Dazwischenkunft Gottes auf die Frau war, daß sie in tiefe Sündennot geriet. Mit Schrecken dachte sie daran, was ihr Schicksal in Ewigkeit gewesen wäre, wenn sie, gleich so vielen ihrer unglücklichen Landsleute, den Tod in den Wellen gefunden hätte. Sie fragte ernstlich nach dem Wege des Heils und fand Vergebung ihrer Sünden im Glauben an Christi Blut. Sie wurde ein glückliches Kind Gottes. Der Mann war durch das ernste und doch wiederum so freundliche Tun Gottes auch tief ergriffen worden. Leider machte er es aber nicht wie seine Gattin, indem er das „Heute“, die wohlgenommene Zeit, benutzte, um seine Seele zu retten. Die empfangenen Eindrücke wurden bald wieder verwischt durch die Sorge um sein zeitliches Fortkommen. Bald nach dem Ereignis verließ er mit Weib und Kind die Gegend und zog anderswohin. Wer weiß, ob Gott sich noch einmal in solch auffälliger Weise an ihm bezeugen wird?

In der Nähe von Galveston wohnte eine gläubige Farmerfamilie, bei der ein Verwandter des oben erwähnten Paares, der zugleich auch mit dem Far-



. . . Eine neue hohe Welle wälzte sich auf sie zu. Ein dicker Balken hob sich aus dem Wasser und traf unseren Bekannten an den Kopf. Mit dem Schrei: „O Gott, ich muß sterben!“ hob er beide Arme gen Himmel und versank in den Fluten.

mer verwandt war, häufiger verkehrte. Der gläubige Oheim benutzte oft die Gelegenheit, um mit seinem Neffen von der Notwendigkeit der Bekehrung und dem Heil in Christo Jesu zu reden. Besonders gern führte er die Stelle Joh. 3, 3 an, wo der Herr Jesus zu Nikodemus sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen“. Obwohl nun der Besucher dem alten Oheim zustimmte, Gottes Wort anerkannte und zugab, daß er ein Sünder sei, machte doch das Gehörte wenig Eindruck auf ihn. Erst wollte er sein Teil in der Welt haben und das Leben genießen. Zum Bekehren war ja doch später noch Zeit.

Er verheiratete sich und zog nach Galveston. Durch Fleiß und Sparsamkeit brachte er es in einigen Jahren zu Wohlstand und einem eigenen Hause. Die Aussichten für dieses Leben schienen günstig. Noch mehr von der Welt zu bekommen, war jetzt noch das einzige Verlangen des Mannes und seiner ihm gleichgesinnten weltlichen Frau. Beide hatten keine anderen Wünsche, als der reiche Mann in dem bekannten Gleichnis, das uns in Luk. 12 berichtet wird, aber ach! beider Ende glich auch dem jenes Mannes. Eine einzige Nacht brachte sie nicht nur um ihr ganzes Besitztum, sondern forderte auch ihre Seelen. Gleich den vielen anderen nicht höher gelegenen Gebäuden wurde auch ihr Haus von der furchtbaren Sturmflut gefaßt und fortgerissen. Es gab keine Rettung. Die Frau fand ihren Tod in dem ungeheuren Wasserwirbel. Dem Manne gelang es, sich mit einem Nachbarn auf das schwimmende Dach eines Holzhauses zu flüchten. Das Dach trieb mit den beiden Männern, die schweigend,

unfähig, etwas zu ihrer Rettung zu tun, an die Dachsparren geklammert, nebeneinander saßen, dem Meere zu. Eine neue hohe Welle wälzte sich auf sie zu. Ein dicker Balken hob sich aus dem Wasser und traf unseren Bekannten an den Kopf. Mit dem Schrei: „O Gott, ich muß sterben!“ hob er beide Arme gen Himmel und versank in den Fluten. Den Nachbarn fand man drei Tage später besinnungslos, mit starren Armen und Händen einen Balken umklammernd. Man brachte ihn ins Krankenhaus. Hier kam er wieder zu sich und genas, genas nach Leib und Seele. Gottes ernste Sprache war nicht umsonst an sein Ohr gedrungen. Er verstand die göttliche Absicht, „den Menschen von seinem Tun abzuwenden... und sein Leben vom Rennen ins Geschoß“. (Hiob 33, 17. 18.) Als Sünder ging er zu Jesu und ließ sich retten, indem er glaubte an das Werk von Golgatha. Er hatte Gottes Stimme in den Wasservogen vernommen zu seinem ewigen Heil.

Er hatte kein Lied

Als ich eines Abends, so erzählt ein Prediger der frohen Botschaft von Christo, aus einem Versammlungsaal trat, in dem ich das Evangelium verkündigt hatte, bat mich eine Dame, mit ihr zu gehen, um ihren schwerkranken Gatten zu besuchen. Auf dem Wege erzählte sie mir, daß er in dem Gedanken, bald sterben zu müssen, um sein Seelenheil besorgt sei.

Ich fand den Leidenden im Sessel sitzend, da er wegen des quälenden Hustens nicht liegen konnte.

Nach einigen Worten über sein körperliches Befinden fragte ich ihn, ob er erwarte, daß sein Leiden zu Ende sein werde, wenn sein Leib im Tode ruhe.

„Ja“, sagte er, „meine Aussichten, in den Himmel zu kommen, sind ziemlich gut.“

„Glauben Sie, daß der Himmel eine Wirklichkeit ist?“ fragte ich.

„Jawohl“, entgegnete er mit Überzeugung.

„Auch, daß es eine Hölle gibt?“

„Ich glaube an eine Hölle“, erwiderte er.

„Und Sie glauben, daß Sie eine unsterbliche Seele haben, die bald an den einen oder anderen dieser beiden Orte gehen wird?“

„Ja“, sagte er ernst.

„Nun, Sie halten Himmel und Hölle für Wirklichkeiten und hoffen, daß Ihre unsterbliche Seele bald für immer im Himmel glücklich sein wird. Sie müssen einen Grund zu dieser Annahme haben. Darf ich Sie bitten, mir diesen Grund zu nennen?“

Ich mußte einige Zeit auf seine Antwort warten, und seine Stimme klang leise, als er mit Anstrengung sagte:

„Ich bin immer gut zu meiner Frau und zu meinen Kindern gewesen, und wissentlich habe ich meinen Mitmenschen kein Unrecht getan.“

„Es ist ein Vorzug, so sprechen zu können“, entgegnete ich, „doch sagen Sie mir, wie stellen Sie sich den Himmel vor, und was, denken Sie, tut man dort?“

„Es muß ein seliger Ort sein“, erwiderte er. „Sünde und Leid werden auf immer fern sein, und ich denke, man wird dort viel singen.“

„Ja, man wird dort singen“, bestätigte ich, Of-

fenbarung 1, 5 aufschlagend. „Ich will Ihnen ein Lied, das dort gesungen werden wird, vorlesen. Es lautet:

„Dem, der uns liebt und uns von unseren Sünden gewaschen hat in Seinem Blut.“

Die Sänger preisen, wie Sie sehen, ihren Heiland, Den, der sie liebt, und der für sie starb. Lesen wir es noch einmal: „Dem, der uns liebt und uns von unseren Sünden gewaschen hat in Seinem Blut“. Beachten Sie, daß die Singenden nichts sagen von dem, was sie getan haben. Sie erwähnen nur, was Er getan hat, der sie so geliebt, daß Er Sein Leben für sie gab. Nehmen wir nun an, Sie wären dort oben, und Sie wären dort hingelangt, weil Sie so gut zu Ihrer Familie waren und Ihrem Nächsten kein Unrecht getan haben, dann wäre einer im Himmel, der nie durch Jesu Blut von seinen Sünden gewaschen worden ist. Und Sie könnten demnach nicht in den allgemeinen, seligen Gesang einstimmen.“

Ich wartete auf eine Antwort. Sein Kopf hatte sich geneigt, und seine Augen waren zu Boden gerichtet. Nie werde ich den Blick vergessen, mit dem er mich ansah, als er endlich erwiderte:

„Hieran — habe — ich — nie — gedacht!“

„Aber Gott hat daran gedacht“, entgegnete ich, „und Er hat in Seinem Wort einen besonderen Vers niederschreiben lassen zur Belehrung für die, die wie Sie ihre Aussichten, in den Himmel zu kommen, auf ihre vermeintlichen guten Werke gründen und sich durch falsche Hoffnungen betrügen. Lassen Sie mich Ihnen den Vers vorlesen. Er steht im 4. Kapitel des Römerbriefes und lautet: „Dem, der wirkt, wird

der Lohn nicht nach Gnade zugerechnet, sondern nach Schuldigkeit". (Vers 4.) Als Sie wohl waren und arbeiten konnten, empfangen Sie Ihren Lohn, weil Sie ihn verdient hatten. Sie hatten keinerlei Dankesverpflichtungen dem Manne gegenüber, der Sie bezahlte. Sie kamen heim und konnten zu Ihrer Gattin sagen: „Hier ist, was ich heute verdient habe". Sie durften von dem reden, was Sie getan, was Sie sich erworben hatten, und es lag kein Grund vor, in besonderer Dankbarkeit des Mannes zu gedenken, der Sie bezahlt hatte. Das ist, was Gott uns mit diesem Verse sagen will. Wenn Sie in den Himmel eingehen könnten durch das, was Sie getan haben, so wäre keine Gnade nötig. Sie würden nichts von Gottes Liebe wissen, die Er in Jesu geoffenbart hat, und Sie könnten nie singen: „Dem, der uns liebt und uns von unseren Sünden gewaschen hat in Seinem Blut". Sie würden ja ohne das Verdienst eines Heilandes im Himmel sein, und kein Danklied würde in Ihrem Herzen und auf Ihren Lippen sein. Glauben Sie, Sie würden sich dort oben glücklich fühlen?"

Er zögerte nun nicht mehr, das, worauf er bisher vertraut hatte, aufzugeben, und bekannte, daß er um das Heil seiner Seele besorgt sei. Er wünschte, seine Sache mit Gott geordnet zu sehen, und gestand, daß er trotz all des Guten, auf das er Anspruch zu haben glaubte, ein Sünder sei, der eines Heilandes bedürfe. Mit Freuden schlug ich jetzt 1. Tim. 1, 15 auf und las: „Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten".

„Sünder zu erretten!" wiederholte er, „Sünder — zu — erretten!"

„Ja, Sünder zu erretten“, bestätigte ich, „nicht, um zu ihrer Errettung beizutragen, nein, um sie völlig und ganz allein zu erretten. Er ist nicht ein Helfer in der Errettung, sondern ein Heiland, ein Erreter. Und nun hören Sie, was Gottes Wort von dem sagt, der nicht wirkt, im Gegensatz zu dem, was wir soeben hörten. Von dem Nicht-Wirkenden steht geschrieben: „Dem, der nicht wirkt, sondern an Den glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet“. Und weiter sagt das Wort: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden“.

Der Mann vertraute einfältig dem gehörten Wort und glaubte. Nachdem ich ihm noch einige andere Stellen vorgelesen hatte, verließ ich ihn frohen Herzens. Eine neue Hoffnung erfüllte ihn jetzt, eine Hoffnung, die sich nicht gründete auf das, was er getan hatte, sondern die sich im Glauben auf Gottes Wort stützte, das ihm sagte, was Christus für ihn getan hatte.

Als ich am nächsten Morgen meinen Besuch wiederholte, sah er mich glücklich an.

„Jetzt habe ich auch ein Lied“, sagte er fröhlich, und triumphierend kam es von seinen Lippen: „Dem, der uns liebt, und uns von unseren Sünden gewaschen hat in Seinem Blut!“

Ungefähr eine Woche später entschlief er in Frieden in seinem Herrn.

Obiger Erzählung möchte ich noch einige Worte hinzufügen für Leute, die es so machen, wie der Kranke es sein ganzes Leben gemacht hatte, für solche nämlich, die da

Versuchen, ohne einen Heiland in den Himmel zu kommen.

Die Zahl dieser Leute ist groß, viel größer als die Zahl derer, die zu der Überzeugung gelangt sind, daß nur der, „der den Sohn hat, das Leben hat“.

Diese Tatsache sollte eigentlich in Erstaunen setzen, denn das Evangelium von der Gnade in Christo Jesu ist so einfach, daß ein Kind es verstehen kann. Zieht man freilich anderseits den natürlichen Hochmut des Menschen in Betracht, so versteht man besser, weshalb der Mensch lieber versucht, sich durch eigenes Wirken den Himmel zu verdienen, als sich alles schenken zu lassen. Sicherlich ist in vielen Fällen Unwissenheit und Mangel an Belehrung der Grund hierfür. Aber in vielen Fällen will der Mensch keine Gnade. Auf demselben Wege in den Himmel kommen zu sollen wie der Schächer am Kreuz, ein Mensch, der um seiner Verbrechen willen aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen wurde, ist eine bittere Pille für den Stolz des Menschenherzens.

Diesem Stolz begegnen wir schon auf den ersten Blättern der Geschichte des Menschen. Was veranlaßte Kain, Jehova eine Opfergabe von der Frucht des Erdbodens zu bringen? Es war gewiß nichts anderes als Hochmut des Herzens. Daß der Erdboden um der Sünde des Menschen willen von Gott verflucht worden war, wird er genau so gut von seinen Eltern gehört haben wie sein Bruder Abel. Aber sein Stolz hinderte ihn, sich unter diese demütigende Tatsache zu beugen. Er wollte doch sehen, ob Gott nicht auf die Gabe, die nach seiner Ansicht so vortrefflich war, die er mit so viel Mühe dem Erdboden abge-

rungen hatte, blicken würde. Hatte er nicht im Schweiß seines Angesichts gearbeitet?

Wie aber hätte Jehova auf Kains Opfergabe blicken können? Gott ist heilig, und vor Seiner Heiligkeit vermag nichts zu bestehen, was irgendwie durch die Sünde befleckt ist. Die weitere Geschichte beweist auch nur zu deutlich die wahre Gesinnung Kains. Er wurde ein Mörder, ja, ein Brudermörder, und frech und trotzig war seine Rede, als nach der schrecklichen Tat Gott ihn wegen seines Bruders Abel zur Rede stellte. So ist Kain für alle Zeiten das Bild eines Menschen, der sich durch sein Tun Gott wohlgefällig machen will, der aber hinter diesem Tun nur den Hochmut, die Ungebrochenheit und die Bosheit seines Herzens verbirgt. Sollte sich nicht auch in dir etwas von der Gesinnung Kains finden, mein Leser?

Abel brachte auch eine Gabe. Aber sie war nicht die Frucht seines eigenen Wirkens, sondern seines Glaubens. (Vergl. Hebr. 11, 4.) In dem Bewußtsein, daß er ein Sünder war, und daß es „ohne Blutvergießung keine Vergebung gibt“ (Hebr. 9, 22), nahte er Gott mit dem Blut eines reinen Opfertieres. Diese, zugleich Vergebung und Sühnung heischende Gabe, die der Ausfluß eines gebrochenen Herzens war, konnte Gott wohl annehmen, denn „die Opfer Gottes sind ein zerbrochener Geist; ein zerbrochenes und zer Schlagenes Herz wird Gott nicht verachten“. (Vergl. Ps. 51, 17.)

Es gibt wohl kaum einen Menschen, der sich nicht mit Entriistung von der Person Kains und seinem verabscheuungswürdigen Verbrechen abwenden wird. Vielleicht denkt auch der eine oder andere Leser, der sich bisher für einen ehrlichen Gottsucher —

freilich auf seine eigene Weise — gehalten hat, im Ärger: Wie kann man nur einen Vergleich zwischen einem ehrlichen Menschen und dem bösen Cain ziehen! Auf einen Gedanken dieser Art möchte ich zunächst nur kurz an das niederschmetternde Wort der Schrift erinnern: „Arglistig ist das Herz, mehr als alles, und verderbt ist es; wer mag es kennen?“ (Jer. 17, 9.) Wir ahnen ja gar nicht, was alles in der Tiefe unserer Herzen schlummert, wozu wir fähig sind, wenn Gott uns nicht in Gnaden bewahrt. Es gibt Leute, die Heilige werden wollten und statt dessen — Mörder wurden, die so tief sanken, wie sie es selbst nie für möglich gehalten hätten.

Doch lassen wir den „bösen“ Cain und wenden wir uns dafür zu einer sympathischeren, lebenswürdigeren Erscheinung im Neuen Testament, ich meine den „reichen Jüngling“. Dieser sogenannte „reiche Jüngling“ war ein Oberster der Juden, der eines Tages zu Jesu kam, Ihm seine Hochachtung bezeugte, indem er sich vor Ihm niederwarf, und Ihn dann fragte, was er tun bzw. getan haben müsse, um ewiges Leben zu erlangen. Dieser Oberste muß ein wirklich vortrefflicher Mensch gewesen sein, denn als der Herr ihm, der ja etwas tun wollte, das Gesetz zur Beobachtung empfahl, konnte er erwidern: „Dieses alles habe ich beobachtet von meiner Jugend an“. Und der Herr sagt kein Wort dagegen. Der Jüngling nahm auch, im Gegensatz zu den meisten seinesgleichen, eine erfreuliche, wenn auch nicht die richtige Stellung dem Herrn gegenüber ein, er bezeugte Ihm vor aller Augen Hochachtung und Verehrung und nannte Ihn „Lehrer“ und „gut“. Er muß auch ein sehr lebenswürdiger, ehrlicher und aufrichtiger Mensch

gewesen sein, denn es wird ausdrücklich erwähnt, daß der Herr „ihn liebte“. Und doch, wie verließ dieser Mann den „guten Lehrer“? Betrübt und traurig ging er fort. Bei all seinen vortrefflichen Eigenschaften, seiner genauen Beobachtung des göttlichen Gesetzes und seinem eifrigen Tun mußte er traurig den Platz verlassen. Viel Gutes hatte er aufzuweisen, aber — das eigene Ich ging ihm über die Person des Herrn, der für ihn wohl ein „guter Lehrer“, aber nicht mehr war. Die eigenen irdischen Güter gingen ihm über den „Schatz im Himmel“, und er scheute das Kreuz und die Nachfolge Christi. Den Himmel konnte er sich nimmermehr auf diese Weise verdienen. Es fehlte ihm jede Erkenntnis über das, was er vor Gott war, es fehlte ihm der Glaube an die Person des Heiligen Gottes und die Liebe zu Ihm, und damit fehlte ihm alles. So verließ er traurig den Platz.

In wie ganz anderer Stimmung verließ dagegen ein armes, sündiges Weib das Haus des Pharisäers, in das sie sich gewagt hatte, um dem Heiland der Sünder zu nahen! Sie hatte nichts Gutes aufzuweisen. Sie konnte nur ihre Sünden und ihre Tränen Dem bringen, der allein ihre große Schuld vergeben konnte. Aber sie glaubte an Den, der da zu Tische lag, und sie liebte Ihn. Sie benetzte die Füße, für die der Pharisäer nicht einmal Wasser gehabt hatte, um sie von dem Staube der Straße zu reinigen, mit ihren Tränen. Sie salbte sie mit der Salbe und küßte sie sehr. Sie brachte nichts an guten Taten — ach! sie hatte ja nichts zu bringen — und sie sagte auch nichts. Es war auch nicht nötig. Der, welcher die verborgenen Gedanken des Herzens kennt, kannte auch ihr

Herz, und Er schickte sie nicht traurig fort. „Deine Sünden sind vergeben. Dein Glaube hat dich errettet; gehe hin in Frieden.“ (Vergl. Luk. 7, 36—50.) Mit diesen Worten konnte sie triumphierend ihre Straße ziehen. Der Himmel lag offen vor ihr. Der Herr des Himmels selbst hatte ihr den Weg bereitet.

Welch ein Unterschied besteht doch zwischen Kain und Abel, zwischen dem reichen Jüngling und der großen Sünderin, zwischen eigenem Tun und einfältigem Glauben! Vor dem Menschen mag das erste groß erscheinen, vor Gott gilt nur das zweite. Für das eigene Tun hat die Heilige Schrift nur Verurteilung, aber groß sind die Denkmäler des Glaubens.

Lieber Freund, laß deine eigenen Meinungen fahren und lausche der göttlichen Botschaft! Für Selbstgerechtigkeit und eigenes Tun gibt es keine Verheißung. Ein gutes Leben, gute Werke, Bußübungen und Gebete bringen keinen Menschen in den Himmel. Aber: „Wer da glaubt, wird errettet werden“ (Mark. 16, 16); „wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben“ (Joh. 3, 36); „wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“. (Joh. 5, 24.)

Diese bestimmten Worte geben jedermann klar und deutlich den Weg an, auf dem man allein in den Himmel kommt. Der Weg ist J e s u s, nichts anderes. „Es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen.“ (Apost. 4, 12.)

Blind und aussätzig und doch glücklich

Ein Mohammedaner, namens Ilaho Bafsch, hatte sich zu Christo bekehrt. Menschlich betrachtet, war er ein überaus elendes Geschöpf. Er war blind und aussätzig. Wunderbar aber trat bei ihm hervor, was der Herr an einer Menschenseele zu tun vermag. Wenn der Psalmist sagt: „Nur auf Gott vertraut still meine Seele, von Ihm kommt meine Rettung“, so ist damit ein Seelenzustand bezeichnet, wie er durch Gottes Gnade jenem Mohammedaner zuteil wurde.

Man hatte Ilaho in ein Aussätzigigen-Asyl aufgenommen und gab seinerzeit folgenden Bericht über ihn:

„Wir haben unter unseren Pflegebefohlenen einen blinden Aussätzigigen, der mehrere Jahre hindurch den Gesang bei unseren Versammlungen geleitet hat, aber nun sein Zimmer nicht mehr verlassen kann. Er benützt die Stille, um Lieder zu dichten zur Ehre des Herrn. Diese Lieder werden nicht geschrieben oder gar gedruckt, aber die anderen Aussätzigigen versammeln sich um sein Bett, lernen die Lieder und singen sie mit Freuden.“

Man denke sich einen solchen armen, blinden Aussätzigigen, der Lieder dichtet zur Ehre des Herrn! Wie ist das möglich? Von Natur steht es mit einem Menschen ja so, daß er murren und klagt, wenn er sich im Elend befindet. Als im Jahre 1882 jemand die Aussätzigigenanstalt besuchte, in der sich jener arme Blinde befand, fand er ihn in einem Zustand, daß

er kaum noch zu seiner Hütte hinauskriechen konnte. Aber was hörte er aus dem Munde dieses Elenden? Er pries und lobte Gott und bezeugte mit großer Freude:

„Seitdem ich vor neunzehn Jahren auf Jesum vertrauen lernte, habe ich keinen Schmerz mehr, weder im Leibe noch im Gemüt.“

Nicht wahr? das ist ein kostbares Zeugnis! Ilaho Bafsch hatte Jesaja 53, 4. 5 in seiner Schönheit erfahren. Er hatte erfassen können, daß Jesus ihn von seinen Sünden und Missetaten befreit hatte. Darum hatte er keine Schmerzen mehr in seiner Seele. Dann aber hatte er auch das erfaßt: „Er hat unsere Leiden getragen, und unsere Schmerzen hat Er auf sich geladen“. Und so war auch Bafsch von seinen leiblichen Schmerzen befreit. Er ruhte mit seinem ganzen Leben im Herrn. Seine Seele vertraute still auf Gott, von Dem seine Rettung kam.

Weiter wurde von ihm berichtet:

„Sein Einfluß auf die anderen Aussätzigen ist außerordentlich groß. Obschon sie gewöhnlich zweimal des Tages Unterricht von irgend einem der Missionare empfangen, meinen doch alle, sie lernten am meisten von Ilaho Bafsch, der nicht müde wird, ihnen dieselben Wahrheiten und biblischen Geschichten immer wieder zu sagen und zu erzählen.“

Und von seinem Heimgang hieß es: „Letzten November ist Ilaho Bafsch heimgegangen. Er starb freudig in dem Glauben, der ihn durch viele Jahre des Leidens getröstet und erhalten hat. Seine Liebe zu Jesu war so groß, daß sie ihm seine vielen einsamen Leidensstunden versüßte...“

In einem solchen Beispiel liegt eine wunderbare

Predigt. Manche gläubige Seelen können sich nicht in die Wege Gottes finden. Mancher kommt aus einer gewissen Verzagtheit nicht heraus. Woran liegt das? Man ist nicht einverstanden mit dem Wege, den Gott für uns hat. Man wünscht sich dies und das anders. Man findet seinen Weg so dunkel. Mit einem Wort: Man ruht nicht in Gottes Liebe.

O das Ruhen in Seiner Liebe! Umstände sein, Ihm das ganze Leben, alle Angelegenheiten zu überlassen! Wissen, wie Er es macht, so ist es immer gut! Stillesein! Freilich, es muß gelernt werden. Aber wie köstlich ist es dann! „Vertrauet auf Ihn allezeit, o Volk! Schüttet vor Ihm aus euer Herz! Gott ist unsere Zuflucht.“ (Ps. 62, 8.)

Weg hat Er allerwegen

In den Tagen des John Knox wurde ein Schotte, namens John Craig, dazu verurteilt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Er saß zu Rom im Gefängnis, doch wurde er gelegentlich einer Demonstration von Aufrührern aus dem Gefängnis befreit. Damit war er aber noch nicht gerettet. Er geriet, von allen Mitteln entblößt, in Gefahr, Hungers zu sterben. Da geschah es eines Tages, als er in großer Not an einer Hecke kniete und betete, daß ein Hund auf ihn zulief und ihm mit freudigem Winseln etwas vor die Füße legte. Es war eine Geldbörse, deren Inhalt Craig in den Stand setzte, seine Flucht glücklich zu vollenden.

Der Regenbogen

Wie hehr erglänzt des Bogens zartes Licht,
Drin Deine Treue, Herr, sich widerspiegelt!
Womit Du einst, nach erstem Weltgericht,
Dein teures Wort hast sichtbarlich besiegelt:

„Nicht mehr in grausen Wasserfluten soll
„Die schuldbelad'ne Erde untergehen;
„Das Herz des Menschen ist des Bösen voll,
„Den Sinn des Herrn wird nimmer es verstehen.

„So lang die Erde steht, will ich fortan
„Ihr Saat und Ernte, Frost und Hitze geben,
„In stetem Wechsel soll den weiten Plan
„Der lichte Tag, die dunkle Nacht umschweben.“

So sprachst Du einst; — und Deinem Worte treu,
Läßt Du uns oft des Friedens Zeichen sehen
Und Deine Lieb' und Treue stets aufs neu'
In seinem siebenfarb'gen Licht verstehen.

In dichten Regenwolken nur erscheint
Das wunderbare, hehre Gnadenzeichen;
So wenn das Herz in tiefer Trübsal weint,
Nahst Du uns, Herr, in Liebe ohnegleichen.

Gleich einem Tor erscheint's am Himmelshaus,
Zum Eingang weit genug und allen offen;
Denn Gottes Gnade schließet keinen aus,
Erfüllt das Sünderherz mit gläub'gem Hoffen.

Ein halber Kreis nur ist's; denn in der Zeit
Hat Gott nicht völlig uns geoffenbaret
Die ganze Fülle Seiner Herrlichkeit,
Die für die Ewigkeit Er aufgesparet.

Doch treten einst in jenen Kreis wir ein,
Hoch über Erdenlast und Leid erhoben,
Dann wird es wie den Träumenden uns sein,
Und Herz und Mund wird ewig Ihn nur loben.

Die Nacht des Gebets

Nachdruck nicht gestattet

Im Hafen der altberühmten einstigen Freien und Hanse-Stadt Danzig lag das große dreimastige Segelschiff „Der Wanderer“ zur Abfahrt nach St. Johns in Nordamerika bereit. Es sollte von dort eine Ladung Petroleum holen. Kapitän Bartels galt als einer der tüchtigsten und unerschrockensten Seeleute der großen Hafenstadt. Trotz seiner Jugend war er reich an seemännischen Erfahrungen aller Art, dabei ein Feind des Alkohols und jeder sonstigen Ausschweifung. Er entstammte einer uralten Seemannsfamilie, deren männliche Glieder als Kapitäne, Lotsenkommandeure oder Hafenkapitäne geachtet und beliebt gewesen waren.

Kapitän Bartels war wegen seiner Tüchtigkeit ungewöhnlich schnell vorwärts gekommen. Obgleich er der jüngste Kapitän der großen Reederei war, deren sechsunddreißig große Segelschiffe auf allen Meeren anzutreffen waren, hatte der Besitzer all dieser Schiffe, der kernige, mit überaus praktischem Blick ausgerüstete Kommerzienrat Linck, gerade ihm sein größtes, schönsten und wertvollstes Schiff anvertraut. Er liebte nüchterne Kapitäne, die ihrer Mannschaft mit gutem Beispiel vorangingen. Für die Bevorzugung war aber noch ein weiterer, vielleicht sogar noch stärkerer Grund vorhanden, und das war die Frau des Kapitäns, deren Vater der Kommerzienrat näher

gekannt und hochgeschätzt hatte. Auch er war Kapitän gewesen, ruhte zur Zeit der Begebenheit aber schon eine Reihe von Jahren im Grabe.

Das Überspringen mehrerer Jahrgänge hätte Kapitän Bartels wohl unter seinen älteren Kollegen manchen Feind gemacht, aber sein junges Weib, deren größte Kraft in ihrer großen, auf wahrer Liebe zu Gott ruhenden Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit gegen ihre Nächsten lag, hatte es verstanden, diese Männer durch Bescheidenheit, Klugheit und ehrliche Freundlichkeit zu gewinnen, anstatt sie durch Stolz und Hochmut zu reizen. Sie kannte nicht nur, sondern beherzigte das Wort der Schrift, das da heißt: „Dem Demütigen gibt Gott Gnade.“ Sie war die echte Tochter ihrer Mutter, die ebenfalls ein entschiedenes Kind Gottes, dazu auch eine echte und rechte Seemannsfrau gewesen war. Als diese einst mit ihrem Mann die erste Seereise antrat, hatte sie sich ohne Vorwissen ihres Mannes die Flügel (Wimpel) von den drei hohen Masten herunterholen lassen und hatte in die Ecke eines jeden Wimpels unter stiller Fürbitte für guten Wind ein großes Kreuz eingenäht. Viele Jahre hatte sie zum Segen für ihren Mann und für andere den Gatten auf seinen Reisen begleitet. Nun tat die Tochter das gleiche.

Die junge Frau Kapitän war eine gebildete, belebte Frau. Aber auch ihr liebstes Buch war und blieb die Bibel. Wurde in ihrer Gegenwart von neu erschienenen Büchern, besonders von Romanen, gesprochen und dieser oder jener Roman oft von ganz Urteilsunfähigen über die Maßen gelobt, dann pflegte sie wohl mit einem gewinnenden Lächeln auf den Lippen zu sagen:

„Na ja, Kinder, mag vielleicht sein! Aber an mein liebes altes, wenn auch schon sehr zerlesenes Bibelbuch, das ich mir von meinen Geschwistern bei der Erbteilung ausgebeten habe, können eure vielgepriesenen, elegant in Goldschnitt gebundenen Romane usw. doch nimmermehr herankommen. Das könnt ihr mir glauben. Ehe diese oft so seichten Romane manchem jungen Menschenkinde den Kopf verwirrten, war das heilige Buch mit seiner hehren Ruhe und seinem köstlichen Inhalt schon jahrhundertlang vorhanden. Wißt ihr, da ist oft in einer einzigen Versreihe mehr Weisheit und Trost zu finden, als in einem ganzen Güterwagen voll eurer gepriesenen Romane. Meine liebe Mutter hat das oft genug gesagt, und die mußte es wissen, denn sie hat in ihren langen Lebensfahrten zur See die Echtheit des Wortes Gottes kennen und erproben gelernt, ganz gleich, ob der Herr in leichtem Windessäufeln zu ihr kam, oder ob der brausende Sturm und die tobenden Wogen sie umdonnerten.“

Sieben Jahre war Frau Bartels nun schon die treue Begleiterin ihres Mannes auf seinen Seereisen gewesen. Sie konnte es, da sie keine Kinder hatte. Auch auf der weiten Fahrt nach St. Johns wollte sie ihren Mann wieder begleiten. Es sollte aber auf Bitten und Drängen seitens ihrer Verwandten und Freundinnen die letzte sein. Die langen, mit unendlich viel Strapazen und Entbehrungen aller Art verbundenen Seereisen waren der Gesundheit der jungen Frau nicht zuträglich gewesen. So hatte sie ihren Geschwistern schon bei der letzten Heimkehr versprochen, keine Fahrt mehr mitzumachen. Obwohl sie aber ihren Mann in Gottes Hut wußte, war sie diesmal von einer an Angst grenzenden Unruhe bei dem Gedanken

erfüllt, zu Hause bleiben zu sollen und ihren Mann allein den großen Gefahren einer sturmreichen Winterreise zu überlassen. Auf alles Abreden und Drängen, auch von seiten ihres Mannes selbst, hatte sie immer nur die eine gleiche Antwort:

„Ich kann mir nicht helfen, diese eine Reise muß ich noch mitmachen. Dieses eine Mal muß ich noch mit. Sagt, was ihr wollt, ich kann nicht anders. Was mich so drängt, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß ich nicht zu Hause bleiben darf.“

„Du hast gewiß irgendeinen dummen Traum gehabt, den du jetzt mit der Reise in Verbindung bringst, Klärchen“, meinte eine ihrer Freundinnen. „Aber wie kann man sich nur durch so was beeinflussen lassen?“

Klärchen schüttelte den Kopf.

„Ich habe keinen Traum gehabt“, versetzte sie in ihrer ruhigen Art, „gebe auch, wie du weißt, im allgemeinen nichts auf Träume, es sei denn, daß ich die bestimmte Empfindung habe, der Traum sei eine Warnung Gottes vor irgendeiner großen Gefahr. Aber, wie gesagt, ich habe nichts geträumt. Dagegen habe ich das klare Gefühl, daß ich meinen Mann unbedingt begleiten muß. Und deshalb fahre ich mit.“

Dabei blieb es. In Begleitung seiner Gattin trat Kapitän Bartels die weite Reise an.

Viele Wochen verflossen. Von dem stolzen „Wanderer“ war noch keine Kunde gekommen. Nach menschlicher Berechnung mußte das Schiff mittlerweile in St. Johns oder wenigstens in der Nähe der Stadt angelangt sein. Da berichtete das Funkentelegramm eines Ozeandampfers, daß man in ziemlicher

Entfernung ein großes, aber völlig mastenloses Segelschiff gesichtet habe, das sich im Schlepptau eines Dampfers befand. Die Schiffe hatten Kurs auf das nicht mehr allzu ferne St. Johns.

Die Beteiligten erfuhren zunächst nichts von diesem Funkentelegramm, und als sie mehrere Tage später davon hörten, dachten sie nicht daran, daß es sich um den „Wanderer“ handeln könne, da die Strecke von Segelschiffen und Dampfern aus aller Herren Ländern befahren wurde. Und doch war das mastenlose Schiff kein anderes als der „Wanderer“.

Kapitän Bartels war wohlbehalten mit seinem „Wanderer“ nach Danzig zurückgekehrt. Das Schiff war mit neuen Masten versehen, und so sah man ihm nicht an, welch schwere Fahrt hinter ihm lag. Über ihre Erlebnisse, besonders darüber, wie Gott sie aus größter Seenot gerettet habe, berichtete Frau Kapitän Bartels einige Tage nach der Heimkehr im Freundeskreise folgendes:

„Unsere Reise war unter dem Schutze Gottes recht gut verlaufen. Wir befanden uns nur noch etwa hundert Seemeilen (1 Seemeile gleich 1852 Meter) von unserem Bestimmungsort, St. Johns, entfernt. Da gerieten wir eines Nachts in das Zentrum eines Zyklons, eines jener bekannten furchtbaren Wirbelstürme, die besonders in Amerika schon so unendlich viel Unheil angerichtet haben. Karl und ich lagen in tiefem Schlaf, denn es war zwischen vier und fünf Uhr nachts und noch rabenfinster. Da klopste es. Vor der Tür stand der Steuermann selbst, ein lieber, aber noch etwas unerfahrener junger Mensch. Er meldete meinem Mann mit aufgeregter Stimme, daß das

Barometer plötzlich ungewöhnlich schnell und tief gefallen sei und auf „Sturm“ stehe.

Mit größter Schnelligkeit erhob sich mein Mann, kleidete sich notdürftig an und eilte an Deck. Auch ich schlüpfte hurtig in meine festen Seekleider und folgte ihm. Obwohl der Sturm erst eben losgebrochen war, sah es auf Deck bereits fürchterlich aus. Von allen vier Windrichtungen fauchte der Orkan über unser schwer stampfendes und schlingerndes Schiff, während unaufhörlich fast haushohe steile Wasserberge mit entsetzlichem Getöse gegen die Schiffswand unseres sich hartnäckig wehrenden „Wanderers“ donnerten. Ringsum schimmerte trotz der noch herrschenden Dunkelheit das Meer milchweiß. Es schien zu kochen. Ich befand mich sicher noch keine fünf Minuten an Deck, als infolge eines besonders schweren und starken Windstoßes, der das Schiff tief auf die linke Seite (Backbordseite) legte, der hohe Vordermast krachend über Bord brach und den Großmast samt dem Kreuzmast (Hintermast) mit sich riß. Daß dabei nicht die gesamte Mannschaft, wir selbst eingeschlossen, ums Leben gekommen ist, war das erste und vielleicht auch das größte Wunder, das der barmherzige Gott uns in dieser schrecklichen Nacht erleben ließ. Aber kein einziger wurde auch nur leicht verletzt. Unser Gott wußte ja, daß wir jetzt jede Hand zur Erhaltung unseres Lebens brauchten.

Nun bestand aber noch eine andere und zwar ebenfalls sehr große Gefahr, die nicht schnell genug beseitigt werden konnte. Die über Bord gegangenen Masten hingen samt den Rahen und dem Takelwerk noch am Schiff fest und rissen es tief auf die linke Seite. Infolgedessen konnten sie das Schiff jeden

Augenblick zum Kentern bringen, was natürlich unser aller Ende bedeutet hätte. Eine weitere große Gefahr war die, daß die schweren Masten und Rahen von den wilden Bogen fortwährend gegen die Schiffswand geschleudert wurden, wodurch ein unheilbares Leck entstehen konnte. Daher galt es, das Tauwerk mit Äxten und Beilen so schnell wie möglich zu kappen. Zu meinem grenzenlosen Schrecken entdeckte ich in diesem Augenblick, daß mein Mann von einer Art Starrkrampf befallen zu sein schien. Mit weit aufgerissenen Augen und scharf zusammengepreßten Lippen stand er da und sah in die dunkle Ferne. Als ich nun im Dämmerlicht erkannte, daß die Matrosen sich kopfschüttelnd ansahen, rüttelte ich Karl derb an den Armen und schrie aus Leibeskräften:

„Karl! Was ist dir? Wach auf! Komm zu dir! Wir kommen sonst um! Die Masten bringen ja das Schiff zum Kentern. Karl! Los! Gib Befehle!“

Meine Worte hatten glücklicherweise den gewünschten Erfolg. Seine Augen verloren den starren Ausdruck. Seine Brust hob sich. Er stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus, schüttelte sich, riß sich erzengerade hoch und schmetterte dann in fast donnerndem Ton los:

„Zimmermann! Bootsmann! Äxte, Beile, Kappmesser her! Jungs! Das Tauwerk kappen! Die Masten müssen vom Schiff frei! Drei Monatsheuern extra für jedermann! Los!“

Inzwischen band er mit dem Steuermann das Ruder fest. Es konnte ja ohne Segel doch nichts mehr nützen. Dann riß er dem Zimmermann eine große Äxt aus den Händen und schlug mit unglaublicher Kraft auf das Tauwerk los. Der Steuermann und

die gesamte Mannschaft, durch dieses Beispiel zu höchster Kraftanstrengung angefeuert, taten Wunder der Todesverachtung; denn das Rappen des Tauwerks war bei der schiefen Lage des Schiffes und wegen der fortwährend über das Deck hinrollenden Sturzwellen mit größter Lebensgefahr verbunden.

Nach einer unendlich mühe- und gefahrvollen Stunde, während der ich in der Kajüte unausgesetzt auf den Knien mit dem Herrn über Leben und Tod im heißen Gebet rang, war das schwere Werk vollbracht, ohne daß es ein einziges Menschenleben gekostet hätte. Das Schiff war von seiner Last befreit und richtete sich wieder auf, wurde allerdings jetzt erst recht ein Spielball der haushohen, kochenden, toben- den Wasserberge. Eine Sturzsee nach der anderen fegte über das Schiff hinweg, sodaß der Aufenthalt auf Deck äußerst gefährlich war. Unter Aufbietung aller Kräfte gelang es, einen Notmast zu errichten und die Notflagge an seiner Spitze zu befestigen, dergleichen starke Taue das Deck entlang zu ziehen, an denen man sich festhalten konnte, wenn eine Veränderung des Platzes nötig wurde. Das Kochhaus war längst von den Wellen über Bord gerissen worden. Wir lebten von Hartbrot, Butter und Konser- venfleisch. Die Aussichten waren trostlos. Kam nicht bald von irgendeiner Seite Hilfe, dann waren wir verloren. Ich selbst hielt mich meist in der Kajüte auf, da ich den Männern oben doch nicht helfen konnte, und flehte unausgesetzt den Herrn um Hilfe und Erbarmen an. Und der gnädige Gott hörte nicht nur mein Flehen, nein, Er erhörte auch. Wie es nun mal meine Gewohnheit ist in besonderen Lagen, schlug ich mit geschlossenen Augen die Bibel auf, in dem Ge-

danke, falls sich auf der rechten Seite oben eine fett oder gesperrt gedruckte Stelle finde, mein ferneres Flehen auf sie zu stützen. Ach! ich weiß, es war kleingläubige Angst, die mich so handeln ließ, aber der Herr antwortete so freundlich, daß ich es heute noch nicht fassen kann. Wie beglückt war ich, als ich oben auf dem Blatt rechts das mir ewig unvergeßlich bleibende Wort las: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir; schaue nicht ängstlich umher, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich, ja, ich helfe dir“!

Ihr könnt es mir glauben, die Tränen verdunkelten mir derart die Augen, daß ich nicht weiterlesen konnte. Statt zu beten, konnte ich nur noch seufzen. Immer wieder drängten sich mir die förmlich vor meinem geängsteten Geist leuchtenden Worte auf die Zunge: „Fürchte dich nicht!“ Allmählich wurde ich aber doch ganz ruhig und fing wieder an, zu beten und den Herrn in Demut an die Erfüllung Seiner Verheißungen zu erinnern. Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Mein Mann sagte mir später, daß er einigemal unten gewesen sei, um nach mir zu sehen, aber mich nicht habe stören wollen und sich still wieder entfernt habe.

So mochten denn etwa fünfeinhalb Stunden vergangen sein, seitdem die drei Masten über Bord gegangen und das steuerlose Schiff wie ein Spielball der Wut der Elemente preisgegeben war. Da nahte die Hilfe des gnädigen Gottes, der mein Flehen erhört hatte. Und diese Hilfe kam in Gestalt eines allerdings noch fernen großen spanischen Dampfers, auf dem man unsere Notflagge gesehen und die schwachen Kanonenschüsse aus unserer kleinen Rettungskanone gehört hatte, die wir, als der Sturm etwas

abflaute, hatten abgeben können. Wie sich später ergab, hieß der Dampfer „Esperancia“. Sein Ziel war, wie das unsrige, St. Johns.“

Die Erzählerin machte eine Pause. Die Erinnerung an die erfahrene Rettung trieb sie, aufs neue Dem einen Dank zu stammeln, der in der Stunde der Not und Gefahr so wunderbar geholfen hatte. Von den Zuhörern wagte keiner, die Stille zu unterbrechen. Nach einigen Augenblicken fuhr Frau Bartels fort:

„Hiermit könnte ich meine Erzählung eigentlich beenden, denn daß wir gerettet worden sind, wißt ihr ja. Doch möchte ich noch eine Sache erwähnen, die sich während des Sturmes ereignet hat.

Wir hatten an Bord einen Matrosen, namens Möller. Er war auch aus Danzig. Seine Urgroßeltern waren getaufte Juden, seine Eltern, die einen ausgedehnten Handel mit Edelfischen betrieben, rechtliche und wohlhabende Leute. Sie hatten nur diesen einen Sohn. Er hatte ihnen viel Kummer gemacht, war ein so leichtsinniger Mensch, daß die Eltern ihn aus dem Hause hatten tun müssen, und fluchte bei jeder nur denkbaren Gelegenheit. Oft hatte ich ihn unter vier Augen gebeten, doch diese Sünde zu lassen, aber es hatte nichts genützt. „Tawoll, Frau Kaptän, is schon recht, aber ich kann nu mal nicht anders.“ Das war seine Antwort auf alle Bemühungen gewesen. Im übrigen war er einer der besten Matrosen an Bord. Während ich nun in der Kajüte zum Herrn schrie, und oben an Deck alles drunter und drüber ging, eine Sturzsee nach der anderen über das Deck hinfegte und alles zertrümmerte, was ihr im Wege war, warf Möller sich plötzlich in Angst und Verzweiflung auf

die Kniee, schrie Gott um Hilfe an und gelobte, nie und nimmer mehr zu fluchen. Und was denkt ihr? Bis zur heutigen Stunde haben wir kein häßliches Wort mehr aus seinem Munde gehört. Möge Gott Sein Werk an dem Manne vollenden!*)

Dem braven Kapitän des spanischen Dampfers sind wir viel Dank schuldig. Unter ungeheuren Mühen hat das fremde Schiff uns nach St. Johns geschleppt, wo wir neue Masten erhielten. Aber schließlich gebührt doch aller Dank und alle Ehre unserem treuen, gnädigen Gott und Vater. Die meisten Menschen mögen ja unsere Errettung durch den Spanier einen sogenannten „glücklichen Zufall“ nennen. Wir wissen es besser. Einzig und allein dem Eingreifen Gottes haben wir den wunderbaren Ausgang zu verdanken. Es war eine

G e b e t s e r h ö r u n g.

Und damit schloß die gläubige, tapfere Seemannsfrau ihren Bericht. D. B.

„Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist!“

Erlaube mir, ein paar Worte mit dir zu sprechen, der du in der Welt bist. Wenn ich sage: „in der Welt“, so meine ich: verwickelt in ihre Bestrebungen, ihren Ehrgeiz, ihre Vergnügungen, ihre

*) Es darf hier hinzugefügt werden, daß Möller wirklich ein anderer Mensch geworden ist, sodaß er wieder von seinen Eltern ins Haus aufgenommen wurde. Darüber, ob er sich von Herzen zum Heiland bekehrt hat, ist leider nichts Bestimmtes zu sagen.

Religion. Hast du schon darüber nachgedacht, wie das alles einmal enden wird? Der lieblichste Traum, die schönste irdische Hoffnung gehen dahin. Weise diese Gedanken nicht von dir! Höre mich einige Augenblicke an. Dein ewiges Heil steht auf dem Spiel. Und, lieber Freund, glaube mir, mein einziger Beweggrund, mich in dieser Weise an dich zu wenden, ist die Hoffnung, daß der Herr die schwachen Worte segnen und in dein Herz dringen lassen möge, um dich dahin zu bringen, Jesum als deinen Heiland anzunehmen, als Den, der dein Leben erlösen will von der Grube.

Vielleicht bist du noch jung, fröhlich und sorgenlos. Vielleicht bist du von allem umgeben, was das Leben angenehm macht, und du denkst vielleicht mit vielen: „Es ist noch Zeit genug — Zeit genug, mich mit diesen Dingen zu beschäftigen, wenn ich alt geworden bin und die Welt keinen Reiz mehr für mich hat — Zeit genug, wenn's ans Sterben geht.“ Doch sterben nicht auch junge Leute? O du Gedankenloser, willst du zu Christo kommen, wenn alles, was du hast und bist, im Dienst des Teufels verzehrt ist? Willst du, solange du dich des Lebens und blühender Gesundheit erfreust, den Gedanken an die Ewigkeit verlachen und die, die sich um dein Seelenheil sorgen und dich warnen, spottend abweisen mit der Bitte, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern? O sieh dich vor! „Gott läßt sich nicht spotten.“ „Jetzt ist die wohlangelehnte Zeit, jetzt ist der Tag des Heils.“

Eine andere Frage: Ist die Welt das wert, was du für sie zahlst? Gibt sie dir wirkliches Glück, wirklichen Frieden, wirkliche Freude und wirkliche Ruhe?

Weit entfernt! Sie verspricht dir das alles nicht einmal. Sie gibt dir sogenannte Vergnügungen, die, wenn du sie gekostet hast, eine tiefe Leere in deinem Herzen zurücklassen. Du wirst nicht immer jung bleiben. Die Dinge um dich her werden den Glanz, den sie für das Auge der Jugend haben, einmal verlieren. Mühen und Beschwerden werden sich einstellen, denn Gottes Wort sagt: „Der Mensch ist zur Mühsal geboren“. (Hiob 5, 7.) Davon bleibt niemand verschont. Und dann wirst du finden, wenn du es vorher nicht getan hast, wie leer und nichtig die Freuden dieser Welt sind.

Gott sagt auch: „Die Welt vergeht“. (1. Joh. 2, 17.) Auch du, lieber Leser, wirst vergehen. Wohin führt dein Weg, wenn du diese Erde verläßt? In den Himmel oder in die Hölle? Siehst du nicht die ungeheure Gefahr, in der du schwebst? Hat der Teufel dich mit seinen Einschläferungsmitteln so fest einge-
 lulst? Erwache! Reib dir den Schlaf aus den Augen, damit du klar unterscheiden kannst! Du bist vielleicht durchaus moralisch, lebenswürdig, vielleicht sogar ein treuer Kirchgänger, aber — ohne Christum, ein Verächter der Gnade. Du wendest ein: Ich habe aber Christum niemals verworfen. Hast du Ihn denn als deinen Heiland angenommen? Wenn nicht, dann bist du noch in deinen Sünden und ein Verächter der Gnade und des dir angebotenen Heils. Gott unterscheidet nur zwei Klassen von Menschen, solche, die Jesum annehmen, und solche, die Ihn verwerfen.

Gewiß ist der freundliche Ruf des guten Hirten: „Komm!“ auch schon an dein Ohr gedrungen. Aber da hast du es nicht gemacht wie der Zöllner Levi, von dem wir im Evangelium lesen: „Und alles verlassend,

stand er auf und folgte Ihm nach“. Doch noch immer tönt die Einladung: „Komm!“ aus dem Munde des Heilands. Wie geflissentlich und beharrlich du Ihm auch den Rücken gewandt haben magst, Er ist noch nicht müde geworden, dich zu locken und zu rufen. Er lädt alle ein. Zu dem Weibe von Samaria sagte Er: „Gehe hin, rufe deinen Mann“. Er sagte das, um sie an ihre Sünden zu erinnern und ihr zu zeigen, wie sehr sie eines Heilands bedurfte. Aber Er fügt sogleich hinzu: „und komm hierher“.

O mein Freund, wenn du die Liebe kenntest, die in Jesu Herz für dich ist, du würdest keinen Augenblick mehr zögern, zu Ihm zu kommen. Wenn du doch heute die rechte Entscheidung treffen wolltest! Die Welt, in der du lebst, hat den Gesalbten Gottes gekreuzigt und verachtet und verwirft Ihn noch immer. Aber es wird ein Tag kommen, an dem Gott die Welt für die Ermordung Seines Sohnes richten wird. Beharrst du auf deinem gegenwärtigen Wege, so wirst du einst mit der schuldigen Welt dein gerechtes Urteil empfangen.

Vielleicht aber bist du in der Torheit deines Herzens zu stolz, dich niederzubeugen und anzuerkennen, daß du gleich Levi und der Samariterin eines Heilands bedarfst. Du wünschest dich selbst zu retten, oder möchtest doch etwas zu deiner Rettung beitragen. Aber bedenke, daß das ewige Leben eine *G n a d e* Gottes ist. (Röm. 6, 23.) Du kannst nichts tun, um dich selbst zu erretten. Alle deine guten Werke, Gebete und Kirchenbesuche helfen dir nichts. Nur Christus kann retten. Ihr Hochmütigen, steigt herab von dem hohen Sitze eurer vermeintlichen guten Werke, und wendet euch zu der einen wahren Le-

bensquelle! Hört, was Gott von euch sagt: „Jeder Hochmütige ist Jehova ein Greuel; die Hand darauf! er wird nicht für schuldlos gehalten werden“. (Spr. 16, 5.) Ein Greuel für Gott! Denke darüber nach, du Stolzger, und demütige dich, bevor es zu spät ist. Komm als ein verlorener Sünder, denn „Er kam, zu suchen und zu erretten was verloren ist“.

„Dieser nimmt Sünder auf!“ Komm, wie du bist, zu Ihm, und du wirst einen Empfang erleben wie der verlorene Sohn im Gleichnis. Du wirst das süße Bewußtsein der Vergebung all deiner Sünden empfangen und die Liebe eines Heilands. Er will dir Freund und Berater sein, und du sollst Ihn, wenn du ermüdest, kennen lernen als den „Schatten eines gewaltigen Felsen in lechzendem Lande“. Er will auch selbst kommen, dich zu holen, oder auf andere Weise dich zu sich nehmen, damit du da seiest, wo es „keine Trauer und kein Geschrei“ mehr gibt, und wo du dann mit allen Erlösten die verheißene Krone tragen und singen wirst: „Dem, der uns liebt und uns von unseren Sünden gewaschen hat in Seinem Blut“. (Offbg. 1, 5.)

Ich habe dir heute Leben und Tod vorgelegt. Was willst du wählen? Antworte nicht: Ich will über diese Dinge nachdenken. Das flüstert dir der Teufel zu. Höre nicht auf ihn! Er hat sich als ein Lügner erwiesen von dem Augenblick an, wo er zu dem Menschen in Beziehung trat, und er hat seinen Charakter noch nie verleugnet. Wende ihm den Rücken und nimm Gottes Gnadenangebot an, jetzt, noch ehe du diese Schrift aus der Hand legst! Solltest du aber Seine Gnade verwerfen, so bist du selbst verantwortlich für die Folgen. Dein Blut ist auf deinem Kopfe.

Nie wirst du sagen können: Ich bin nicht gewarnt worden.

„Sehet nun zu, daß nicht über euch komme, was in den Propheten gesagt ist: „Sehet, ihr Verächter, und verwundert euch und verschwindet“.“ (Apstgtsch. 13, 40. 41.)

Ein schlagender Beweis

Ein Inder, namens Salim, so erzählt der Missionar Leupolt in seinen „Erinnerungen“, fuhr mit zwei Brahminen in einem Boot den Ganges hinab und wurde von diesen heftig angegriffen, weil er ein Christ geworden war.

„Was weißt du, unwissender Bursche, von deiner eigenen Religion und vom Christentum? Was hat dich bewogen, die Religion deiner Väter aufzugeben?“ so drangen sie auf ihn ein.

„Was ihr da sagt von meiner Unwissenheit, Lehrer, ist ganz wahr. Ob ich aber töricht gehandelt habe, indem ich den Götzendienst aufgab, das ist ein anderes Ding. Ich hatte einen ganz prächtigen Gott in meinem Hause. Er war fein gearbeitet und hatte mich viel Geld gekostet, denn der Mann, der ihn gemacht hatte, war ein Künstler, und ich bezahlte ihn anständig. Ich diente meinem Gözen nun viele Jahre lang, obgleich er mich nie segnete. Aber seht hier, ihr Herren. Geseht, ich hätte meinen Gott hier im Boot und nähme ihn in meine rechte Hand und in die linke diesen kleinen Hund, und würfe sie beide in den Ganges, was würde aus ihnen werden?“



Die Brahminen schwiegen, aber die anderen Bootsinsassen antworteten:

„Natürlich müßte der Gott, der aus Stein besteht, zu Boden sinken, der Hund aber würde ans Ufer schwimmen.“

„Also ist der Hund“, versetzte Salim, „größer als der Gott, denn jener kann sich selber retten, was

dieser nicht kann. Verlangt also nicht von mir, ihr gelehrten Herren, daß ich einem Gott diene, der unter einem Hunde steht. Nein, ich will nicht länger einen Stein verehren, sondern ich will Den anbeten, der die ganze Welt und was darin ist gemacht hat. Ich bete den Herrn Jesus Christus an, der für mich gestorben ist, und Ihm allein will ich dienen.“

Träber der Welt und wahres Glück

Sie beiden unzertrennlichen Freunde Karl und Bernd waren gern gesehene Gäste in den Wirts- und Billardräumen des Wirtes M. in M., wo sie ihre freien Abende unter Spiel und Scherz zu verbringen pflegten. Ihre Art und ihr Auftreten, sowie ihre oft geistreichen und witzigen Bemerkungen brachten Leben in die Gesellschaft. Der Wirt sah nicht sauer dazu, denn die Freunde sorgten dafür, daß die Gäste nicht zu früh aufbrachen, und er hatte den Vorteil davon. Die beiden allerdings mußten im Grunde genommen die ganze Zeche bezahlen. Was nützte es ihnen, daß man ihr Unterhaltungstalent und ihren Geist lobte? Das kitzelte freilich der natürlichen Eitelkeit, aber der lange Aufenthalt im Wirtshaus kostete sie ihr Geld, ja, mehr als das, es kostete sie den häuslichen Frieden, und noch mehr, er war ein Grund mit, daß sie sich immer weiter von Gott entfernten und immer unglücklicher wurden. O Satan läßt sich die Vergnügungen, die er bietet, teuer bezahlen. Hinter dem lachenden Anlitz verbirgt sich oft genug ein blutendes Herz, und so war

es auch hier. Niemand vertrauten die Freunde an, wie es in ihrem Innern aussah; sie verschlossen ihre tieferen Gefühle sogar voreinander.

Auf diesem Wege würden die beiden Männer sich wohl heute noch befinden, wenn der gute Hirte ihnen nicht nachgegangen wäre und sie als verlorene Schafe in den Dornen der Welt aufgesucht hätte. Dazu aber war es für beide nötig, Wege geführt zu werden, die der Natur nicht gefielen.

Unerwartet wurde Karl ernstlich krank und kam ins Krankenhaus. In einem großen Saal lag er mit vielen anderen Leidenden und Seufzenden zusammen, er selbst ein Leidender, der innerlich seufzend der Dinge harrete, die nun über ihn kommen würden. Sein gepriesener Geist und Witz erwiesen sich in dieser Lage als gar wenig nützlich. Sie vermochten weder ihn selbst noch andere aufzuheitern, die wohl der Aufbesserung bedurft hätten.

Die erste Untersuchung war nicht geeignet, seinen Mut zu heben. Die Ärzte sprachen sich nicht aus und antworteten auf sein Fragen nichts weiter als: „Mut behalten!“ Es folgten einsame Stunden. Besondere Enttäuschung bereitete Karl der Umstand, daß niemand von seinen Freunden nach ihm sah, auch der lebenswürdige Wirt nicht, ja, nicht einmal sein Freund Bernd. Er schien von allen Menschen verlassen zu sein. Als nun gar einige seiner Leidensgefährten ihm offen zu verstehen gaben, daß bereits mehrere Patienten, die an der gleichen Krankheit wie er gelitten hatten, im Krankenhaus gestorben seien, da war das Maß voll. Dunkel lag die Zukunft vor ihm. Wenn er nun sterben mußte? Dann kam die Ewigkeit mit allem, was sie in ihrem finsternen Schoß

barg. Was würde aus seiner unsterblichen Seele werden? Sein vergangenes Leben mit seinen vielen Sünden und Verfehlungen trat anklagend vor seine Seele. Und je länger er über die Vergangenheit nachdachte, desto länger wurde die schwarze Liste.

Auf dem Tischchen neben seinem Bett lag, wie überall im Krankenhaus, eine Bibel. Aber er hatte nicht den Mut, sie zu öffnen. Es grauste ihm vor der Erwartung, in dem Buche sein Urteil von seiten eines heiligen Gottes zu finden. Seit seiner Schulzeit hatte er keine Bibel mehr in Händen gehabt. Als er aber mehrere Kranke in stillen Stunden in dem heiligen Buche lesen sah, wagte er endlich doch, danach zu greifen. Was er las, erfüllte ihn zunächst mit Verwunderung. Daß die Bibel Gottes Wort war, ja, sein mußte, wurde ihm gar bald klar. Kein Mensch hätte aus sich heraus derartiges schreiben können. Das Leben und Sterben Jesu machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Erstaunt war er, in dem Buche so viele reiche Trostworte zu finden. Aber konnten die ihm gelten, ihm, der in seinem ganzen Leben nicht nach Gott und Gottes Wort gefragt hatte? Da war die Rede von Gerechten, die getröstet und ermuntert wurden. Aber war er nicht alles andere als ein Gerechter? Ja, er war ein Sünder. Wie sollte er da, wenn nun der Tod und danach das Gericht kam, vor dem göttlichen Richter bestehen? Bei diesem Gedanken bemächtigte sich seiner tiefe Niedergeschlagenheit, und er wünschte, es käme jemand, der ihn unterwiese, wohin er sich wenden solle mit seiner Sündenlast.

Ein Jünger Jesu hörte von dem schwerkranken Mann, der so viel in der Bibel las und so bekümmert aussah. Er besuchte den Kranken und verkün-

digte ihm in einfachen Worten das Evangelium von dem Heil Gottes, das in Christo Jesu erschienen ist.

Wie lauschte Karl, als er vernahm, daß das Werk des Herrn Jesus, vor fast 2000 Jahren am Kreuz von Golgatha vollbracht, groß und wirkungsvoll genug sei, um ihn aus einem verzagten, gebeugten Sünder zu einem glückseligen Gotteskinde zu machen. Jesus war ja für Sünder gestorben. Wer im Glauben an Seinen Opfertod Ihn annimmt als seinen Heiland und Sündenträger, der empfängt Vergebung aller Schuld und ewiges Leben. So bezeugte klar und deutlich Gottes Wort. Der freundliche Besucher zeigte ihm die Stellen. Als Karl die Worte las, fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Er glaubte, und damit zog tiefer Friede in sein gequältes Herz ein. Er wußte jetzt, daß seine Sünden vergeben waren, getilgt durch Jesu Blut.

Die innere Umwandlung hatte den besten Einfluß auf das Befinden des Kranken. Er starb nicht, sondern konnte schon bald als Geheilte das Krankenhaus verlassen, gesund nach Leib und Seele, ein glücklicher Mensch, der mehr als einmal bezeugte: „Ich bin so überglücklich, daß ich wohl jedem auf der Straße sagen möchte, was Gott an meiner Seele getan hat, und daß ich der Vergebung meiner Sünden gewiß bin“.

Bald nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus traf er mit Bernd und seinen anderen Freunden zusammen. Alle beteuerten ihm, wie sie sich freuten, ihn wiederzuhaben, und wie er vermißt worden sei im alten Stammlokal. Ihr Erstaunen war maßlos, als sie aus seinem Munde vernahmen, daß das Wirtszimmer bei N. ihn nicht mehr wiedersehen werde,

da er den breiten Weg der Welt und ihrer Freuden verlassen habe und nunmehr begehre, mit anderen Gläubigen den schmalen Pfad zum Himmel zu gehen. Es fehlte nicht an Bemühungen, ihm seine „verrückten Ideen“ auszutreiben, und auch nicht an Spott und Hohn, daß er sich jetzt den Frommen angeschlossen habe. Besonders sein Freund Bernd konnte sich nicht genügen in abfälligen, häßlichen Bemerkungen. Er vor allem machte überall kund, welch alberne Schrullen Karl sich in den Kopf gesetzt habe. Alles dies kümmerte den Jungbekennten indes wenig, so leid ihm auch das veränderte Benehmen seines Freundes tun mochte. Er ging still seinen Weg, und sein Herz war und blieb glücklich im Genuß des Friedens, den die Welt nimmermehr zu geben vermag.

Die mit Karl vorgegangene Umwandlung hatte auf Bernd einen tieferen Eindruck gemacht, als er sich selbst eingestehen mochte. Zwar war äußerlich zunächst keine Änderung bei ihm wahrzunehmen. So wie Karl fortfuhr, für ihn zu beten, so fuhr er fort, in seinem Reden den einstigen Freund als geistlos und übergeschnappt zu bezeichnen. Und trotzdem tönte manchmal eine Stimme in seinem Innern, die ihm zuraunte: „Karls Weg ist besser als der deinige. Jedenfalls scheint er glücklicher zu sein, als du bist.“ Sich diese Tatsache gestehen zu müssen, war ihm recht ärgerlich, und um keinen Preis hätte er sie dem „Frommen“ verraten. Er wollte sich doch nicht lächerlich machen vor aller Welt. Freilich, sein Leben etwas umzustellen, konnte nicht schaden. Der Aufenthalt im Lokal des Wirtes N. kostete Geld, und zugleich litt das Verhältnis zu seiner Frau darunter.

In dieser Zeit kehrte ein ebenso unerwarteter wie gefürchteter Gast in dem Hause Bernds ein, und zwar in Gestalt einer bösen, ansteckenden Krankheit. Das einzige, etwa sechsjährige Söhnchen des Ehepaares wurde von dieser Krankheit erfaßt. Es war ein liebes, anhängliches Kind, der Sonnenschein des Hauses. Mit zärtlichster Liebe hingen die Eltern an ihrem blondlockigen Liebling. Es war daher dem Vater doppelt schwer, von dem behandelnden Arzt hören zu müssen, er dürfe, falls er es nicht vorziehe, eine Zeitlang nicht zur Arbeit zu gehen, für die Krankheitsdauer nicht im Hause wohnen bleiben. Die Verfügungen betreffs ansteckender Krankheiten sind in Amerika sehr streng. Es wurde sofort eine Anschrift am Hause angebracht, die Fremden das Betreten desselben verbot.

Dem Vater war es nicht möglich, sich von seinem schwerleidenden Kinde zu trennen. Er setzte mit der Arbeit aus und blieb daheim. Nur der Arzt durfte die Wohnung betreten. Auch die Mutter durfte nicht ausgehen, um Lebensmittel einzukaufen. Das Nötige wurde ihnen von Bekannten besorgt und draußen vor die Tür gestellt.

Schwere Tage und Wochen folgten. Der Zustand des kranken Kindes gab nur wenig Hoffnung auf Genesung. Was die armen Eltern in dieser Zeit litten, ist nicht zu sagen. Sie kamen sich vor als von Gott und Menschen verlassen. Viele Tränen flossen, „und sie hatten keinen Tröster“. Und doch war Einer da, der der Armen in Gnade und Erbarmen gedachte. Es war Der, welchem sie bisher den Rücken gekehrt, und für dessen Nachfolger sie nur Spott und Verachtung gehabt hatten.

Die Mutter von Berns Frau war ein wahres Kind Gottes. Mit Ingrimme hatte Bernd mehr als einmal feststellen müssen, daß der „fromme“ Karl geradeso sprach, wie die Schwiegermutter während ihres Besuchs in seinem Hause gesprochen hatte. In Leidenstagen aber lernt man über manches anders denken. In den guten Tagen hatte Bernd sich geärgert, wenn er die Schwiegermutter in ihrer Bibel lesen sah. Jetzt dachte er: Solltest du nicht auch einmal zur Bibel greifen? Neben der großen Langeweile war es ihm oft so trostlos und elend zumute. Da erhoffte er von dem Lesen der Bibel einen wohlthätigen Einfluß. Er sowohl wie seine Frau bedurften so sehr der Ermunterung. So gaben sie sich daran, nach der Bibel zu suchen. Es mußte eine im Hause sein. Dafür hatte die Mutter gesorgt. Nach längerem Suchen fanden sie das bisher so verachtete Buch inmitten wertloser Gegenstände und begannen zu lesen. Vieles von dem, was da geschrieben stand, verstanden sie nicht. Vieles dagegen redete so deutlich zu ihren Herzen und Gewissen, daß ihnen gar bald klar wurde, welch ein großer Abstand war zwischen ihnen und dem allmächtigen Gott: Er heilig und rein, sie sündig und unrein.

Während solche und ähnliche Gefühle in ihren Herzen wach wurden, erinnerten sie sich daran, was ihr früherer Hausfreund Karl ihnen erzählt hatte, daß er nämlich in seiner Not im Krankenhause, von all seinen Freunden verlassen, ebenfalls angefangen habe, die Bibel zu lesen, und wie es ihm geholfen habe. Sie befanden sich jetzt in einer ähnlichen Lage. Da es mit ihrem Kinde immer schlimmer wurde, beschloßen sie, neben dem Lesen gemeinsam zu Gott zu

beten und Sein Erbarmen anzurufen, nicht allein für ihr Kind, sondern auch für sich selbst.

Da starb ihr sonniger Knabe. Mit ihm ging ein Stück ihres Herzens dahin. Sie konnten die Tatsache nicht fassen. War das Gottes Antwort auf all ihr Rufen und Flehen? Hatte es jetzt überhaupt noch Zweck zu beten? Daß Satan sich in diesen Tagen aufmachte, um Zweifel und Mißtrauen in die Herzen der Eltern zu senken, braucht uns nicht zu wundern. Unter quälenden Fragen und Gedanken vergingen die Stunden. Da kam die alte gläubige Mutter zu Besuch. Sie empfingen sie unter heißen Tränen. Aber anstatt mit ihnen zu weinen, blieb sie ganz ruhig. Sie dankte sogar, zu dem kleinen Verstorbenen sich wendend, Gott dafür, daß Er das Kind heimgeholt habe und sie gewiß sein dürfe, es bei Jesu wiederzufinden. Es war den beiden unfaßbar, wie man Gott für den Tod eines so lieben Kindes danken könne. Aber die Mutter sagte ihnen, daß Gott den Kleinen zu sich genommen habe, um dadurch auch die Eltern zu sich zu ziehen. Besser, ein geliebtes Kind bei Jesu zu wissen, als es später im Leben einen Weg der Sünde gehen zu sehen, der, wie ihr eigener Weg, in der Verdammnis enden müsse, wenn Gott nicht in der Zeit der Gnade eine völlige Umkehr bewirke.

Die Worte der glaubensstarken Frau fanden ein Echo in den Herzen der Eltern. Sie vermochten sich der Wahrheit des Gesagten nicht zu verschließen. Wohl folgten noch schwere, innere Kämpfe. Aber sie führten Bernd und seine Frau zum endgültigen Sieg. Beide lernten Gottes Wege verstehen und am Ende dafür danken. Beide brachen vor Gott zusammen, fanden Vergebung ihrer Sünden in Christi Blut

und lernten mit König Hiskia sagen: „Zum Heile ward mir bitteres Leid“. (Jes. 38, 17.)

Ein neues, unzerreißbares Band umschlang fortan die Herzen der Kinder mit der gläubigen Mutter, und mit ihrem Freunde Karl vermochten sie von nun an den schmalen Pfad des Glaubens zu wandeln. Das Alte war vergangen, und alles war neu geworden. In ihrem tiefen Schmerz war ihnen das wahre Glück aufgegangen.

„Der Engel Jehovas lagert sich um die Her, welche Ihn fürchten.“

Ein württembergischer Pfarrer auf dem Schwarzwald wurde einmal — es ist schon viele Jahre her — zu einem sterbenden Bauern gerufen, der ihm bis dahin nur durch seine Roheit und Gottlosigkeit bekannt war. Der Sterbende schien in großer Sündennot zu sein. Er sagte, er müsse ein Bekenntnis ablegen, sonst könne er nicht ruhig sterben. Auf die Aufforderung des Pfarrers, sein Herz zu erleichtern, berichtete er folgendes:

„Sie wissen, was für einen Lebenswandel ich geführt und wieviel Anlaß ich der Öffentlichkeit gegeben habe, Argernis an mir zu nehmen. Dies gab mir unser Schultheiß vor einiger Zeit in einer Weise zu verstehen, die meinen Stolz aufs tiefste verletzte, sodaß ich ihm blutige Rache schwor. Ich beschloß, ihn zu ermorden. Eines Morgens, als ich ihn allein zur Amtsstadt gehen sah, nahm ich mir vor, am Abend meinen bösen Vorsatz in die Tat umzusetzen. Um die Zeit, da ich dachte, daß er heimkommen würde, paßte ich am

Wege auf. Als ich ihn schließlich in der Ferne erblickte, legte ich mich, mit einem derben Prügel bewaffnet, in ein Kornfeld am Wege, mit der Absicht, hinterrücks über ihn herzufallen und ihn niederzuschlagen. Der Schultheiß kam. Leise erhob ich mich, um meine ruchlose Tat auszuführen. Aber erschrocken prallte ich zurück. Dem Schultheiß schritten, was ich vorher gar nicht bemerkt hatte, zwei Begleiter zur Seite. Trotzdem folgte ich den Männern, in der stillen Hoffnung, die Begleiter möchten vielleicht einen anderen Weg einschlagen, sodaß ich immer noch Gelegenheit haben würde, meinen Rachedurst zu kühlen. Aber sie wichen ihm nicht von der Seite bis zum ersten Hause unseres Dorfes. Da sah ich sie auf einmal nicht mehr, und nun kam mich ein solcher Schrecken an, daß ich beinah' zu Boden gesunken wäre. Ich hatte seitdem keine Kraft mehr, meinen argen Plan auszuführen, und jetzt, wo ich sehe, daß mein letztes Stündlein naht, habe ich auch keine Ruhe mehr. Ich muß die Sache bekennen und den Schultheiß um Verzeihung bitten. Das ist der Grund, weshalb ich Sie habe rufen lassen."

Soweit der sterbende Bauersmann.

Der Pfarrer hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als zum Schultheiß zu gehen, den er als wahrhaft gottesfürchtigen Mann kannte, und ihm die wunderbare Geschichte zu erzählen.

„Nicht wahr, mein lieber Schultheiß“, begann er, „er ist an dem und dem Tage in der Amtsstadt gewesen?“

„Das bin ich“, lautete die Antwort. „Aber wie kommen Sie darauf, gerade nach diesem für mich so wichtigen Tage zu fragen?“

„Wichtig? Wieso?“

„Das will ich Ihnen sagen. Ich fühlte mich an diesem Tage gedrängt, nach Beendigung meiner Amtsgeschäfte sofort nach Hause zu gehen. Als ich aber an das Feld kam“ — der Erzähler beschrieb nun dem Pfarrer genau das Feld, in welchem sein Feind auf ihn gelauert hatte — „befiel mich plötzlich eine ungeheure Angst. Es lag ein Druck auf meinem Herzen, wie ich ihn noch nie gefühlt hatte. Ich konnte nicht anders, als immerfort beten und zum Herrn seufzen, bis ich an das erste Haus unseres Dorfes kam. Da schwand die Angst so plötzlich, wie sie gekommen war, und fröhlich ging ich nach Hause.“

Darauf erzählte der Pfarrer dem Schultheiß, was er von dem Sterbenden gehört, und wie Gott Seine Engel gesandt hatte, um ihn zu bewahren. Wie es dem Schultheiß bei dieser Erzählung zumute wurde, läßt sich leicht denken. Welch ein wunderbarer Gott war doch sein Gott! Die beiden Männer begaben sich darauf zu dem Sterbenden, und an seinem Lager verlebten sie noch eine Stunde, deren die Engel im Himmel sich freuten.

Es ist in der Tat ein unschätzbares Vorrecht, in allen Lagen und Gefahren seine Zuflucht zu dem starken und hilfsbereiten Gott nehmen zu dürfen. Im Laufe der Jahrtausende haben Gläubige immer wieder erfahren, wie Seine Engel sich um die her lagern, welche Ihn fürchten. Es ist heute nicht anders.

Es bleibt ewig wahr,
Gott ist und heißet wunderbar.
Ein Fels ist Er. Wer auf Ihn traut,
Hat auf den rechten Grund gebaut.

„Ist dieser nicht ein Brandstift, das aus dem Feuer gerettet ist?“

[Sach. 3, 2]

Die folgende Begebenheit bildet eine gute Illustration zu den obenstehenden Worten, die vor mehr als zweitausend Jahren von dem Engel des Herrn Satan zugerufen wurden, als er als Ankläger eines von Gott begnadigten Menschen auftrat. Möge die ernste Geschichte in dem noch unbekehrten Leser ein tiefes Gefühl von seiner eigenen Sündhaftigkeit und Schuld wachrufen, ihn aber auch zur Erkenntnis der allen Verstand übersteigenden Gnade eines Heiland-Gottes bringen, der „kein Gefallen hat an dem Tode des Gesetzlosen, sondern daß der Gesetzlose von seinem Wege umkehre und lebe“! (Hes. 33, 11.)

N. war Schweizer von Geburt, aber in Savoyen in Frankreich als Glied einer armen, katholischen Familie aufgewachsen. Das gänzliche Fehlen christlicher Grundsätze in seinem Elternhause, sowie die völlige Verwahrlosung der Kinder brachten in N. schon früh die entsprechenden Früchte hervor. Er wurde ein eigenwilliger, lügenhafter Junge. Man sagt oft: „Wer lügt, der stiehlt auch“. So war es mit N. Kaum acht Jahre alt, begann er zu stehlen, zuerst

einen Laib Brot, dann Obst aus Garten und Weinberg, dann Holz aus dem Walde und Werkzeug vom Hofe des Gutsbesizers. Da er durchweg erfolgreich war bei seinen bösen Streichen, wagte er mehr und mehr, bis sein Herz gänzlich verhärtet war, und er sich zu einem der berühmtesten und schlimmsten Diebe der ganzen Gegend entwickelte. Er bekannte später, daß sein Leben von Jugend auf eine ununterbrochene Kette von Schlechtigkeiten gebildet habe. Von ihm konnte in besonderer Weise gesagt werden: „Alles Gebilde der Gedanken seines Herzens ist nur böse den ganzen Tag“. (1. Mose 6, 5.)

So lebte R. fort, bis er die Vierzig überschritten hatte — ein verhärteter, die Hölle verdienender Sünder, ein für das Feuer bestimmtes Brandscheit, das nur noch die Gnade Gottes dem Verbrennen entreißen konnte. Und Gott stand im Begriff, dies in wunderbarer Weise zu tun.

Im November 1848 wurde in Genf ein alter Mann von 84 Jahren in seinem Hause, nahe der Stadt, ermordet aufgefunden. Der Verdacht fiel sogleich auf R., der wenige Wochen zuvor im Gefängnis gewesen war, weil er diesem alten Mann, bei dem er damals arbeitete, eine Uhr und eine Börse gestohlen haben sollte. Mangels klarer Beweise war er dann schließlich freigesprochen worden. Seitdem aber hatte man ihn heftige Drohungen gegen den Alten ausstoßen hören: er werde sich an ihm rächen und ihn töten. Man hatte ihn auch zur Zeit des Mordes um das Haus schleichen sehen. Er wurde von neuem verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Da er indes hartnäckig leugnete, zugleich aber viele Beschuldigungen anderer Art gegen ihn vorlagen, dauerte es lang, bis

das Gericht zu einer Entscheidung kommen konnte. N. saß nicht weniger als achtzehn Monate in Untersuchungshaft.

Während dieser Zeit wurde er von einem treuen Boten des Evangeliums besucht. Herzliches Mitleid mit dem armen, wie ein Heide unwissenden Manne bewegte Herrn B., seine anfänglich völlig ergebnislosen Besuche fortzusetzen, bis N. anfing, dem Worte Gottes zu lauschen. Der Geschichte von Jesu Liebe konnte auf die Dauer selbst dieser verhärtete Sünder nicht widerstehen. Seit seinem zehnten oder elften Lebensjahr hatte er den Namen Gottes nur in Flüchen und Lästerungen aussprechen hören und selbst ausgesprochen. Jetzt hörte er zum erstenmal, daß Gott Liebe ist, und daß dieser Gott der Liebe nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er vernahm, daß es auch für die schlimmsten Sünder, für solche, wie er war, Heil und Rettung gebe, ja, daß Gott selbst das Rettungswerk vollführt habe, indem Er Seinen eingeborenen, geliebten Sohn für Sünder in den Tod gab. Das herrliche Evangelium begann Wert für ihn zu bekommen. Da er in seiner Jugend nicht lesen gelernt hatte, holte er das jetzt mit Hilfe seines freundlichen Besuchers nach und fing an, die Bibel zu lesen. Sein Gewissen wachte auf. Er sah das Böse, das in ihm war. In dem untrüglichen Lichte des Wortes Gottes erkannte er, daß sein ganzes Leben mit Sünde und Schande befleckt war. Viele seiner Verbrechen, die ihm zur Last gelegt wurden, und auch viele, die nur ihm und Gott allein bekannt waren, gestand er freimütig. Nur über den Mord an dem alten Manne schwieg er auch jetzt noch beharrlich. So ging ein ganzes Jahr dahin, bis end-

lich das Gericht ihn zum Tode verurteilte, da der Augenschein völlig gegen ihn war.

Welche Mühe macht der Mensch Gott doch! Es mußte bis zum Äußersten kommen, ehe N. völlig zusammenbrach. Ein gewaltiger Kampf entbrannte in seinem Innern. Sichtlich war Gottes Geist bemüht, das steinerne Herz zu erweichen. Die Freunde, die N. besuchten, fanden ihn oft weinend in seiner Zelle. „Es ist nicht der Tod, den ich fürchte“, gestand er dann, „sondern das furchtbare Gericht eines heiligen Gottes, den ich so sehr durch mein sündiges Leben erzürnt habe. O die Sünde, die Sünde! Sie lastet schwerer auf mir als ein Berg. Die Hölle ist eine schreckliche Wirklichkeit!“

Endlich, endlich wurde er durch die Gnade befähigt, auch den Mord einzugestehen. Er legte ein rückhaltloses Geständnis ab. Von diesem Augenblick an ging ein wunderbarer Wandel mit dem Manne vor. Sein Gewissen war zur Ruhe gebracht, und jetzt konnte sich sein Herz auch der völligen Vergebung seiner vielen Sünden freuen. Er hatte Frieden mit Gott durch das teure Blut, das auch für seine blutige Schuld auf Golgatha geflossen war. Aus dem verstockten Sklaven der Sünde war ein befreites, glückliches Kind Gottes geworden, dessen Freude bis zum Ende hin nicht nur nicht mehr getrübt werden sollte, sondern das auch noch ein kraftvolles Zeugnis ablegen durfte von der wunderbaren Erlösung, die in Christo Jesu ist.

Man schlug ihm vor, ein Gnadengesuch an die Regierung zu richten. Er tat es, obwohl mit Zögern. Einem seiner Besucher, der ihn dadurch zur Absendung des Gnadengesuchs zu veranlassen suchte, daß

er ihm sagte, es könnten, wenn der schreckliche Augenblick der Hinrichtung da sei, wohl noch Zweifel und Befürchtungen über ihn kommen, antwortete er:

„Ich fürchte mich nicht, denn meine Kraft kommt ja nicht von mir selbst. Ich fühle, daß Er, der ein gutes Werk in mir angefangen hat, es in Seiner Gnade auch vollenden wird.“

Tatsächlich wurde das Gnadengesuch abgelehnt und das Todesurteil bestätigt. Als ihm das Schreiben überbracht wurde, sagte er still:

„Ich habe es so verdient. Gottes Wille geschehe! Ich bin bereit.“

Danach kamen einige Augenblicke der Beunruhigung und des Schmerzes über ihn, aber bald gewann der Friede wieder die Oberhand. Zu einigen Freunden, die ihn in diesen Tagen besuchten, sprach er mit tiefem Grauen von seinem verübten Verbrechen. In Verbindung damit rühmte er das Wundertun des Herrn an ihm und drückte schließlich seine Freude aus, zu dem Gott aller Gnade, der ihn durch das Blut des eigenen Sohnes errettet hatte, hingehen zu dürfen. Wahrlich, der Tod war nicht länger der König der Schrecken für ihn.

Zu einem Freunde, der ihn einen oder zwei Tage vor der Hinrichtung besuchte, sagte er:

„Es ist das Wort „a l l e r“ in 1. Johannes 1, 7, das mich tröstet. O wie glücklich bin ich, daß es heißt: „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von a l l e r Sünde“!

Darauf erzählte er dem Freunde aus seinem dunklen Leben.

„Jetzt aber“, fügte er hinzu, „ist das alles vorüber. Gott hat mir a l l e s vergeben. Er hat mich in

reichem Erbarmen zu sich gezogen, und ich darf in Frieden und Freude abscheiden. Es gibt ein Gleichnis im Worte Gottes, das mich besonders rührt. Es ist das, wo das Reich der Himmel mit einem Netz verglichen wird, das ins Meer geworfen wurde und Fische von jeder Gattung zusammenbrachte. Ja, auch ich bin ins Netz gegangen, aber der Herr, dessen Name gepriesen sei in Ewigkeit, mußte mich tief unten vom Boden des Meeres heraufholen.“

Seine letzte Nacht auf Erden war gekommen, und mehrere seiner christlichen Freunde verbrachten sie auf seine Bitte mit ihm. Er hörte kaum auf, von seiner Freude zu reden, die stündlich zu wachsen schien. Noch einmal hielt er Rückschau auf sein Leben, aber nur, um von neuem die Gnade zu rühmen, die ihn von so großem Tode errettet hatte, und die ihm von Stunde zu Stunde unfaßbarer wurde.

„Ich bin eigentlich glücklicher daran als Ihr“, sagte er unter anderem. „Ihr werdet vielleicht noch viele Jahre auf dieser Erde zu verbringen haben, in denen Euch Kampf und Leid nicht erspart bleiben wird. Ihr möget auch noch Krankheit und Schmerz vor Eurem Ende durchzumachen haben, während ich in wenigen Stunden in den Armen meines Heilandes ruhen werde.“

Darauf ließ er den Blick durch die Zelle schweifen und fuhr dann fort:

„Dieser Ort ist ein Ort des Segens. Wie viele Erbarmungen sind mir hier zuteil geworden! Den größten aller Reichtümer habe ich in dieser kleinen Zelle gefunden. O ich bin reicher als irgend jemand!“

Wiederholt lasen die Freunde Abschnitte aus

Gottes Wort mit ihm, darunter das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Da rief er tief bewegt:

„Das ist ganz für mich. Ja, das ist in Wahrheit meine Geschichte!“

Gegen vier Uhr morgens wurde von jemand an die Tür geklopft.

„D“, rief R. aus, „wenn es wäre, um mich zu holen, so möchte ich sagen: Gott selbst ist es, der an die Zelle klopft und sagt: „Komm, R., ich warte auf dich“. Er hat lange, lange an meine Herzenstür geklopft, aber ich elender Mensch war nicht willig, Ihm zu öffnen.“

Der Tag graute, die Abschiedsstunde rückte heran, und seine Worte wurden ernster.

„Wieviele Vorzüge habe ich in diesem Raume genossen“, sagte er. „Ich möchte keine Stunde weniger hier zugebracht haben. Jeder Winkel erinnert mich an Segen. Mein Heiland selbst ist hier eingetreten. Es ist eine gesegnete Zelle. Mögen die, die sie nach mir betreten, die gleichen Erbarmungen finden, die ich hier gefunden habe! D vergeßt nicht, daß Nr. 39 eine Segenzelle ist!“

Man riet ihm, auf dem Wege zur Richtstätte seine Augen von der Menge wegzuwenden, die den Platz, wo er sterben sollte, umringen würde, und sie allein auf seinen Heiland im Himmel gerichtet zu halten.

Er nickte zustimmend.

„Ich habe ein Verbrechen begangen“, sagte er in tiefem Ernst, „für das ich die gerechte Strafe tragen muß. Ich verdiene diesen Tod hundertfach für alle meine Sünden. Alles, um was ich Gott in dieser Stunde bitte, ist, daß Er allen, die heute Zeugen mei-

nes Endes sein werden, bei ihrem Ende einen gleich kostbaren Frieden gewähren wolle.“

Ein wenig später sagte er:

„Es ist mir, als sei ich nicht mehr in der Welt. Mein Herz lebt schon im Himmel. Nichts, nichts kann mich mehr aufhalten. Es verlangt mich, meinen Heiland zu sehen.“

Dann kamen die Männer, die ihn zur Richtstätte führen sollten. Er begrüßte sie mit den Worten:

„Seid ihr es, meine Freunde? Ich habe auf euch gewartet. Wie froh bin ich! Gott kommt, um mich heimzuholen.“

Dann reichte er den treuen, weinenden Gefährten seiner letzten Stunden zum Abschied die Hand: „Warum weint ihr? Weinet doch nicht! Ich gehe ja zu meinem Heiland“, und sich an die Henker wendend, sagte er fest: „Ich bin bereit!“

Die Hände auf den Rücken gebunden, schritt er der Richtstätte zu. Zwei Freunde begleiteten ihn, ihn auf dem Wege mit Worten der Schrift stärkend. Sein Gang war fest und schnell. Auf seinem Antlitz lag ein Schein von überirdischer Freude, und seine ganze Haltung drückte einen solchen Frieden aus, daß viele der Zuschauer, die die Quelle seiner Freude nicht kannten, es für den unbeugsamen Trotz hielten, den er vor dem Gerichtshof gezeigt hatte. Am Fuße des Schafotts nahmen seine zwei Freunde Abschied von ihm. Noch einmal drückte er ihnen seine Freude aus, zum Herrn gehen zu dürfen. Dann bestieg er festen Trettes die Stufen, und wenige Augenblicke später verließ seine befreite und erlöste Seele ihr irdisches Haus, um in die Freude und den ewigen Sonnenschein der Gegenwart des Herrn einzugehen. Der

ehemalige Räuber und Mörder war bei Jesu, der auch seine Schuld in jenen furchtbaren Stunden der Finsternis auf dem Kreuz getragen hatte.

War er nicht wirklich ein „Brandscheit, das aus dem Feuer gerettet ist“, ein Siegeszeichen der alles erneuernden, wiederherstellenden Gnade und Liebe Christi? Wahrlich, angesichts solch überwältigender Gnadenerweisungen mag man wohl mit dem Apostel ausrufen: „O Tiefe des Reichtums, sowohl der Weisheit als auch der Erkenntnis Gottes! Wie unausspürbar sind Seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist Sein Mitberater gewesen? Oder wer hat Ihm zuvorgegeben, und es wird ihm vergolten werden? Denn von Ihm und durch Ihn und für Ihn sind alle Dinge; Ihm sei die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.“ (Röm. 11, 33—36.)

Das Lied in der Schlacht

Der Mobilmachungsbefehl im Jahre 1866 zum Kriege gegen Österreich war erfolgt und hatte die Bewohner des Ortes B. in Westfalen in nicht geringe Aufregung versetzt. Die gedienten jungen Leute und die wehrfähige Jugend fanden sich bald zusammen, und obwohl ein Gestellungsbefehl noch nicht vorlag, war man doch eines Sinnes, mit aller Kraft am Kriege teilzunehmen und den Feind zu schlagen. Das Auge der älteren ruhte mit Wohlgefallen auf den meist kräftigen, gesunden Burschen, die ihren Mut schon in mancherlei Kaufereien bewiesen hatten. Angst hatte eigentlich keiner. Dem, der sein Leben fürs Vaterland ließ, konnte es ja auch

nicht schlecht ergehen; der kam doch bestimmt in den Himmel. Dieser Ansicht war auch der Ortspfarrer; wenigstens sprach er so.

„Auf einem weißen Schimmel
Reiten die Soldaten in den Himmel“,

so sangen die Burschen, als sie dem Ruf zur Fahne folgten.

Auch ich hatte meinen Gestellungsbefehl erhalten. Bald hieß es Abschied nehmen von der geliebten Mutter.

„Wenn du nun im Kriege fällst, was dann?“ fragte sie mich.

„Nun, dann geht's in den Himmel. Das kann doch nicht anders sein. Wir lassen ja das Leben für die Brüder.“

Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Ich halte mehr von folgendem Sprüchlein“, versetzte sie: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das sei mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd' eingehn“.

Die Worte trafen mich sehr. Sie schienen mir in der Tat eine sicherere Grundlage zu sein, als die Sache mit dem weißen Schimmel. Doch bald schwanden alle ernstesten Eindrücke in dem Trubel und der Aufregung der folgenden Tage. Einen Strauß am Hut, so ging's mit vielen anderen dem Gestellungs-ort zu, und nicht lang nachher waren wir mitten im Kriegsgetümmel.

Es war frühmorgens. Die große Schlacht bei Königgrätz hatte begonnen. Die Kanonen donnerten, Adjutanten sprengten hin und her, Befehle überbringend. Noch stand unsere Kompagnie in Bereitschaft.

Unser als gottesfürchtiger Mann bekannter Hauptmann v. Bülow, der spätere Minister, hielt vor der Front. Es waren Augenblicke voller Erwartung. Eine gewisse Aufregung hatte sich wohl unser aller bemächtigt. Das war ja auch kein Wunder angesichts einer blutigen Schlacht. Auf einmal stimmte ein Soldat das den meisten von uns bekannte alte Kirchenlied an:

Ich armer Mensch, ich armer Sünder
 Steh hier vor Gottes Angesicht.
 Ach Gott, o Gott, verfahr gelinde,
 Und geh nicht mit mir ins Gericht.
 Erbarme dich, erbarme dich,
 Gott, mein Erbarmen, über mich!

Die ganze Kompagnie sang mit, außer einigen Katholiken, denen das Lied fremd war. Der Hauptmann wehrte nicht. Es war eine ergreifende Szene, und manches Auge wurde feucht. Dann kam der Befehl zum Angriff. Der Tod hielt reiche Beute. Neben mir sanken Kameraden tot oder verwundet zu Boden. In dem Gefühl, vielleicht auch bald vor Gottes heiligem Angesicht erscheinen zu müssen, ergriff mich große Angst. Es wurde mir ganz klar, daß ich auf keine andere Weise vor Gott würde bestehen können, als auf dem Boden von Christi Opfertod und in dem Kleide der göttlichen Gerechtigkeit. Mein Leben, meine vielen Sünden standen erschreckend vor meinen Blicken. Was hatte ich Gutes aufzuweisen? Ich war ewig verloren, wenn ich also starb. Schrecklich tobte die Schlacht, aber noch schrecklicher tobte es in meinem Innern. Unaufhörlich schrie ich zu Gott: „Erbarme dich, erbarme dich, und geh nicht mit mir ins Gericht!“ So gingen die Stunden dahin. Unablässig klopfte ich an die Gnadentür, doch darf ich wohl sa-

gen, daß ich meine Pflicht als Soldat dabei nicht versäumt habe. Plötzlich überkam mich ein tiefer Friede. Glück und Freude erfüllten Herz und Gewissen. Ich hatte das bestimmte Bewußtsein: Wenn Gott dich jetzt abruft, so gehst du in die Herrlichkeit. Jesu Blut hat alles gut gemacht. Am Kreuz auf Golgatha ist auch deine Sache mit Gott geordnet worden. Lob und Dank erfüllten meine Seele. Je länger die Schlacht anhielt, desto sicherer wurde mir alles. Gott hatte sich in Gnaden über mich erbarmt und jenes Lied vor der Schlacht dazu benutzt, mich aufzurütteln aus dem Sündenschlaf und aus meiner falschen Sicherheit. Als ein glückliches Kind Gottes kehrte ich zur Mutter zurück.

Heute bin ich 88 Jahre alt und habe durch Gottes Gnade stets an dem festhalten können, was ich vor sechzig Jahren mitten im Kampfgetümmel erfahren habe. Aus Gnaden errettet durch den Glauben an Jesum Christum, der auch für mich am Kreuze gestorben ist, weiß ich, daß mein Weg zu Ihm führt.

Wolf Skin's Rache

Rache, Rache! Das war der Gedanke, der das Herz Wolf Skin's, des kupferfarbigen Pelzhändlers, erfüllte, als er auf einsamem Waldpfade der Hütte von Patrick Murphy Macpherson, dem Iren, zueilte. Wolf Skin sah in diesem Augenblick erschreckend aus in seinem Grimm und dem Rachedurst, der ihn erfüllte. Im allgemeinen war er ein ruhiger Mann, der friedlich seinem Gewerbe nachging. Die Glanzzeit des Indianertums war ja längst vorüber. Sie beschritten weder den Kriegspfad noch ver-

übten sie die Heldentaten, von denen die bekannten Indianerbücher berichten. Verrittene weiße Polizei bewachte die Prärie und sorgte für Ordnung in den Indianer-Reservaten der Vereinigten Staaten. Aber trotz der damit verbundenen Gefahr und des Ab-ratens seiner Landsleute hatte Wolf Skin noch einmal sein altes Kriegskleid hervorgeholt, hatte den seltsamen Kriegsschmuck angelegt, seine Flinte gereinigt und sich in diesem Aufzug auf den Weg gemacht, um den falschen Tzen zu strafen, der ihn durch höhnende Worte beleidigt und ihm eines seiner schönsten Felle gestohlen hatte.

Wolf Skin hatte erst zwei Meilen durch den Wald zurückgelegt, und die Strecke, die vor ihm lag, war noch weit. Es dämmerte bereits. Da stieß er unvermutet auf eine große Bärin mit zwei Jungen. Erschrocken wich er zurück, faßte sich aber schnell und eilte, eines der Jungen beiseite stoßend, vorwärts. Doch da nahte die alte Bärin, durch den Klagelaut des Jungen gereizt, und drang ungestüm auf den Indianer ein. Im Halbdunkel strauchelte Wolf Skin, glitt aus und schlug mit dem Kopf an einen Felsblock — bewußtlos blieb er liegen. Beim Fallen entglitt die Flinte seiner Hand und entlud sich. Fast im gleichen Augenblick schlug der Bär seine Pranken in des Indianers Bein, ließ aber, erschreckt durch den Flintenschuß, wieder los und ging schnuppernd um die ausgestreckte Gestalt herum.

Es war Abend. Herr Jackson, der junge Indianer-Missionar, war aus der Nordkolonie seines Bezirks zurückgekehrt und streifte mit seinem Pferd durch den Wald, als ein Flintenschuß die Stille unterbrach.



. . . . Beim Fallen entglitt die Flinte seiner Hand und entlud sich. Fast im gleichen Augenblick schlug der Bär seine Pranken in des Indianers Bein, ließ aber, erschreckt durch den Flintenschuß, wieder los und ging schnuppernd um die ausgestreckte Gestalt herum. . . .

„Was ist das?“ fragte er sich erstaunt. „Vermutlich ein später Jäger, und zwar in allernächster Nähe!“

Er stieg vom Pferde, band es an einen Baum und drang durch das Buschwerk. Er brauchte nicht weit zu gehen, bis er einen Indianer, schutzlos einem schwarzen Bären preisgegeben, am Boden liegen sah. Der Schreck lähmte Jackson einen Augenblick die Glieder, doch sich schnell ermannend, hob er seine Büchse und feuerte. Der Bär taumelte und fiel. Er war zu Tode getroffen. Jackson trat zu dem Bewußtlosen und erkannte das Gesicht Wolf Skin's, des ihm wohlbekannten Prärie-Originals.

„Auf dem Kriegspfade?“ sagte er verwundert. „Was hat das zu bedeuten?“

Er legte dem Indianer den Kopf höher und rief ihn an.

Langsam öffnete Wolf Skin die Augen und blickte umher. Aber sogleich schlossen die schweren Lider sich wieder.

„Wach auf, Wolf Skin! wach auf!“ rief der Missionar aufs neue.

Bei Nennung seines Namens kehrte das Bewußtsein des Indianers zurück. Er richtete sich ein wenig in die Höhe und bemühte sich, sich zu setzen. Jackson kam ihm zu Hilfe. Da lag der Bär tot vor ihm, und die Jungen irrten klagend umher. Mit Anstrengung sprach der Indianer:

„Weißer Mann gut, sehr gut! Weißer Mann Indianer helfen, Rache nehmen.“

„Schon recht, schon recht, Wolf Skin“, versetzte der Missionar. „Denke jetzt nicht an Rache! Du bist von den Krallen des Bären böse zugerichtet.“

Ich will dir auf mein Pferd helfen und dich zu meiner Hütte bringen.“

„Weißer Mann sehr gut, sehr gut!“ war die Antwort.

Jackson hob ihn aufs Pferd, und während er den Verwundeten beim Reiten stützte, führte er das Tier sorgfältig einige Meilen weit durch den Wald. Mit gewaltiger Willensanstrengung hatte der Indianer sich aufrecht gehalten, aber als sie an der Blockhütte ankamen, verließen ihn die Kräfte. Auf's neue fiel er in Ohnmacht. Jackson trug ihn hinein und bettete ihn auf ein bequemes Lager. Dann untersuchte er vorsichtig die Wunde, reinigte und verband sie und gestand sich dabei, daß seine Hände für die nächste Zeit mehr als genug zu tun haben würden.

Nach einiger Zeit kehrte das Bewußtsein des Verwundeten zurück, aber von dem Blutverlust und der gehaltenen Aufregung erschöpft, sank er bald in einen festen Schlaf.

Am nächsten Morgen bereitete der Missionar seinem Gast ein Frühstück, prüfte noch einmal die Wunde und erneuerte den Verband.

„Weißer Mann gut! Weißer Mann gut! Weißer Mann Bär töten! Weißer Mann auch töten Irländer!“ sagte Wolf Skin.

Bei dem Wort Irländer horchte der Missionar auf.

„Was ist mit dem Irländer, Wolf Skin? Was hat der Irländer dir getan?“ fragte er freundlich.

Da öffnete der rote Mann dem Missionar sein Herz und erzählte ihm von der Beleidigung und dem Diebstahl des Iren. Jackson hörte ruhig zu. Als der Indianer seinen Bericht mit der Bitte schloß, ihm

bei der Bestrafung des Iren behilflich zu sein, legte Jackson ihm die Hand begütigend auf die Schulter.

„Rege dich nicht so sehr auf, Wolf Skin. Laß die Abrechnung für einen anderen Tag und versuche jetzt an Besseres zu denken. Du darfst so lang bei mir bleiben, bis du wieder marschieren kannst.“

Die Aufgabe, die der junge Missionar sich gestellt hatte, war schwer. Es war fast unmöglich, zugleich Arzt und Pfleger zu sein, Nahrung zu bereiten, Haus und Pferd zu versorgen, und dabei auch seiner Arbeit an einem Volke nachzugehen, das über eine Fläche von hundert Quadratmeilen zerstreut wohnte.

Jackson ritt daher an einem der nächsten Tage zu seinem zwei Meilen entfernt wohnenden Nachbar Mc. Bride*) und vereinbarte mit diesem, daß sein ältester Sohn John bei dem Indianer bleiben solle, während er selbst seinen anderweitigen Pflichten oblag.

Seit dem Missionar das Geheimnis von des Indianers Kriegszug bekannt war, wußte er, was er zu tun hatte. Ein Höherer hatte ihm diesen Mann zugeführt. Er mußte die Gelegenheit benutzen. Bis dahin hatte er nur selten öffentliche Ansprachen gehalten. Er zog es vor, sich zu den Leuten zu setzen und ihnen aus dem Herzen zu erzählen, was er selbst erfahren hatte. Vielleicht war es diese einfache Art, die Wolf Skin's Vertrauen gewann. Er hatte ein aufmerksames Ohr für alles, was der Missionar sagte. Nacht für Nacht sprachen sie von den Dingen, die nicht das Irdische, sondern das Ewige betreffen.

Zwei Wochen waren so vergangen. Jackson wa-

*) spr. : Mäck Breid.

ren sie bei der angespannten Tätigkeit schnell verflogen, aber dem Indianer däuchten sie eine lange, lange Zeit. Er hatte dem Evangelium gelauscht, und nach und nach hatten die Begebenheiten, die sein Rachegefühl so stark geweckt hatten, anderen Bildern und Vorstellungen Platz gemacht. Er hatte von einem „Friedenspfade“ gehört und hatte eine Wegspur erblickt, die in ein glückliches Land führt. Sein Herz klopfte und seine Augen strahlten, während er gespannt achtgab auf das, was der Missionar über die wunderbaren Taten und Worte Jesu sagte. Als aber Jackson von den bitteren Leiden sprach, die der Herr hatte erdulden müssen, wie Er verhöhnt und verspottet und ans Kreuz geschlagen worden war, und wie Er dabei noch für Seine Feinde gebetet hatte, da ergriff es Wolf Skin bis in die Tiefen seiner Seele.

„Uff! Uff!“ rief er aus, „Jesus sehr gut! Jesus sehr gut! Jesus braver Mann, Jesus braver als Indianer! Indianer es schwer finden, zu lernen.“

Eines Abends kehrte der Missionar spät von seinem Tagewerk heim. Er fand John McBride damit beschäftigt, das Abendbrot zu bereiten. Aber von dem Indianer war nichts zu sehen.

„Was? Ist der Vogel ausgeflogen? — Doch nein, die Flinte ist ja noch da! Aber wo ist das Bärenfell?“

Der Junge wußte keine Antwort. Er schien unruhig und verlegen zu sein. Als Jackson dies bemerkte, fuhr er in beruhigendem Tone fort:

„Nun sage mir doch, John, was hat das zu bedeuten? Du richtest in aller Seelenruhe das Abendessen zu. Erwartest du den Mann denn zurück?“

„Allerdings, Herr Jackson! Ich schaue schon seit

Stunden nach ihm aus. Er sagte, er wolle nur einen kurzen Gang machen, und werde bald zurück sein. Ich dachte, da er sein Bein jetzt seit zwei Tagen wieder gebrauchen kann, es würde ungefährlich sein, ihn allein gehen zu lassen. Doch jetzt fürchte ich fast —“

„Nun, laß uns zunächst essen, und dann wollen wir sehen, was zu tun ist.“

Während die beiden beim Mahl saßen und plauderten, wurde plötzlich die Tür aufgestoßen, und herein traten der Indianer und der Irländer, der letztere heiß und erregt.

„Bei allen Heiligen, Missionar“, rief er, „der rote Mann ist schlau. Ich bin im Begriff, Holz einzufahren, als der Indianer hinter mir vom Baum springt. Wie war ich erschrocken! Er sagte, Sie brauchten Kartoffeln und gaben mir diese schwarze Bärenhaut in Tausch dafür. Aber was liegt mir daran? Ich kann ein Duzend solcher Häute haben.“

Bevor Jackson antworten konnte, sagte der Indianer ruhig:

„Nein, nein, weißer Mann! Indianer sehr listig. Indianer Irländer in eine Falle locken wollen. Indianer wünschen, Irländer von Missionar lernen.“

Da verstand Jackson.

„He, Pat, wo ist das Fell, das du von Wolf Skin gestohlen hast?“ fragte er ernst.

Der Irländer, außer sich vor Erstaunen, wurde abwechselnd blaß und rot. Er stotterte und stotterte, schnappte nach Luft und schwur sich bei allen Heiligen. Er rief den Namen seiner alten Mutter an und spie in die Hand zum Beweise seiner reinen Seele.

„Spare dir deine Worte, Patrick Murphy Macpherson“, sagte der Missionar. „Der Augenschein ist

gegen dich. Du bist beobachtet worden, als du das Fell nahmst, und ich kenne dich zur Genüge, um zu glauben, daß du eines Diebstahls fähig bist. Dieser Indianer war auf dem Wege, sich an dir zu rächen. Er hatte aber einen Unfall, und ich behielt ihn zwei Wochen bei mir. Da hat er zum erstenmal die Dinge gehört, die du auf deiner Mutter Schoß gelernt haben solltest. Er versucht jetzt, die schwerste aller Lektionen zu lernen, und wünscht seinem Feinde zu vergeben. Besinne dich, Macpherson! Gesteh deine Schuld, bitte den Indianer um Vergebung, und werdet Freunde!“

Der Irländer war wie betäubt. Diese Erklärung benahm ihm alle Fassung. Aber schließlich — Gnade war besser als Rache. Sobald er zu dieser Erkenntnis gekommen war, fand er auch seine Sprache wieder und rief nun in überschwenglichen Worten den Segen aller Heiligen auf den Indianer und den Missionar herab. Er schwur ewige Freundschaft. Er gelobte, sein Leben für den Roten einsetzen zu wollen, und beendigte seine Rede damit, daß er den Indianer auf den Rücken klopfte und ihm die Hand schüttelte.

Zum erstenmal saßen Macpherson und Wolf Skin friedlich beim Abendbrot zusammen. Es war ein Friedensmahl, bei dem sich alle freuten: der Irländer, weil ihm vergeben war, der Indianer, weil er den größten Sieg, den Sieg über sich selbst, errungen hatte, der Missionar, weil seine Arbeit nicht vergeblich gewesen war, und der junge McBride, weil er seinen Schulkameraden eine wunderbare Geschichte erzählen konnte.

Plötzlich erhob sich der Indianer, dehnte seine Brust, drehte sich einmal nachdenklich um sich selbst und sprach dann:

„Indianer die Geschichte seiner Väter lernen. Roter Mann umso stärker sein, je mehr Skalpe er gewinnen, denn die Kraft des Toten in Lebenden übergehen. Rache machen stärker roten Mann. Indianer auch Geschichte von weißen Mann haben gelernt. Indianer am stärksten sein, wenn er sich selbst bezwingen — wenn er Feind vergeben, wie Jesus Feind vergeben.“

Bei diesen Worten strahlte sein dunkles Gesicht vor Freude.

Als sechs Monate später von den gläubigen Ansiedlern in Badger's Creek eine kleine Holzkirche erbaut wurde, befand sich unter den Männern, die auf Grund ihres Glaubensbekenntnisses in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurden, auch Wolf Skin, der Indianer. Die Arbeit des Missionars hatte gute Frucht getragen. Wieder einmal hatte die Liebe gesiegt, die Liebe Christi, die Sein Diener zu üben sich bemüht hatte, vor allem aber die Liebe, die in der wunderbaren Geschichte Dessen zutage tritt, der der Quell aller wahren Liebe ist, und der am Fluchholz starb, „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

Mein Stellvertreter

Als Schußknabe bot sich mir ein Anblick, der mir zeitlebens unvergeßlich bleiben wird. Ich sah, wie ein Mann, an einen Wagen gebunden, vor den Augen der Menschen durch die Straßen geschleppt wurde. Sein Rücken war zerschlagen und blutete von Geißelhieben. Er büßte für eine schmachvolle Tat.

Büßte er für viele Vergehungen? Nein, für ein Vergehen. War einer in seiner Vaterstadt, der sich angeboten hätte, die Strafe mit ihm zu teilen? Nein, er, der die Tat begangen hatte, mußte die Strafe auch allein tragen. So hatte das Urteil eines veränderlichen, menschlichen Gesetzes gelautet, denn es war das letztemal, daß eine solche Strafe verhängt wurde.

Später, als Student, hatte ich einen anderen Anblick, den ich ebenfalls nicht vergessen kann. Ein Mann wurde zum Tode geführt. Seine Arme waren gefesselt, sein Gesicht war blaß wie der Tod. Tausende von neugierigen Augen waren auf ihn gerichtet, als er aus dem Kerker trat.

Bot jemand ihm an, an seiner Statt zu sterben? Trat ein Freund herzu, der seine Fesseln gelöst und gesagt hätte: „Legt sie mir an, ich will für ihn sterben“?

Nein, er war dem Urteil des Gesetzes verfallen, und er mußte es tragen. Für viele Übertretungen? Nein, wiederum für eine Übertretung, und zwar — für den Diebstahl einer Geldbörse! Er hatte das Gesetz in einem Punkte gebrochen und starb dafür. Auch in diesem Falle war es das Urteil eines menschlichen, dem Wechsel unterworfenen Gesetzes, denn es war das letzte Beispiel, daß für ein solches Vergehen die Todesstrafe über einen Menschen verhängt wurde.

Ich hatte noch einen dritten, für mich unvergeßlichen Anblick. Ich sah mich selbst als Sünder am Abgrund stehen, verloren, nichts als die Hölle verdienend. Für eine Sünde? Nein, für viele, viele Sünden, begangen gegen das unveränderliche Gesetz Gottes.

Doch wiederum schaute ich, und was sah ich?
 O ich sah Jesum, an m e i n e r S t a t t gezeißelt und
 — zum Tode geführt. Am Kreuz hing Er, im Gericht
 für m e i n e Schuld. Ich schaute und weinte und —
 empfing Vergebung. Frei und umsonst ging ich aus.
 Ein Anderer, der mich geliebt und unendliches Er-
 barmen mit mir gehabt hatte, hatte das ganze furcht-
 bare Gericht, das nach dem Urteil eines unveränder-
 lichen, göttlichen Gesetzes über mich verhängt war,
 auf sich genommen. Er hatte alles, alles erduldet,
 und ich — o ich durfte frei ausgehen. Was anderes
 als tiefe Dankbarkeit konnte mein Herz erfüllen?

Und ich muß es dir sagen, teurer, unbekehrter
 Leser: Auch d i c h liebt dieser Eine. Auch für d i c h ist
 Er am Fluchholz gewesen, und Sein Blut genügt,
 um deine vielen, vielen Sünden zu sühnen. Auch
 für d i c h schlägt Sein Herz in demselben unendlichen
 Erbarmen. Er w i l l dich retten. Willst du nicht auf
 Ihn blicken und Heil und Frieden aus Seiner Hand
 empfangen?

Warum ward der Reine zur Sünde gemacht?
 Geschah's nicht dem S ü n d e r zu gut?
 Zu tilgen auch d e i n e unzählbare Schuld,
 Vergoß Er Sein kostbares Blut.

Er kam nicht, G e r e c h t e zu suchen, herab,
 Den S ü n d e r nur ladet Er ein,
 Und wär' deine Schuld auch noch doppelt so groß,
 Sein Blut macht von allem dich rein.

Ein Freund erzählte mir von einem Manne in
 Paris, einem ehemaligen Stallknecht. Bis in sein Al-
 ter hatte dieser Mann gedankenlos und gleichgültig
 dahingelebt. Während einer ersten Krankheit aber
 war er zu dem Bewußtsein erwacht, daß er ein Sün-

der sei. Er fürchtete sich, so wie er war zu sterben. Der Pfarrer, zu dem er sandte, wurde endlich des Besuchens überdrüssig, da er ihm alles gesagt hatte, was er selbst von dem Wege des Heils wußte. Eines Sonntags aber nach der Predigt kam die Tochter des Kranken zu ihm und bat:

„Sie müssen noch einmal mit mir gehen, Herr Pfarrer. Ich darf nicht ohne Sie zu meinem Vater zurückkehren.“

„Ich habe ihm nichts Neues mehr zu sagen“, sagte der Pfarrer, „doch warten Sie, ich kann die Rede, die ich gehalten habe, mitnehmen und sie ihm vorlesen.“

Der Sterbende erwartete den Pfarrer in großer Seelenangst. Er dachte an seine vielen Sünden und zitterte in dem Gedanken, wohin sie ihn bringen mußten.

„Mein Freund“, sagte der Pfarrer, „ich will Ihnen den Vortrag, den ich soeben gehalten habe, vorlesen. Zuerst lese ich den Text: „Um unserer Übertretungen willen war Er verwundet“. Nun hören Sie . . .“

„Halt!“ sagte der Sterbende, „i c h h a b ' s , i c h h a b ' s ! Lesen Sie nicht weiter. Er war verwundet für **meine** Übertretungen. Das ist genug.“

Bald darauf starb er, glücklich in Jesu, seinem Heilande.

Ich mußte nach dieser Erzählung unwillkürlich an Archimedes, den berühmten griechischen Geometer und Mechaniker, denken, von dem erzählt wird, er sei eines Tages, geradeswegs aus dem Bade kommend, durch die Straßen von Syrakus gerannt mit dem

Ruf: „Heureka! Heureka!“*) Während des Bades war er hinter das Geheimnis gekommen, wie es festzustellen sei, ob der Goldschmied bei der Herstellung der Krönigskrone, die aus reinem Gold bestehen sollte, wirklich nur Gold verwendet, oder ob er auch Silber zugesetzt habe.

Armer Archimedes! du hattest nur eine neue wissenschaftliche Entdeckung gemacht, die vergänglich ist — glücklicher Stallknecht! du hast in Jesu Christo eine Krone der Herrlichkeit gefunden, die unvergänglich ist.

O das Glück, geborgen zu sein in Christo Jesu! Aber um welchen Preis mußte Er unser Glück erkaufen! „Um unserer Übertretungen willen war Er verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden. Wir alle irrten umher wie Schafe, wir wandten uns ein jeder auf seinen Weg; und Jehova hat Ihn treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit.“ (Jes. 53, 5. 6.)

Werfet euer Vertrauen nicht weg!

Solang uns irgend ein Gerät gute Dienste tut, werfen wir es nicht weg. So ist es auch mit dem Vertrauen auf Gott; solange es uns nicht im Stich läßt, fällt es uns nicht ein, es wegzwerfen. Aber wenn wir meinen, es leiste uns keine Dienste mehr, wenn wir lang vergeblich gehofft und geharrt haben und es aussieht, als habe Gott uns ganz und gar vergessen und wolle uns in der Not

*) „Ich hab's gefunden! Ich hab's gefunden!“

versinken lassen, dann ist die Versuchung groß, das Vertrauen wegzuworfen und entweder zu verzagen, oder zur Selbsthilfe zu schreiten, wobei dann Gott gewöhnlich mehr oder weniger ausgeschaltet wird. Für solche Umstände gilt die Ermahnung des Apostels: „Werfet euer Vertrauen nicht weg!“ Die folgende Begebenheit diene uns allen zur Ermunterung!

Eines Sonntagabends saß eine Witwe in einer Blockhütte mitten im Walde mit ihren fünf ärmlich gekleideten Kindern vor dem Herdfeuer und gab sich Mühe, ihrem Geplauder zu lauschen, um dadurch den schweren Kummer, unter dem ihr Herz seufzte, wenigstens für Augenblicke zu vergessen. Schon seit Jahresfrist hatte sie allein mit ihrer Hände Arbeit das Nötige für die Familie verdienen müssen. Ihr Gatte war gestorben, und sie war ohne Freund in der weiten, harten Welt. Gottes Regierung, deren Weisheit und Wege dem menschlichen Verstand oft so unverständlich sind, hatte sie obendrein noch mit einer langen Krankheit heimgesucht, die sämtliche Ersparnisse aus früherer besserer Zeit aufgezehrt hatte. Streng herrschte der Winter. Der Schnee lag schwer und tief auf dem Walde. Der Wind heulte, und seine Stöße brausten durch die schwankenden Fichten und erschütterten die Blockhütte.

Ein Fisch, den die Kinder im Bach gefangen hatten, dampfte vor ihr über dem Holzfeuer. Es war außer einigen Kartoffeln alles an Lebensmitteln, was sie noch im Hause hatte. War es ein Wunder, daß schwere Sorge ihr Herz erfüllte? Wohl wußte sie, daß Gott, den sie als ihren Vater kannte, der Richter der Witwen und der Waisen Vater zu sein verheißten hat, aber das Auge des Menschen möchte gern Hilfe se-

hen, und sie sah keine. Menschlich gesprochen, konnte ihr nur durch ein Wunder geholfen werden. Wenn nur ihr ältester Sohn noch dagewesen wäre! Aber er hatte schon vor Jahren die heimatlichen Wälder verlassen, um sein Glück auf dem weiten Meer zu suchen, und bis zur Stunde war sie ohne jede Nachricht von ihm geblieben. Sie wußte nicht, ob er überhaupt noch am Leben war. Den ganzen Tag hatten sich ihre Gedanken besonders mit ihm beschäftigt.

Der dampfende Fisch lag auf dem Tisch, und die Mutter schickte sich an, das karge Mahl unter ihre Kinder zu verteilen. Da klopfte es. Zugleich schlug der Hund draußen an. Die Kinder sprangen auf, um die Tür zu öffnen, und herein trat ein müder Wanderer in ärmlicher Kleidung und bat um Obdach und einen Bissen Brot, „denn“, sagte er, „seit vierundzwanzig Stunden habe ich nichts mehr gegessen“. Die Witwe warf einen Blick auf ihre Kinder und auf das Wenige, das auf dem Tisch war. Dann aber bat sie den Fremdling freundlich, näher zu treten und vorlieb zu nehmen. Noch nie war ein Bittender leer von ihrer Schwelle gewiesen worden.

Der Fremde nahm auf dem angebotenen Stuhl Platz. Als er aber sah, was die Frau ihm anzubieten hatte, schlug er die Hände zusammen und rief:

„Ist das alles, was Ihre Küche vermag? Und davon wollen Sie auch noch einem Unbekannten mitgeben? In der Tat, solche Wohltätigkeit habe ich noch nirgend gefunden. Aber, liebe Frau, berauben Sie nicht Ihre eigenen Kinder, wenn Sie das letzte Stück mit einem Fremden teilen?“

„Ich habe einen Sohn“, versetzte die Witwe, während sie eine Träne aus dem Auge wischte, „einen

geliebten Sohn in der fernen, weiten Welt, wenn Gott ihn noch nicht weggenommen hat, und ich tue hier nur, was ich wünsche, daß andere ihm tun mögen. Gott, der Seinem Volk einst das Manna aus dem Himmel gab, der kann und wird auch für uns sorgen. Warum sollte ich Seinem Wort ungehorsam sein und den abweisen, der mich bittet? Vielleicht ist mein Sohn gerade wie Sie auf der Reise, froh, wenn irgend ein Haus, und mag es auch klein und arm sein, bereit ist, ihn aufzunehmen.“

Die Witwe schwieg. Der Fremde aber sprang auf, streckte ihr beide Hände entgegen und sagte:

„Gott hat Ihren reisenden Sohn wirklich ein solches Haus finden lassen, hat ihm aber auch die Mittel gegeben, seine Wohltäter zu belohnen. Mutter, liebe Mutter, kennst du deinen Jungen nicht mehr?“

Eine unbeschreibliche Szene folgte diesen Worten. Die Mutter hielt ihren so lang vermißten Sohn in den Armen. Als ein wohlhabender Mann war er nach Hause zurückgekehrt. Er hatte diese Verkleidung gewählt, um seine Familie desto mehr zu überraschen. Freilich, den Vater fand er nicht mehr, und das war ein bitterer Tropfen in dem Kelch der Freude. Umso mehr aber konnte er der Mutter seine Liebe beweisen. Schon in der nächsten Zeit siedelte die ganze Familie aus der armseligen Waldhütte in eine schöne, geräumige Wohnung in dem weiten, bewohnten Tal über, von dem aus der große, einsame Wald sich erstreckte. Aller Mangel hatte ein Ende. Gott hatte das Vertrauen der armen Witwe nicht zuschanden werden lassen.

Die Bitte der Blinden Nelli

Als ich wie gewöhnlich gegen Ende des Sommers einige Wochen zur Erholung bei einem Freunde auf dem Lande zubrachte, lernte ich unter den Gästen einen Herrn kennen, dessen Persönlichkeit mich seltsam anzog. Er war ein kluger Mann, von vollendeter Bildung und angenehmem Äußeren. Sein ruhiges Auftreten und die Liebenswürdigkeit seines Wesens gewannen ihm schnell die Zuneigung derer, mit denen er in Berührung kam. Er war viel gereist und, wie er sich selbst nannte, ein „Bürger der Welt“, der „ein umherschweifendes Leben den weniger aufregenden Freuden des häuslichen Lebens vorzog“.

Herr L. war mein Tischnachbar und Begleiter auf den täglichen Spaziergängen in die an landschaftlichen Schönheiten reiche Umgebung. Seine Unterhaltungsgabe, und vor allem seine Freude an allem Schönen und Anziehenden in dem großen Buche Gottes, der Natur, machten seine Gesellschaft angenehm und anregend. Doch leider machte ich bald die Entdeckung, daß er nicht nur kein Christ war, sondern auch die Grundlagen des Christentums in Zweifel zog. Ohne das Dasein Gottes zu leugnen, verwarf er den Glauben an eine göttliche Eingebung der Heiligen Schrift. Daß Gottes Wort ihm überhaupt nichts galt, sollte mir ein besonderer Umstand deutlich machen.

Von einem Spaziergang zurückkehrend, führte uns unser Weg an dem Häuschen einer lieben alten Dorfbewohnerin vorüber, deren Name weit über die Ortschaft hinaus einen guten Klang hatte. Ihre Lebensgeschichte war ebenso interessant wie ihr Sinn aufrichtig und von tiefer Frömmigkeit. Während meines jährlichen Aufenthalts in jener Gegend hatte ich nie versäumt, Nelli Rappolt einen Besuch zu machen, und die Unterhaltungen mit ihr waren schon längst eine Quelle der Freude und des Segens für mich geworden. Sie wohnte in einem jener alten Häuschen, die, vor mehr als hundert Jahren durch die Güte einer menschenfreundlichen Dame erbaut, dazu bestimmt waren, unbemittelten, alleinstehenden Frauen der Gemeinde im Alter als Heim zu dienen. Die Lage dieser Häuschen am Fuße bewaldeter Hügel war malerisch schön. Vor ihnen breitete sich das Tal aus, von einer Bergkette umsäumt, deren Umrisse sich eben jetzt prächtig gegen den in dem warmen Licht der untergehenden Sonne leuchtenden Himmel abhoben. Aus dem nahen Walde drang Vogelgesang, und der Duft von Jasmin und Geißblatt, die an dem alten Gemäuer der Häuschen emporrankten, erfüllte die Luft.

Neben der Tür ihrer Wohnung saß Nelli, ihr altes Gesicht mit einem glücklichen Ausdruck nach oben gekehrt, während ihre Augen geschlossen waren.

„Was für eine anziehende alte Frau!“ rief mein Gefährte, stehen bleibend und sein Auge mit Wohlgefallen auf dem Bilde vor uns ruhen lassend.

Ich gab ihm ein Zeichen, sich still zu verhalten, und, auf Nelli zugehend, nahm ich ihre Hand und sagte:

„Ich bringe Ihnen einen Freund, der Sie begrüßen möchte. Er freut sich an der Schönheit Ihres kleinen Heims.“

„Guten Abend, Mütterchen“, sagte Herr L., höflich seinen Hut lüftend. „Sie haben hier wirklich eine entzückende Bohnstätte — eine reizende Aussicht auf die Landschaft um sie her, Blumen zu Ihren Füßen und unvergleichliche Sängere über Ihrem Haupte.“

„Ja, die Vögel sind meine Freude“, antwortete die alte Frau, „und ebenso die Blumen. Es erquickt mich, wenn ich hier sitze und ihren Duft einatme. Aber die Aussicht, von der Sie sprechen, kann ich nicht genießen, da ich blind bin.“

Mein Freund sah überrascht auf und sagte einige Worte der Teilnahme, aber Nelli unterbrach ihn schnell:

„Bemitleiden Sie mich nicht, mein Herr; ich bin glücklicher geworden, seitdem ich mein Augenlicht verloren habe, so glücklich, daß ich mit niemand tauschen möchte. Doch Sie sind mir fremd. Ich kenne Ihre Stimme nicht; aber sie klingt jung und angenehm.“

„Ja, ich bin ein Fremder“, entgegnete L., „ein Zugvogel, der sich ein Weilchen auf diesem schönen Fleckchen Erde aufhält und morgen wieder weiterfliegt. Ich wünschte, Sie verrieten mir das Geheimnis, das Sie so glücklich und zufrieden macht, denn obgleich ich mich immer guter Gesundheit und guten Augenlichts erfreue, dazu alles besitze, was man in dieser Welt als begehrenswert betrachtet, ist es mir oft recht elend zumute.“

„Elend zumute?“ wiederholte die Blinde kopf-

schüttelnd, „elend, wenn Gott Ihnen so viel geschenkt hat? Wie ist das möglich? Sagen Sie, o sagen Sie mir, kennen Sie Jesum? Kennen Sie Den, der der Weg und die Wahrheit und das Leben ist?“

Ich wartete ängstlich auf seine Antwort. Wie schmerzlich enttäuschte sie mich!

„Meine verehrte Freundin“, kam es mit fröhlichem Lachen von den Lippen meines Begleiters, „ich sehe, Sie sind im Begriff, mir eine Predigt zu halten. Aber Sie werden entsetzt sein, zu hören, daß ich diesen Dingen leider ohne jedes Verständnis gegenüberstehe.“

Ich bemerkte, wie Nelli, gleich mir, durch dieses kühne Bekenntnis unangenehm berührt und traurig gestimmt wurde. Sie blieb für eine Minute still, dann sagte sie leise, wie zu sich selbst:

„Kein Wunder, daß er unglücklich ist. Wer kann ohne Jesum glücklich sein? Armes Kind, armes Kind! Ich muß für ihn beten.“

E. lächelte zu diesen einfältigen Worten und erwiderte, wenn auch in weniger leichtfertigem Tone als vorher:

„Sie wissen nicht, was für ein schrecklicher Sünder ich bin. Wüßten Sie es, so würden Sie sich gar keine Mühe geben, Bekehrungsversuche mit mir anzustellen. Sie würden mich von vornherein für verloren halten.“

„Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist Gott treu und gerecht, daß Er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit“, versetzte die Blinde ernst. „Verloren! Ja, Sie werden in alle Ewigkeit verloren sein, wenn Sie nicht durch Jesum Christum mit Gott versöhnt werden, durch Den, der

für uns litt und starb, „der unsere Sünden an Seinem Leibe auf dem Holze getragen hat“. Doch“, fuhr sie, sich an mich wendend, fort, „zu wem spreche ich, lieber Freund? Ist es nicht jemand, den meine offene Sprache beleidigen könnte?“

„Sicherlich nicht“, antwortete mein Begleiter schnell. „Ich fühle mich nicht im geringsten beleidigt, würde im Gegenteil mein halbes Vermögen darum geben, Ihren einfältigen Glauben zu besitzen.“

„Dann werden Sie nicht verlorengehen“, rief die alte Frau lebhaft. „O nein, Sie werden noch dahin gebracht werden, zu glauben. Sehen Sie: Gott hat Ihnen so viel gegeben, und doch leben Sie ohne Ihn. Kein Wunder, daß Sie unglücklich sind. Es gibt kein Glück außer in Gott. O hören Sie auf eine arme, alte, blinde Frau, die keine andere Freude in ihrer Dunkelheit besitzt als ihren Glauben an das kostbare Wort Gottes, in dem Gott ihr auf Grund des Todes und der Auferstehung Seines geliebten Sohnes eine herrliche Zukunft verspricht. Aber was für eine Freude ist das! Ich kann sie Ihnen nicht beschreiben, denn sie ist unbeschreiblich, unaussprechlich groß. O“, fuhr sie fort, ihre Hände zusammenschlagend und ihre lichtlosen Augen zum Himmel erhebend, „ich wünschte, es würden mir Worte gegeben, die Sie überzeugen könnten, wie gefährlich es ist, mit den Dingen, welche die ewige Wohlfahrt Ihrer Seele betreffen, zu spielen!“

Es lag ein angstvoller Ernst in Stimme und Gebaren der Alten, während sie so sprach, und ich war nicht überrascht zu sehen, daß mein Begleiter sich abwandte, um die Träne zu verbergen, die sich in sein Auge gestohlen hatte.

Die Abend Schatten wurden länger und erinnerten mich daran, daß es spät geworden war. Ich trat einen Schritt näher, um mich von meiner alten Freundin zu verabschieden.

„Ich danke Ihnen herzlich für das Interesse, das Sie an mir genommen haben“, sagte L., die Hand der Blinden in die seine nehmend und ein Goldstück darin zurücklassend.

„Nein, nein“, rief sie fast erschrocken, „nehmen Sie das Geld zurück! Ich wünsche und brauche es nicht. Aber haben Sie Dank für Ihre Freundlichkeit!“

„Kann ich Ihnen denn irgend einen Wunsch erfüllen, irgend etwas für Sie tun, das zu Ihrer Be-
haglichkeit beitragen würde?“

„Ja“, sagte Nelli, „Sie können etwas tun, das mir zu großem Trost gereichen würde. Sie können mir ein Versprechen geben.“

„Ein Versprechen? Welches Versprechen könnten Sie von mir begehren? Bitte, sagen Sie es mir.“

„Versprechen Sie mir“, bat die Blinde, „wenn Sie je in Not oder Trübsal kommen und getrieben werden sollten, sich nach der Hilfe eines Heilands um-
zusehen, dieses Gebet sprechen zu wollen: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben“.“

L. stutzte. Er schien erstaunt und zunächst unfähig, etwas auf diese Bitte zu erwidern. Nach einigen Augenblicken aber sagte er:

„Gut, ich verspreche es Ihnen.“

„Dann leben Sie wohl“, sagte Nelli, ihre alten Hände hinstreckend, die von Rheumatismus gekrümmt waren, „und möge Gott unsere Begegnung segnen! Denken Sie daran, daß die alte Nelli nicht aufhören wird, für Sie zu beten, daß, bevor Sie sterben, Sie

dahin gebracht werden, Vergebung und Frieden durch Jesum Christum zu suchen.“

Wir gingen nach Hause. Ich sah, daß mein Freund nachdenklich gestimmt und nicht zur Unterhaltung aufgelegt war, aber später am Abend erzählte ich ihm auf seine Bitte einige Einzelheiten, die mir aus Nelli Nappolts Leben bekannt waren.

Sie war nie aus dem Dorf, in dem auch ihre Wiege gestanden hatte, herausgekommen. Schon in früher Jugend verlor sie durch einen Unfall ihren Vater, und bald nachher wurde ihre Mutter von einer Krankheit ergriffen, die sie zeitlebens hilflos machte. Nelli, die bis dahin eine eifrige Schülerin gewesen war, mußte jetzt in einer Papiermühle, die viele Mädchen beschäftigte, Arbeit annehmen. Ihr Fleiß und die Geschicklichkeit, mit der sie arbeitete, hatten zur Folge, daß sie Vorarbeiterin wurde. Der bessere Lohn, den sie dadurch empfang, ermöglichte es ihr, die kranke Mutter, die viele Jahre in ihrem leidenden Zustande lebte, bis an ihr Lebensende zu versorgen. Ihren Gefährtinnen war sie stets ein Vorbild treuer Pflichterfüllung.

Schon im Anfang ihres Fabriklebens war Nelli zum Nachdenken über ihren Zustand vor Gott gekommen. Sie hatte sich als Sünderin erkannt. Manchmal hatte sie mir selbst erzählt, daß sie dies nächst Gottes Gnade dem eifrigen Erforschen ihrer Bibel verdankte. Sie las gern, und die Bibel war das einzige Buch, das sie besaß. Sie nannte es einen Vorzug vor anderen, daß ihre Mutter so hilflos und sie deshalb gezwungen war, alle ihre freie Zeit, außer dem regelmäßigen Besuch der Kirche am Sonntag, daheim zu verbringen. In diesen Stunden stiller Zu-

rückgezogenheit lernte sie den Ernst der Ewigkeit und den Weg der Errettung kennen. Ihr einfaches Dasein gestaltete sich unter dem Segen des von ihr so innig geliebten Wortes Gottes immer glücklicher und nützbringender. Noch heute sprechen Mütter und Großmütter in der Dorfgemeinde davon, wie sie ohne Nelli Rappolts liebenden Rat und gesegneten Einfluß in Sünde und Elend verkommen wären. Als ein Fieber im Dorfe ausbrach, übernahm Nelli die Nachtwachen in den heimgesuchten Familien und erquickte durch ihren freundlichen Zuspruch Lebende und Sterbende. Dann starb ihre Mutter, und die Tochter widmete sich nun noch mehr als bisher dem Wohl anderer. Es blieb ihr keine müßige Stunde mehr. Erkrankte jemand, oder zeigten sich andere Nöte in den Familien, stets war Nelli zur Stelle, um den Bedrängten Hilfe zu leisten.

Viele Jahre gingen so im Dienst aufopfernder Liebe dahin. Da traf Nelli ein harter Schlag. Ein Augenleiden, das sie sich durch den langjährigen Aufenthalt in der Staublust der Papiermühle zugezogen hatte, und das durch die vielen Nachtwachen und den Mangel an Schlaf ungünstig beeinflusst wurde, verschlimmerte sich zusehends, und als sie auf den Rat ihrer Freunde endlich einen Augenarzt befragte, erwies sich die Krankheit als unheilbar. Bald war Nelli ganz blind. Sie mußte ihre Arbeit einstellen, und obgleich noch nicht alt, wurde ihr ein Platz in jenem Feierabendheim angeboten, wo wir sie trafen.

Viele Jahre hindurch, nachdem sie dieses Heim bezogen, haben ihre natürliche Klugheit, ihr Tätigkeitsdrang und vor allem der Wunsch, ihren Herrn und Heiland durch ihr Leben zu verherrlichen, über

ihre Blindheit triumphiert. Sie fuhr fort, Kranke und Bedrängte zu besuchen und vielen Trost und Hilfe zu sein. Man erzählt, daß Fremde, die sie für sich und andere arbeiten sahen, kaum glauben konnten, daß sie blind sei. Keine Küche in der ganzen Siedlung war so rein und hübsch wie diejenige Nelli, und kein Garten wies eine solche Fülle von duftenden Blumen auf wie der ihrige. Duften mußten ihre Blumen, „denn anders“, sagte sie, „würde ich sie nicht besitzen; sie müssen mir erzählen können, wer sie sind.“

Mauerblümchen und die wohlriechende Feldrose waren ihre besonderen Lieblinge. „Sie reden am deutlichsten“, pflegte sie zu sagen. „In den wonnigen Maitagen dringen sie mit dem Frühgesang der Vögel zu mir herein, und es ist mir, als wollten sie sagen: „Steh auf, Nelli, Gottes Sonne scheint auf uns, wie Seine Liebe auf dich. Steh auf, Alte, und hilf uns, Ihn zu preisen“.“

Nelli war von jeher eine Frühaufsteherin. Die Nachbarn, die zur Arbeit an dem Häuschen vorübergingen, blieben oft stehen, um ihrer klaren, klangvollen Stimme zu lauschen, wenn sie mit den Vögeln um die Wette ihre Morgen-Loblieder sang.

Auch nachdem jene glücklichen Tage rührigen Schaffens längst der Hilflosigkeit und Gebrechlichkeit des Alters Platz gemacht hatten, hörte die blinde Frau nicht auf, fröhlich ihrem Herrn zu dienen. Immer noch kamen ihre Nachbarn, um ihr von ihren Lasten und Sorgen zu erzählen und sich Rat bei ihr zu holen. Und nie ging jemand fort, ohne Trost und Ermunterung durch Worte der Heiligen Schrift empfangen zu haben, deren sie so viele auswendig wußte.

Am Tage nach unserem Besuch im Feierabendheim reiste mein Freund ab. Ich sollte ihn auf Erden nicht wiedersehen. Nur gelegentlich vernahm ich durch einen beiderseitigen Freund, daß er im Ausland ein Leben führe, das ihn nicht befriedige.

Viele Jahre waren vergangen. Die liebe alte Nelli Mappolt war längst zur ewigen Ruhe eingegangen.

Da berichtete mir eines Tages eine junge Krankenschwester, mit der ich mich über ihre Arbeit unterhielt, von einem bemerkenswerten Fall, den sie kürzlich erlebt hatte. Es blieb mir nicht lange ein Zweifel darüber, daß es sich um das Sterbebett meines ehemaligen Freundes L. handelte.

Die entschieden gläubige Schwester war an das Krankenlager von Herrn L. gerufen worden, dessen Krankheit schnelle Fortschritte machte. Bald zeigte es sich, daß sein Fall hoffnungslos war. Als man ihm auf seine dringende Bitte hin die Wahrheit mitteilte, schien er sehr niedergeschlagen zu sein. Ohne daß ein Wort über seine Lippen kam, erkannte die Schwester an seiner Unruhe und seinen ängstlichen Blicken, daß er den Tod fürchtete. Sie wagte es unter diesem Eindruck eines Nachts, als sie beim Licht einer beschatteten Lampe lesend in der Nähe seines Bettes saß, ihm ein Wort des Trostes zu sagen. Er antwortete zunächst nichts darauf. Nach einer Weile aber fragte er:

„In welchem Buche lesen Sie da?“

„In der Bibel“, lautete die Antwort. „Darf ich Ihnen vielleicht etwas daraus vorlesen?“

Zu ihrer Überraschung wurde das Angebot be-

reitwilligst angenommen. Sie schlug das 14. Kapitel des Johannes-Evangeliums auf und begann zu lesen. Der Kranke lauschte schweigend. Als sie an den 6. Vers kam und die Worte las: „Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“, kamen ihm die Tränen. Plötzlich sagte er mit gebrochener Stimme:

„Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!“

Und dann weinte er laut und lange wie ein Kind.

Als er ein wenig ruhiger geworden war, bat er die Schwester, die sich erhoben hatte, um ihm einen beruhigenden Trank zu reichen, sich wieder neben ihn zu setzen. Und nun schüttete er ihr sein Herz aus. Er sprach von der Furcht, die ihn bedrücke in dem Gedanken, ohne Vergebung sterben zu müssen, erzählte, wie gottlos sein Leben gewesen sei, und wie er mit voller Überlegung die biblischen Wahrheiten verworfen habe. Eines Tages, vor vielen Jahren, habe der Zufall ihn an die Hütte einer alten blinden Frau geführt, die die unerwartete Frage an ihn gerichtet habe: „Kennen Sie Den, der der Weg und die Wahrheit und das Leben ist?“ Er habe sich alle Mühe gegeben, alles, was die blinde Frau gesagt habe, zu vergessen, aber es sei ihm nicht gelungen. Keine Predigt, die er gehört, kein Buch, das er gelesen, hätten je einen solchen Eindruck auf ihn gemacht wie die einfachen Worte der alten Frau, die trotz ihrer Blindheit, ihrer Leiden und ihrer Dürftigkeit in ihrem Glauben so glücklich war und sich nicht scheute, denen offen ihre Meinung zu sagen, die Gott verachteten. Nichtsdestoweniger aber habe er sich immer wieder einzureden gesucht, alle jene Leute seien

fanatische Schwärmer, die sich in ihrer geistigen Beschränktheit von ungesunden Gefühlen fortreißen ließen. Das einzige, was von einem Manne in seiner Stellung erwartet würde, sei, mit den Mitteln, die ein gütiges Geschick ihm gegeben, anderen so viel Gutes zu tun, als er vermöge, im übrigen aber sein Leben so ausgiebig wie möglich zu genießen.

„In meinen verhärtetsten Augenblicken“, fuhr er fort, „traten die Worte der blinden Hüttenbewohnerin und ihre Bitte am deutlichsten vor mein Geistesauge, und mehr als einmal stand ich auf dem Punkt, auszurufen: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben“. Der Teufel aber hielt mich davon zurück. Er wollte mich so lang hindern, mich Gott zu nahen, bis es zu spät war. Nun ist es so weit. Ich bin ein elender, verlorener, hilfloser Sünder, der keine Gnade mehr zu erwarten hat; aber ich weiß jetzt, daß alles, was ich einst verspottet habe, die lautere Wahrheit ist.“ Und wieder rief er in erschütternder Seelenangst:

„Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben! Rette mich! O rette mich!“

Der Erzählung ist nicht viel mehr hinzuzufügen. Es gefiel Gott, das Leben des Kranken noch einige Wochen zu erhalten, in denen es ihm vergönnt wurde, ein klares Zeugnis davon abzulegen, daß seine eigenen Gebete und die der armen blinden Nelli wunderbar gnädig erhört worden waren. In festem Glauben und in der völligen Gewißheit seiner Errettung, die sich auf das vollbrachte Werk Christi gründete, entschlief er in Frieden.

Der Missionar und die Räuber

Vor vielen Jahren reiste ein Missionar im amerikanischen Staate Neu-Carolina durch die unwegsame Wildnis des damals noch wenig bewohnten Westens. Sein Weg führte ihn durch die von Räuberhorden sehr unsicher gemachten Staaten Missouri und Nevada. Der Missionar war sich der großen Gefahr, in die er sich begab, wohl bewußt. Dennoch folgte er dem gutgemeinten Rat seiner Nachbarn, sich für die gefährliche Reise mit Waffen zu versehen, nicht, sondern steckte nur seine Bibel in die Tasche. Nach einer längeren Wanderung durch Missouri erreichte er das Gebiet, in welchem die gefürchtete Räuberbande des Jim Stevens ihr Unwesen trieb. Kurz zuvor war ihm ein Mann begegnet, dem es, wie er erzählte, nur durch größte Vorsicht gelungen war, dem Späherblick des Räuberhauptmanns zu entgehen.

„Sind Sie bewaffnet?“ war seine erste Frage.

„Ja, sicher“, entgegnete der Missionar und brachte seine kleine Taschenbibel zum Vorschein.

Der Fremde, der selbst vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet war, brach in ein schallendes Gelächter aus und meinte spöttisch:

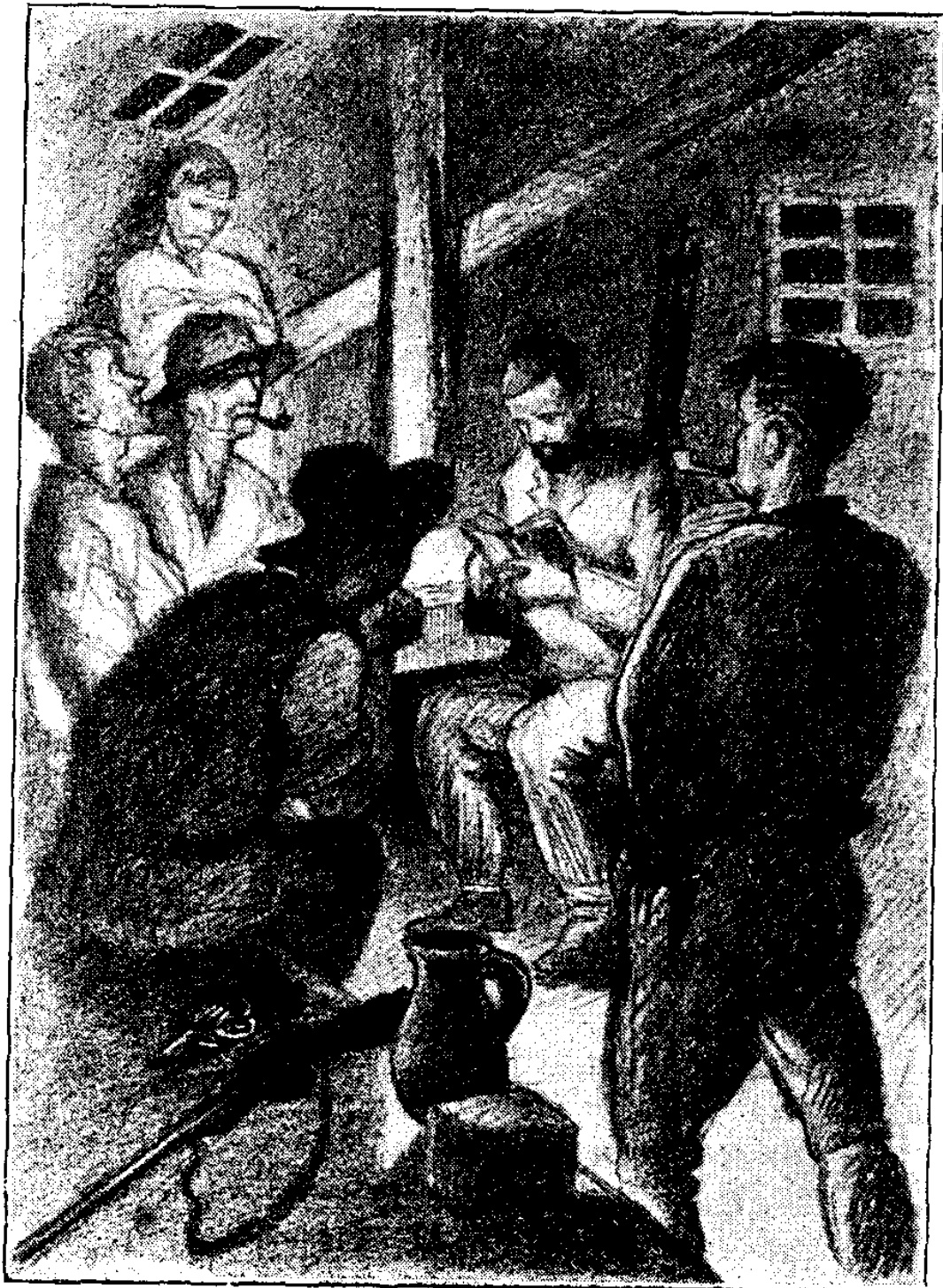
„Wenn das Ihre ganze Waffentrüstung ist, tun Sie besser daran, Ihr letztes Gebet zu verrichten. In kaum mehr als drei Stunden, also gerade zur Nachtzeit, werden Sie sich mitten in Jim Stevens' Gebiet befinden, und der gibt um die Bibel so wenig wie um eine Klapperschlange.“

Nachdem die Männer noch einen Augenblick mit-

einander gesprochen hatten und der Fremde dem Missionar noch einmal dringend empfohlen hatte, auf seiner Hut zu sein, gingen beide ihres Weges, der eine verwundert über die Dummheit und den tollkühnen Mut des anderen, der andere auf die Hilfe Gottes vertrauend.

Es war inzwischen dunkel geworden, und ein kalter Wind wehte. Da entdeckte der Missionar am Begrande, verborgen hinter dichtem Strauchgewächs, ein schwaches Licht. Er zweifelte nicht daran, daß dort das Räuberneft war. Doch mußte er ein Unterkommen für die Nacht haben, und da er nicht darauf rechnen konnte, noch ein anderes Haus zu finden, richtete er seine Schritte im Vertrauen auf Gott dorthin, woher das Licht kam. Als er sich der Tür näherte, kam ein verwegen aussehender Mann auf ihn zu, der ihn in barschem Ton nach seinem Begehr fragte und ihn dann nötigte, mit ins Haus zu kommen. Er folgte dem Manne. In dem Hause befand sich noch eine ziemlich große Zahl ähnlich aussehender Kerle, die einander bei seinem Erscheinen vielsagende Blicke zuwarfen. Ohne Zweifel befand er sich im Hauptquartier der Räuber. Doch nahm er ruhig auf dem ihm angebotenen Stuhl Platz, und, während man ihm auf seine Bitte etwas zu essen brachte, unterhielt er sich mit den Männern, bis zu später Nachtstunde Jim Stevens und einige seiner Spießgesellen von einem Raubzuge zurückkehrten. Den Fremden bemerkend, trat der Anführer sogleich auf ihn zu und fragte spöttisch:

„Fürchtet Ihr Euch nicht, so allein und unbewaffnet durch dieses gefährliche Räubergebiet zu reisen?“



. . . Doch ließ er sich dadurch nicht irremachen, sondern fing an zu lesen. Und siehe da, einer nach dem anderen verstummte, und es wurde ganz still in dem Raum . . .

„Nein, lieber Freund“, war die Antwort. „Ich besitze nämlich eine Waffe, die schärfer und wirksamer ist, als alle Eure Flinten, Revolver und Dolche zusammen.“

Damit holte der unerschrockene Mann seine Bibel hervor.

„Hier ist meine Waffe — Gottes Wort. Bevor ich mich zur Ruhe begeben, lese ich stets ein Kapitel aus der Bibel und bete. Ich weiß sehr gut, daß ihr Räuber seid, doch das stört mich nicht. Ich werde auch hier lesen und beten, und ihr müßt mit dabei sein.“

Bei diesen Worten des Missionars brach ein lautes Gelächter los. Doch ließ er sich dadurch nicht irremachen, sondern fing an zu lesen. Und siehe da, einer nach dem anderen verstummte, und es wurde ganz still in dem Raum. Dann kniete er nieder, und mit ihm beugten auch die meisten der Räuber ihre Kniee, willenlos, ohne ein Wort zu sprechen. Welch ein Anblick! Mörder und Räuber knieten an der Seite des kühnen Boten Gottes und lauschten aufmerksam auf sein inbrünstiges Gebet!

Als er geendigt hatte, wies man ihm eine Lagerstätte an, wo er ohne jede Störung in Frieden schlief.

Am Morgen las und betete er wieder vor dem Frühstück, und als er seine Schuldigkeit bezahlen wollte, weigerten sich die Räuber, etwas von ihm anzunehmen, drückten ihm vielmehr die Hand und dankten ihm für das, was sie gehört hatten.

Nachdem er noch einmal für sie gebetet hatte, setzte er seinen Weg, neugestärkt im Glauben an die Treue seines Gottes, wohlgenut fort. Kaum war er in eine bewohntere Gegend gekommen, da vernahm er, daß der starkbewaffnete Mann umgekommen war.

Er selbst vollführte glücklich seine Reise und kehrte wohlbehalten zu seiner Familie zurück.

„Meine Bibel“, so versicherte er in späteren Jahren mehr als einmal, „lähmte den Arm der Räuber, machte ihre harten Herzen weich und beugte ihre Kniee. Wenn ihr mit der Bibel bewaffnet seid, so braucht ihr euch euer ganzes Leben lang, selbst in den größten Gefahren, nicht zu fürchten, vielmehr könnt ihr mit David sprechen: „In Frieden werde ich sowohl mich niederlegen als auch schlafen; denn du, Jehova, allein lässest mich in Sicherheit wohnen“.“

Kennst du, lieber Leser, den Schöpfer des Himmels und der Erde als deinen Vater? Die, welche Gott kennen, haben nichts und niemand zu fürchten. Ihnen müssen alle Dinge zum Guten mitwirken. Alles empfangen sie aus Seiner Hand, und wie jener Missionar dürfen sie die Wahrheit des Wortes an sich erfahren: „Wer im Schirm des Höchsten sitzt, wird bleiben im Schatten des Allmächtigen“.

Wohin des Wegs?

Es kommt oft vor, daß jemand über Zweck und Ziel seines Weges völlig unklar ist. Er folgt irgend einer Anregung, vielleicht nur einem Gefühl, und begibt sich auf einen Weg, von dem er selber nicht weiß, wohin er eigentlich führt. Daß das bedenklich, unter Umständen selbst gefährlich ist, wird jeder verständige Mensch zugeben. Zudem ist es mehr als unangenehm, einem Pfade zu folgen, der ins Ungewisse führt. Es weckt ein Gefühl der Unsicherheit und lähmt die Kraft.

Wenn das aber schon so ist im Blick auf zeit-

liche Dinge, wieviel mehr im Blick auf die Ewigkeit! Unser aller Weg endet einmal, und mit dem Tode ist nicht alles aus, wie man sich so gern weismacht. Und abgesehen davon, daß jeder Mensch, ob er will oder nicht, sich auf dem Wege zur Ewigkeit befindet, fällt die Entscheidung über die Frage, was aus uns wird, wenn der Tod unser Erdendasein einmal abschließt, in diesem Leben. Wir selbst haben in einem Sinne darüber zu entscheiden, wohin unser Weg führt, ob in die ewige Herrlichkeit oder in die ewige Qual.

Darum, freundlicher Leser, laß mich dich fragen: Wohin führt dein Weg? Bitte, werde nicht ärgerlich über meine Frage! Weise sie auch nicht überlegen oder gar spöttisch ab! Denke wirklich einmal, wenn du es noch nicht getan hast, darüber nach, wo dein Weg endet. Zu viel steht für dich auf dem Spiele, wenn du dich täuschen und auf dem falschen Wege sein solltest.

Ein Mann, der in einem Wirtshause seinen Durst gestillt und dabei mehr getrunken hatte, als ihm gut war, machte sich auf den Heimweg. Er schlug, wohl aus Versehen, einen Pfad ein, der an Abgründen vorüberführte und im Dunklen sehr gefährlich war. Ein Knabe, der die Gefahr kannte, rief dem Manne zu: „Sie sind auf dem falschen Wege, Herr!“ Der aber entgegnete ärgerlich: „Kümmere dich um deine eigenen Sachen und laß mich in Ruhe!“ Damit setzte er seinen Weg fort. Am nächsten Morgen fand man seinen zerschmetterten Leichnam am Fuße der Felsen. Der Arme! Er hatte beides aufs Spiel gesetzt, sein zeitliches und sein ewiges Schicksal, und — verloren.

Solche Erfahrungen sollte man sich dienen lassen und sich klar darüber werden, wohin der eigene Weg führt. Ein alter lateinischer Spruch lautet:

Quidquid agis,	auf deutsch:	Was immer du treibst,
Prudenter agas		Geh weise zu Werk
Et respice finem!		Und denk' an das Ende!

Auch der weise König Salomo preist das Ende mehr als den Anfang.

Willst nicht auch du aus den Erfahrungen anderer Nutzen ziehen, mein Leser?

Was aber sind die besten Erfahrungen eines Menschen? Ich denke folgendes: Erkennt zu haben: Mein Weg von Jugend an, ob gut oder schlecht von den Menschen beurteilt, führte, solange ich in meinem natürlichen Zustand verharrte, je länger desto tiefer ins Dunkel. Erst als Licht von oben in mein Inneres fiel, gewann ich die klare Erkenntnis über den Ausgang meines Weges. Seit ich mich durch die Wirkung dieses Lichtes, das mir das geschriebene Wort Gottes lebendig machte, als rettungslos verloren erkannte, zugleich aber auch Jesum Christum, den Mensch gewordenen Sohn Gottes, als meinen Herrn und Heiland fand, bin ich auf rechtem Wege. Vorher wanderte ich ziellos in der Irre. Nun aber habe ich ein unverrückbares Ziel vor Augen. Jetzt weiß ich, daß meine Sünden vergeben sind, und daß die ewige Herrlichkeit mein Teil ist. An der Hand meines Herrn, der mich um den Preis Seines eigenen Lebens erkaufte, gehe ich glücklichen Herzens meinen Weg. Sein Wort ist meine Speise, und mit Petrus kann ich von ganzem Herzen sagen: „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens“.

Viele Menschen können durch Gottes Gnade

diese Erfahrungen als die ihrigen bezeichnen. Alle dürfen sie machen, auch du, mein lieber, unbefehrter Freund. Ich bitte dich, nimm Jesum an, Ihn, der von sich selbst sagen konnte: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich.“ Er möchte auch für dich der Weg zum Vater sein. Willig öffnet Er dir Sein Herz und den Himmel, sodaß du schon auf dieser Erde wandeln kannst in dem seligen Bewußtsein: Mein Weg endet nach dieser Erde Leid, Arbeit und Pein droben bei Jesu, und: Während ich hienieden wandere, darf ich schon die Seligkeit der himmlischen Herrlichkeit im voraus genießen.

Hohe Vorrechte sind bereits auf dieser Erde das Teil der Gläubigen. Während das Glück des Kindes dieser Welt von dem Zeitlichen und Vergänglichen abhängt und deshalb trügerisch ist, ist das Glück des Kindes Gottes in Gott selbst verankert, der ewigen Quelle aller reinen Freude und wahren Glückseligkeit.

Hans Brummbär

Er hieß in Wirklichkeit anders, aber zu Hause war er bekannt als Hans Brummbär. Wenn seine Mutter des Morgens freundlich rief: „Hans, es ist Zeit aufzustehen!“, kam in mürrischem Ton die Antwort aus des Knaben Zimmer: „Immer wieder das ewige: Es ist Zeit aufzustehen!“

Wenn dann der vierzehnjährige Junge halb angekleidet spät am Tisch erschien, suchte er den zu erwartenden Verweis mit der Bemerkung abzuschneiden: „Ich sehe nicht ein, warum nicht jemand von

euch mir sagen kann, wann der Kaffee fertig ist“. Wenn irgend eine Hilfsleistung von ihm gewünscht wurde, war er stets beschäftigt. Er konnte nicht verstehen, warum nicht jemand anders das tun konnte. Wenn es in der Schule verkehrt ging, lag immer die Schuld an dem Lehrer; der verstand das Unterrichten überhaupt nicht, Hans hätte es viel besser gekonnt. In der Sonntagschule fiel er auf durch seine verwirrenden und zweifelsüchtigen Fragen. Gottes Wort zu hören war ihm eine Last. Die Lieder taugten nichts, und die Predigt war nichts sagend. Die ganze Welt war verkehrt, Hans allein ausgenommen. Mit ihm stand es in jeder Hinsicht gut.

Alles das machte den gottesfürchtigen Eltern viel Sorge und trieb sie in ernstes Gebet. Wo sollte das enden? Da trat eine plötzliche Änderung ein.

Eines Morgens, als Hans wie gewöhnlich gerufen wurde, ertönte anstatt der bekannten mürrischen Antwort ein fröhliches: „Ja, Mutter!“ Zum Kaffee erschien er rechtzeitig und bot mit freundlichem Gesicht jedem einzelnen einen „Guten Morgen“. Die Eltern wechselten Blicke über den Tisch, und seine Geschwister sahen ihn mit unverhohlenem Erstaunen an. Seine Kleider waren sauber gebürstet, sein Haar war gekämmt, und sein gewöhnlich düsteres Gesicht voll Sonnenschein.

Seine Schwester konnte die Bemerkung: „Was ist dir passiert, Hans?“ nicht zurückhalten.

Ohne aufzusehen, erwiderte Hans: „Nichts!“

Die Mahlzeit verlief still. Eine heilige Scheu lag auf dem Familienkreis. Vater und Mutter fühlten, daß etwas Besonderes mit ihrem Jungen vorgegangen war.

Nach Hansens Weggang zur Schule wartete der Mutter eine neue Überraschung. Sein Zimmer, das gewöhnlich einer Wildnis glich, war hübsch aufgeräumt. Alles war in Ordnung, und auf dem kleinen Tisch lag die Bibel, die seine Großmutter ihm geschenkt hatte, ein Buch, das lang in der hintersten Ecke seiner Kommodenschublade vergraben gelegen hatte.

Die Mutter wußte nicht, was sie zu alledem sagen sollte. Sehnsüchtig erwartete sie Hansens Heimkehr von der Schule. Er kam schnell den Weg herauf, nahm sich Zeit, seine Füße auf der Matte zu reinigen — etwas, was er sonst nur gezwungen tat — und kam zu seiner Mutter und küßte sie.

„Mutter“, sagte er, „ich habe gedacht, ich könnte etwas früher aufstehen, um Bubi anzukleiden und für ihn zu sorgen, bis du fertig bist mit dem Kaffee. Ich dachte, es würde eine kleine Erleichterung für dich sein.“

Mit Tränen in den Augen erwiderte die Mutter:

„Hans, mein Junge, was hat diese Veränderung in dir hervorgerufen?“

Seine Lippen zitterten, und zwei große Tränen rollten über seine Wangen. Dann antwortete er langsam:

„Bitte, sprich niemals wieder darüber, und bitte, sage es allen, sie möchten den Punkt nicht berühren. Vielleicht kann ich es dir eines Tages sagen.“

Von seiner Mutter ging er ins Badezimmer, wo er sich gründlich wusch und kämmte. Es wurde bald bemerkt, daß er des Morgens zunächst in seinem Zimmer niederkniete und betete. Sein Lehrer berichtete nach zwei Wochen, daß er jetzt einer der besten Schüler sei. Sein jüngstes Brüderchen vertraute der Mut-

ter an, daß Hans so lieb geworden sei und ihm so viel Gutes tue, daß es im Hause viel schöner sei als früher.

Monate verstrichen. Hans verriet durch Wort und Verhalten, daß seine Veränderung keine oberflächliche Anwandlung war. Jedoch hatte er bisher fast ängstlich jede Bezugnahme auf diese Veränderung vermieden.

Eines Sonntagnachmittags nun saß er mit seiner Mutter in einer lauschigen Ecke. Da legte er seine Hand auf die ihrige und sagte:

„Ich sagte dir einmal, Mutter, daß ich eines Tages vielleicht imstande sein würde, dir mitzuteilen, was die Veränderung in mir bewirkt hat. Damals fürchtete ich mich, davon zu sprechen, weil ich selber nicht wußte, ob die Sache echt war. Ich denke, heute kann ich es dir mitteilen.

„Du weißt, wie selbstsüchtig, mürrisch und unangenehm ich war. Ich empfand das selber; es schien mir aber, als ob ich nie anders werden könnte. Eines Abends sah ich hinauf zum Himmel. Es war das erste Mal, daß sein Anblick mich anzog. Es war eine herrliche, sternklare Nacht. Ich war ganz hingegenommen. Es war mir vorher nie in den Sinn gekommen, was für ein wunderbares Ding das Weltall ist. Ich kam ans Denken über die Sterne, die so weit entfernt und so groß sind, und mein Herz wurde bewegt bei dem Gedanken, daß Gott größer ist als alle diese. Zugleich kam mir der andere Gedanke, daß dieses Weltall in seiner wunderbaren Ordnung nur möglich sein könne, wenn jeder einzelne der vielen großen Sterne den Gesetzen des großen Schöpfers gehorche. In diesem Augenblick empfand ich einen tiefen Ab-

scheu vor mir selbst, weil es mir nur zu klar war, wie wenig ich in den Geboten Gottes wandelte. Das mußte anders werden. Aber wie? Ich bat Gott, mir zu helfen, und Er zeigte mir, daß das Heil allein in der Annahme des Herrn Jesus liegt. Besaß ich Ihn, so würde Er mir die Kraft schenken, das Böse und Verkehrte, das Niedrige und Unschöne zu lassen, und das Gute zu tun. So habe ich mich zu dem Herrn gewandt, und Er hat mich angenommen, und dann habe ich versucht, in Gottes heiligen Geboten zu wandeln, und das möchte ich auch weiter tun für mein ganzes ferneres Leben.“

So schloß die Unterredung zwischen Hans und seiner Mutter. Jahre sind seitdem verflossen, aber Hans hat in all der Zeit erfahren, daß Gottes „Güte fort dauert denen, die Ihn kennen, und Seine Gerechtigkeit den von Herzen Aufrichtigen“.

Wie ein Prediger und eine arme Sünderin bekehrt wurden

Eines Abends spät, so erzählt ein Prediger, kam ein Mädchen zu mir, in Holzschuhen und mit einem Schal um den Kopf.

„Sind Sie der Prediger?“ fragte sie.

„Ja.“

„Dann, bitte, kommen Sie mit und bringen Sie meine Mutter hinein.“

In der Annahme, daß es sich um eine Betrunkene handele, erwiderte ich:

„Da müssen Sie sich an einen Schutzmann wenden.“

„D nein“, sagte das Mädchen, „meine Mutter liegt im Sterben, und Sie sollen sie in den Himmel bringen.“

„Wo wohnen Sie?“

„Adolfstraße 10, ungefähr eine halbe Stunde von hier.“

„Nun“, sagte ich, „gibt es denn keinen Prediger, der näher wohnt als ich?“

„D ja“, erwiderte sie, „das schon, aber ich wünsche Sie, und Sie müssen kommen.“

Ich war in meinen Pantoffeln und fragte mich, was wohl die Leute sagen würden, wenn sie ihren Seelsorger spät in der Nacht in Begleitung eines Mädchens sähen, das einen Schal um den Kopf trug. So versuchte ich alles, um sie von ihrer Idee abzubringen; doch umsonst. Das Mädchen beharrte bei ihrer Forderung, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich umzuziehen und ihr zu folgen.

Die Sterbende lag auf einem dürftigen Lager. Ich setzte mich zu ihr und sprach zu ihr über Jesus, pries Ihn als unser großes Vorbild und nannte Ihn einen Führer und Lehrer.

Sie sah mich aus brechenden Augen an und sagte:

„Das ist nichts für solche, wie ich bin. Ich kann mit einem Vorbild nichts anfangen. Ich bin eine Sünderin und muß sterben.“

Da saß ich, Auge in Auge mit einer lechzenden Seele, und hatte ihr nichts zu bringen, was ihren Durst stillen konnte. Ich hatte kein Evangelium. In meiner Verlegenheit dachte ich an das, was meine Mutter mich vor vielen Jahren gelehrt hatte, und ich begann, ihr die alte Geschichte von Gottes Liebe,

die sich in der Dahingabe des eigenen geliebten Sohnes für sündige Menschen geoffenbart hat, zu erzählen. Ich verkündigte ihr das kostbare Evangelium, ob ich seine Kraft nun selbst erfahren hatte oder nicht.

„Das ist das Richtige“, flüsterte die Sterbende. „Das ist was ich brauche. Das ist die rechte Geschichte für mich.“

So brachte ich sie hinein und — mich selbst auch.

Von jener Nacht an habe ich nie mehr etwas anderes als das volle, herrliche Evangelium des Heils für verlorene Sünder gepredigt.

Ein volles, freies, ew'ges Heil
Hat Jesus uns gebracht!
O Herz, ergreife jetzt dein Teil,
Das völlig selig macht!

O zweifle nicht am Wort des Herrn,
O klüg'le nicht daran!
Nein, glaub vielmehr, Gott tut so gern
Mehr, als man denken kann.

Sein Wort verheißt ja sonnenklar,
Gestützt auf Gottes Treu,
Wie Jesus Christus, ewig wahr,
Ein ganzer Heiland sei.

Drum starb Er auch, drum lebt Er nun,
Drum wirkt Sein Heil'ger Geist.
Und was Er tut, will ganz Er tun,
Daß Ihn Sein Werk auch preist.

Ein volles, freies, ew'ges Heil
Hat Jesus uns gebracht!
O Herz, ergreife jetzt dein Teil,
Das ewig selig macht!

„Bittet, und es wird euch gegeben werden“

Dieses ermunternde Wort des Herrn Jesus gilt nicht nur alten, erfahrenen Christen. Auch Kinder dürfen in demselben sicheren Glauben zu Gott kommen.

Ein Herr fragte einmal einen armen Knaben, ob er auch zu Gott bete.

„Nein“, lautete die Antwort, „ich weiß nicht, wie ich das machen soll.“

„Wenn ich dich nun ein Gebet lehre, willst du es dann anwenden?“

„Ja, wenn ich es behalten kann.“

„Das kannst du, denn es besteht nur aus folgenden drei Worten: „Herr, hilf mir!““

„Genügt das für alles, auch wenn ich kalt und hungrig bin?“

„Ja, Gott hört jeden, der sich in einfältigem Vertrauen an Ihn wendet. Er hört auch dich.“

Als Herr M. dem Jungen wieder begegnete, fragte er ihn, ob er gebetet habe. Die Antwort lautete bejahend.

„Was hast du denn gesagt?“

„Herr, hilf mir, denn Herr M. sagt, Du wolltest es tun.“

„Warum hast du denn meinen Namen dabei genannt?“

„Ich dachte, Gott würde mir dann eher helfen, weil Er Sie besser kennt als mich.“

Herr M. erklärte dem Knaben, daß Gott keines

Fürsprechers bedürfe, und forderte ihn aufs neue zu einfältigem, kindlichen Bitten auf.

Einige Zeit später erzählte der Junge seinem gütigen Freunde, wie sehr er unter der Kälte leide, und fragte, ob er Gott wohl um einen Mantel bitten dürfe.

„Gewiß. Wir dürfen Gott um alles bitten.“

Gern hätte Herr M. dem Knaben, mit dem er herzliches Mitleid empfand, einen Mantel verschafft, doch hielt er es für richtiger, ihn Gott zu überlassen.

Am anderen Tage kam der Junge, in einen schönen, warmen Mantel gehüllt, eiligst zu ihm. Die Freude leuchtete ihm aus den Augen.

„Sehen Sie, Herr M.! Hat Gott mich nicht schnell erhört?“ rief er überglucklich.

„Wo hast du denn den schönen Mantel her?“

„Als ich Sie gestern verließ“, berichtete der Junge, „betete ich von neuem und sagte: „Herr, erinnerst Du Dich nicht, daß ich um einen Mantel bat, weil ich immer so kalt bin, und das Wetter so regnerisch bleibt, und ich nichts Nichtiges anzuziehen habe? Bitte, gib mir einen Mantel, Herr! Hilf mir!“ Als ich dann, vor Kälte zitternd, weiter ging, sagte plötzlich ein Herr hinter mir: „Junge, wie durchfroren du aussiehst!“ Und er nahm mich mit in einen Laden und kaufte mir diesen schönen Mantel. Ist er nicht herrlich?“ fügte er mit strahlenden Augen hinzu.

Herr M. war kaum weniger erfreut als sein armer Schützling. Zusammen knieten sie nieder und dankten Gott für Seine freundliche Hilfe.

Ein weggeworfener Traktat

„Ich freue mich, daß du dich in deiner neuen Stellung wohl fühlst, Maria“, sagte Bruder Martin, indem er sich in dem kleinen Raum umschaute, der hinter dem Laden lag, in welchem seine Schwester seit einiger Zeit angestellt war.

„Ja, ich habe über wenig zu klagen und für vieles zu danken“, bestätigte die Angeredete. „Ich kann des Sonntags ungehindert ausgehen und Gottes Wort hören, und auch in der Woche habe ich genug freie Zeit. Meine Arbeit ist mir schon vertraut geworden, und ich habe mich gut in die neue Umgebung eingelebt. Ich kann natürlich nicht erwarten, alles wie daheim zu finden, und dennoch...“

„Nun, was denn, Schwesterchen?“ fragte der Bruder freundlich, als die Sprecherin eine Pause machte.

„Es gibt etwas, das ich schmerzlich vermissen“, sagte das junge Mädchen leise, während Tränen in ihre Augen traten. „Ich vermissen die rechte Gesellschaft, jemand, gegen den ich gelegentlich mein Herz ausschütten kann, jemand, der mir in der rechten Weise voranhilft, so wie du es zu tun pflegtest.“

„Aber du darfst dein Herz doch allezeit dem Herrn ausschütten, Maria.“

„Das ist auch mein Trost, ohne den ich mich in dieser großen, geräuschvollen Stadt gewiß recht un-

glücklich fühlen würde; ich bin auch überzeugt, daß der Herr mir in meinen Wünschen zu Hilfe kommen wird. Aber, Martin, es gibt noch etwas anderes, das ich sehr entbehre, ich meine das Vorrecht, mich in der einen oder anderen Weise nützlich machen zu können."

"Aber machst du dich denn nicht den ganzen Tag nützlich? Arbeitest du nicht fleißig vom Morgen bis zum Abend?"

"Ja, in meinem irdischen Beruf. Der Tag ist damit ausgefüllt, daß ich Nadeln und Knöpfe verkaufe, Band abmesse und dergleichen."

"Wenn wir unsere irdischen Pflichten im Gehorsam gegen unsere Vorgesetzten treu erfüllen, dienen wir darin zugleich unserem himmlischen Herrn", versetzte Martin.

Aber Maria schüttelte traurig den Kopf und erwiderte:

"Zu Hause konnte ich mehr für den Herrn tun. Es war meine Freude, den Kindern in der Sonntagsschule vom Heiland zu erzählen und die Armen und Kranken im Ort zu besuchen. Diese Freude fehlt mir jetzt, denn hier habe ich zu alledem keine Gelegenheit."

"Und doch kannst du auch hier viel mehr, als du denkst, für den Herrn arbeiten. Vergiß nicht, daß das Geringste, das wir aus Liebe zu Ihm tun, Ihm wohlgefällig und von Seinem Segen begleitet ist. Wenn du nicht Sonntagsschule halten oder Arme und Kranke besuchen kannst, so bietet sich dir zum Beispiel sicher Gelegenheit, hin und wieder jemand mit freundlichem Wort einen Traktat zu reichen."

"Daran habe ich noch nicht gedacht", sagte das

junge Mädchen, ein wenig bestürzt, „und ich fürchte auch, daß ich das nicht tun kann.“

„Warum denn nicht? Es ist wirklich nicht so schwer, wenn die Liebe uns drängt“, entgegnete der Bruder. „Natürlich mußt du in der Wahl der Schriften vorsichtig sein, anders könnte unter Umständen mehr Schaden als Nutzen geschehen. Einem Kranken, der der Ermunterung und des Trostes bedarf, dürftest du z. B. keine Schrift geben, die für einen Trinker bestimmt ist, oder einem gottlosen Menschen die Geschichte eines Kindes. Du mußt die Schriften vorher lesen, um sie mit Verständnis an die richtige Person abzugeben. Hier habe ich zwei Traktate“, fügte er hinzu, indem er einige Schriften aus der Tasche zog und sie vor Maria auf den Tisch legte. „Der erste ist zur Ermunterung für gläubige Kranke geschrieben, während der zweite, der die Geschichte von dem verlorenen Sohn behandelt, den Sünder dringend auffordert, von seinen sündigen Wegen abzulassen und sich zu dem Gott der Liebe zu wenden.“

„Ich danke dir, Martin“, erwiderte Maria leise. „Für den ersten hätte ich schon gute Verwendung. Der Kranke im Hause nebenan wird ihn gern lesen. Ein solches Schriftchen richtig anzubringen, wird nicht schwer halten. Doch das zweite — ich wüßte nicht...“

„Wem du es geben solltest?“ fuhr der Bruder lächelnd fort, als Maria wieder zögerte.

„Ganz recht. Es wäre mir schon lieber, du gäbst diesen Traktat selbst weg.“

„Für mich selbst habe ich noch eine ganze Anzahl. Diesen überlasse ich dir. Und du sollst sehen, hast du erst den Anfang gemacht, so wird es dir eine Freude sein, mehr Traktate zu verteilen.“

„Ich glaube nicht, daß ich einen solchen Traktat abgeben kann“, sagte das junge Mädchen seufzend.

„Bitte den Herrn um Mut und Leitung und schau nach der rechten Gelegenheit aus. Es mag sein, daß du nie erfährst, ob der Traktat wirklich einem Menschen zum Segen geworden ist. Aber das ist kein Grund, das Verteilen zu unterlassen. Ist dir nicht schon aufgefallen, wie viele schädliche, böse Schriften täglich in dieser großen Stadt verbreitet werden? Ist es da nicht ein Vorrecht, diesem Strom von Gift — und sei es auch nur durch einen Tropfen — ein wenig entgegenzuwirken? Doch meine Zeit ist um. Leb wohl, Schwesterchen! Wirf deine Sorgen auf den Herrn! Er hilft dir sicher. Suche Kraft bei Ihm und bitte um Seinen Segen zu allem, was du tust. Er wird dir nicht vorenthalten werden.“

Der folgende Tag war ein Sonntag. Als Maria sich bereit machte, eine christliche Versammlung zu besuchen, steckte sie den Traktat des Bruders zu sich, in der Hoffnung, daß sich ihr eine Gelegenheit bieten werde, ihn an der richtigen Stelle abzugeben. Aber Maria war ein schüchternes Mädchen. Was mancher anderen eine Leichtigkeit gewesen wäre, erforderte ihren ganzen Mut. Der Traktat war noch in ihrem Besitz, als sie den Versammlungsraum erreichte, und er war es noch, als sie wieder nach Hause zurückkehrte, und das keineswegs aus Gleichgültigkeit.

Am Abend saß Maria allein im Laden. Sie hatte sich dorthin zurückgezogen, um, von niemand gestört, in dem besten aller Bücher lesen zu können. Als sie einen Augenblick sinnend auf die Straße schaute, erblickte sie eine Obsthändlerin, die Apfelsinen feilbot.

„Hier ist eine arme Frau, die den Tag des Herrn dazu benutzt, Geld zu verdienen, und das vielleicht aus Unwissenheit“, dachte das junge Mädchen und wandte sich zur Tür, sie leise öffnend. „Dort geht sie hin mit ihrem Korb am Arm. Wenn sie doch hier vorüberkäme!“ Marias Hand faßte nach dem Traktat in ihrer Tasche.

Die Obsthändlerin sah die geöffnete Tür, und daß jemand auf der Schwelle stand. Eilig näherte sie sich Maria, in der Hoffnung, ein Geschäft machen zu können.

„Apfelsinen gefällig?“ rief sie.

„Herr, laß deinen Segen auf dem Schriftchen ruhen!“ betete das junge Mädchen leise, und mit einem freundlichen Blick der Frau den Traktat entgegenhaltend, sagte sie: „Apfelsinen brauche ich nicht. Aber wollen Sie dies von mir annehmen?“

Die Händlerin sah enttäuscht und verärgert drein. Einen Augenblick hielt sie den Traktat zwischen Daumen und Zeigefinger, wandte sich dann rasch um, und mit den Worten: „Hat keinen Wert für mich“, warf sie ihn weg. Da lag er nun in dem Schmutz der Straße.

Mit einem Seufzer schloß Maria die Tür.

„Er hat seinen Zweck verfehlt“, flüsterte sie traurig. „Ich hätte ihn ebensogut lassen können, wo er war.“

Hatte Maria recht? Der Leser wird es im Verlauf unserer Geschichte erfahren.

* * *

Es war bereits spät am Abend. Die Unruhe des Tages begann der Stille der Nacht zu weichen,

als in nächster Nähe von Marias Laden ein Mann einsam gegen den Vorsprung eines Hauses gelehnt stand. Von Zeit zu Zeit stampfte er, während er ungeduldig die Straße hinunterspähte, als erwarte er jemand, mit den Füßen auf den Boden, um sich warm zu halten, denn es war eine bitterkalte Nacht. Seine Kleidung war dürftig und unsauber, und sein Gesichtsausdruck mürrisch, ja, finster. Das ganze Aussehen des Mannes paßte auf einen, der schon mit dem Gefängnis nähere Bekanntschaft gemacht hat.

„Wo H. nur bleibt?“ murmelte er mit einem Fluch. „Denkt er, mich hier stundenlang hungern und frieren lassen zu können?“

Während er, ohne die Straße außeracht zu lassen, auf- und abschnitt, fiel sein Blick auf ein schmales weißes Blatt, das auf der Erde lag. Neugierig hob er es auf, warf es aber, als er sah, daß es ein Traktat war, sogleich wieder zu Boden. Diesmal fiel die Titelseite nach oben, und das Bild darauf zog die Aufmerksamkeit des Einbrechers — denn ein solcher war dieser elende junge Mensch — von neuem an. Er hob das Blatt wieder auf, prüfte es unter dem Licht einer Laterne, fand etwas, das wie eine Geschichte aussah, und begann, um sich die Zeit zu vertreiben, zu lesen.

Der Traktat war packend geschrieben. Er enthielt die Geschichte des verlorenen Sohnes. Als der junge Mann von den Tröstungen und Segnungen des Vaterhauses las, aus denen der Sohn fort in die Fremde gezogen war, brachte die Erinnerung längst vergangene Tage in sein Gedächtnis zurück, Tage, in denen auch er die Segnungen eines Elternhauses ge-



... Während er, ohne die Straße außeracht zu lassen, auf- und abschritt, fiel sein Blick auf ein schmales, weißes Blatt, das auf der Erde lag.

nossen, die Sonntagschule und Kirche besucht und dabei an der Seite eines liebenden Vaters gegessen hatte.

„Gut, daß der alte Mann nicht mehr lebt, um sehen zu müssen, was aus mir geworden ist“, murmelte der Verworfene düster vor sich hin und schüttelte sich. „Aber — es ist nicht mehr zu ändern. Der Würfel ist gefallen; ein Zurück gibt es nicht mehr. Mag das Leben bringen was es will: Geld oder — Was macht's? Mit dem Tode ist alles aus, und hier — fragt doch niemand nach mir!“

Fragt wirklich niemand nach dir, unglücklicher Mann? Lies weiter, lies weiter! Ist da nicht Einer, der den Himmel verließ, um zu suchen und zu erretten, was verloren ist? Ist da nicht Einer, der Heil und Frieden für den Sünder erwarb um den Preis Seines eigenen Blutes? nicht Einer, der auch dich schon längst, auf allen deinen Irrfahrten, beobachtet hat, dessen Stimme noch immer voll Erbarmen den schlimmsten der Sünder zuruft: „Kehret um, kehret um, warum wollt ihr sterben!“?

Und der verkommene Mensch las weiter, las von dem Elend des verlorenen Sohnes, dem Leiden, der Hungersnot, den Träbern. War es nicht sein eigenes Elend, das hier so lebendig geschildert wurde? Ja, alles, was von dem verlorenen Sohn erzählt wurde, war sein eigenes Erleben — alles was der verlorene Sohn gelitten, hatte er selbst durchgemacht. Wäre das Gleichnis hiermit beendet gewesen, es hätte in des Sünders Herzen nur ein tieferes Gefühl von Elend und Verzweiflung hervorgebracht. Doch er las weiter und zitterte, während er las. Er las von Mitleid und Erbarmen und unverdienter Liebe, der Liebe eines Vaters, der den Zurückkehrenden sah, „als er

noch fern war“, las von einem Waterhaus, dessen Tore offen standen, um den Verirrten aufzunehmen.

Ein seltsam würgendes Gefühl kam in seine Kehle. Er sah zum Himmel auf, von dem die hellen Sterne gleich Engelaugen auf ihn herabzublicken schienen.

„H. mag seine Arbeit diese Nacht allein tun“, murmelte er. „Eine Stunde früher wäre ich mit ihm gegangen; jetzt aber habe ich keine Lust mehr. Ich kann nicht. Nein, ich will zum wenigsten in dieser Nacht nicht noch tiefer in Schuld und Sünde sinken.“

Wohl ein duzendmal hemmte er die Schritte auf dem Wege zu seiner elenden Dachkammer, lachte über seine Schwachheit und schalt sich selbst einen Narren und Berrückten. Mehr als einmal war er nahe daran, zurückzukehren, doch ein inneres Gefühl — was mochte es nur sein? — trieb ihn vorwärts, und mit dem Traktat in der Brusttasche kam er endlich in seiner armseligen Wohnung an. Schlafen konnte er diese Nacht nicht. Noch vor Tagesanbruch erhob er sich, um ruhelos und unglücklich durch die jetzt menschenleeren Straßen zu wandern. O wie klangen sie ihm in den Ohren, die Worte, welche er einmal als Kind gelernt, seit vielen Jahren aber vergessen und nun in dem Traktat wiedergefunden hatte: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und will zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, ich bin nicht mehr würdig, dein Sohn zu heißen“! Halb unbewußt kamen diese Worte wieder und wieder über seine Lippen, als er ziellos durch die einsamen Straßen schritt.

Da stieß er plötzlich an einer Straßenbiegung auf eine Gruppe Männer, die, begleitet von einem

Schuhmann und einer Anzahl Leute, eine Bahre zwischen sich trugen, auf der ein Mann ausgestreckt lag. Sie eilten dem Krankenhause zu. Als sie vorüberkamen, sah er das geisterhaft blasser Gesicht des Verunglückten, stutzte und fuhr mit einem Schauer zurück. Er hatte seinen Gefährten H. erkannt.

„Sieht er nicht schrecklich aus?“ sagte eine alte Frau, die das entsetzte Zurückfahren des jungen Mannes beobachtet hatte. „Armer Mensch! sie sagen, er habe beide Beine gebrochen. Aber es geschieht ihm recht. Er hat einen Einbruch verübt und erlitt den Unfall, als er aus einem Fenster sprang, um dem Schuhmann zu entgehen.“

Schweigend wandte der verlorene Sohn sich ab und eilte mit geflügelten Schritten davon. Er hätte kein Wort antworten können, so bewegt war sein Herz. Es war ihm, als sei er gewaltsam vom Rande eines gähnenden Abgrundes zurückgerissen worden, und das erste Wort, als er seine Sprache wiederfand, war: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“

Wenige Worte führen meine Erzählung zu Ende. In der Stadt, in der das oben Erzählte sich zugetragen hat, gibt es ein Heim für tief gesunkene Menschenkinder, deren Wunsch nach Besserung — wie tief sie auch gefallen sein mögen — ehrlich ist. Sie werden dort in einer Berufsarbeit unterwiesen, über ihre Pflicht Gott und Menschen gegenüber belehrt, und wenn ihr Verhalten beweist, daß ihr Wille gut und aufrichtig ist, erhalten sie die Mittel auszuwandern. Dorthin wandte sich der Bußfertige, den kostbaren Traktat noch immer bei sich tragend. Dort lernte er beten und arbeiten, und im Himmel war

Freude über einen Sünder, der Buße tat — ein verlorener Sohn war zum Vater zurückgekehrt. Als seine Probezeit abgelaufen war, durfte er auswandern. In der Fremde erwarb er sich in einem treuen, tätigen Leben, unter dem Segen des Herrn, eine gute, unabhängige Stellung und jenes kostbare Gut, einen ehrlichen Namen, wieder.

Ich wiederhole: Hatte Maria recht mit ihrer Frage: „Ich hätte den Traktat ebensogut lassen können, wo er war!“? Nein, sie hatte nicht recht. Mancher Traktat wird achtlos weggeworfen und erfüllt seinen Zweck nicht. Wer wollte es leugnen? Aber wenn von tausend verteilten Traktaten auch nur einer dazu dient, eine Seele dem Heiland der Verlorenen zuzuführen, ist es dann nicht der Mühe wert? Im Himmel, bei den Engeln Gottes, ist Freude über einen Sünder, der Buße tut, und Freude ist in dem Herzen eines jeden Gläubigen, wenn er hört: Wieder hat eine unsterbliche, kostbare Seele ewiges Leben gefunden im Glauben an Jesum Christum. Sollten wir nicht alle mehr Fleiß anwenden, daß unseren armen, in der Irre gehenden Mitmenschen Jesus gezeigt werde, die Quelle aller wahren Freude?

„Ein besseres Vaterland“

Vor einer Reihe von Jahren kam ein Herr auf einem Spazierritt durch ein schön gelegenes Dorf in walddreicher Gegend. Als er an einem größeren Hause vorbeiritt, vor dem, um den Schall zu dämpfen, die Steinfliesen mit Stroh belegt wa-

ren, wunderte er sich, was das zu bedeuten habe. Er erfuhr auf seine Erkundigung, daß die Mutter des Hauses im Sterben liege und zehn kleine Kinder, von denen das älteste erst zwölf Jahre alt sei, zurücklassen werde.

Herr U. war von dieser Mitteilung so gerührt, daß er von seinem Pferd stieg und leise an die Haustür klopfte, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen und seine Teilnahme auszudrücken. Er ahnte nicht, daß der Tod seinen Stachel für die Kranke verloren hatte, und daß, wenn sie entschlief, sie zu Dem gehen würde, der sie mehr liebte als Mann und Kinder. Ihm war der Herr Jesus bis jetzt ein Fremder geblieben. Obgleich er ein religiöser und ehrbarer Mann war, liebte er die Welt. Er huldigte der Jagd und der Musik und widmete seine Zeit außer seinen Liebhabereien ausschließlich der Verbesserung seines schönen Besitztums, das mehrere Wegstunden von dem Dorf entfernt lag. In der ganzen Gegend war Herr U. als ein vornehm denkender Mann bekannt und geehrt, freilich auch wegen seiner Strenge und seines ausgesprochenen Gerechtigkeitssinnes mehr gefürchtet als geliebt. Doch obwohl ein stolzer Mann, war sein Herz seltsam bewegt bei dem Gedanken an die zehn kleinen Kinder, die in kurzem der Mutter beraubt sein sollten, und sobald es ihm möglich war, ritt er wieder in das Dorf hinaus, um zu hören, wie es um die Kranke stehe. Da erfuhr er denn zu seinem Erstaunen, daß die Krankheit, aller Erwartung entgegen, eine günstige Wendung genommen habe und man hoffen dürfe, daß die Mutter der Familie erhalten bleibe.

Als einige Zeit danach Herr U. wieder an dem

Hause vorsprach, wurde ihm, da die Genesung inzwischen fortgeschritten war, auf seine Bitte gestattet, der Kranken einen kurzen Besuch zu machen. Mit Staunen nahm der vornehme Fremde bei dieser Gelegenheit wahr, welch ein tiefer Friede sich in den Zügen der immer noch recht kranken Frau widerspiegelte, und das machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er mit der festen Überzeugung fortging, hier müsse eine Quelle von Glück gekannt sein, von der er nichts wisse. Die fröhliche Erklärung der Kranken: „Sie blickten auf Ihn und wurden erheitert“, verstand er nicht. Diese wunderbaren Schriftworte hatten keine Bedeutung für ihn.

Nach einiger Zeit machte Herr M., der Gatte der Kranken, Herrn U. einen Gegenbesuch. Er traf aber nur dessen Gattin zu Hause, in der er nach kurzer Unterhaltung zu seiner freudigen Überraschung eine Gleichgesinnte kennen lernte. Frau U. war eine gläubige Christin, ohne jedoch in dem vollen Genuß ihrer Errettung zu stehen, und Herr M. erfuhr, daß sie nicht wenig um den Seelenzustand ihres Mannes besorgt sei.

„Haben Sie jemals mit Ihrem Gatten über seine Seele gesprochen?“ fragte er.

„O nein, das wäre unmöglich. Er ist ein so stolzer Charakter. Niemand dürfte es wagen, ihm mit so etwas zu kommen.“

Wenige Tage später traf es sich, daß Herr M. seinem neuen Bekannten begegnete. Da sie allein waren, benutzte er die Gelegenheit, um die einfache Frage an ihn zu stellen:

„Wissen Sie, Herr U., was es ist, Vergebung seiner Sünden zu haben?“

Ohne auf die Frage zu antworten, lenkte Herr U. sofort das Gespräch auf einen anderen Gegenstand.

Wochen vergingen, bis sich die beiden Männer wieder trafen. Sie wanderten in angeregter Unterhaltung über Herrn U.'s wundervoll angelegtes Landgut, als Herr M., eine Pause benutzend, plötzlich sagte:

„Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte? Wenn der Herr Jesus diese Nacht käme, würden Sie bereit sein, Ihm zu begegnen?“

Wieder blieb Herr U. die Antwort schuldig, und sein Bekannter verabschiedete sich von ihm in dem Gefühl, daß Gott etwas Besonderes tun müsse, bis diese Seele sich dem Licht des Lebens erschlösse. Er wußte aus eigener Erfahrung, welch eine Anziehungskraft die Welt mit ihren tausend Netzen und Schlingen auf einen Menschen haben kann, da er selbst von guter Herkunft und im Reichtum aufgewachsen war. Was die Welt an Angenehmem zu bieten vermochte, hatte er besessen, aber Gott hatte ihm in Seinem Erbarmen manches genommen, aber ihm dafür den Kelch himmlischer Freuden gereicht. Herr M. war im Kriege gewesen, und während einer mörderischen Schlacht hatte der Herr zuerst mit ihm geredet. Als er seine Kameraden einen nach dem anderen fallen sah, stellte ihm der Gedanke, daß die Reihe bald auch an ihn kommen werde, den Tod und das, was auf ihn folgt, lebendig vor die Seele. Unwillkürlich fragte er sich: Wo wirst du die Ewigkeit zubringen? Doch er blieb verschont, nur war die Ruhe seines Herzens seitdem dahin. Doch der Heiland-Gott, der im Tosen der Schlacht zu ihm geredet hatte, führte ihn weiter

und sprach Worte des Friedens zu ihm. In dem einfältigen Glauben an das Blut des eingeborenen Sohnes Gottes, das am Kreuzesstamm geflossen ist, fand er wahre, selige Ruhe. Seitdem war es seine Freude gewesen, Dem zu leben, der für ihn gestorben war. Und er schämte sich nicht, deutlich zu zeigen, daß er ein besseres Vaterland suchte gleich jenen Glaubenszeugen, von denen die Schrift sagt, daß Gott sich nicht geschämt hat, „ihr Gott“ genannt zu werden.

Für Herrn U. dagegen besaß die Welt noch ihre ganze Anziehungskraft. Er konnte seines neuen Bekannten Lebensart nicht begreifen und verstand nicht, warum er ihm mit diesen persönlichen, seine Seele betreffenden Fragen so zusetzte.

„Was für eine Veranlassung mag M. nur haben, sich um meine Seele zu kümmern? Das geht ihn doch nichts an“, hatte er nach der letzten Unterhaltung ärgerlich zu seiner Frau gesagt.

Nichtsdestoweniger war er unruhig geworden. Das Wort Gottes, das lebendig und wirksam ist, hatte Herz und Gewissen dieses stolzen Mannes durchbohrt. In der auf die Unterredung folgenden Nacht konnte er nicht schlafen. Immer wieder hörte er die Frage: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte?“ Ja, seine Seele! Was sollte aus seiner Seele werden? Beim Sinnen hierüber trat sein ganzes vergangenes Leben vor ihn, und zum erstenmal sah er Sünden über Sünden. Wie ein hoher Berg häuften sie sich vor ihm auf. Verzweiflung wollte ihn ergreifen bei dem Gedanken, ewig verloren zu gehen. Er hatte das Gefühl, als wenn er auf einer abschüssigen Bahn geradeswegs in die Hölle gleite. Die Sündenlast

wurde schließlich unerträglich. Wer konnte seine Seelennot lindern? Da, in dem Augenblick, als der letzte Hoffnungsstrahl verlöschen wollte, sah er eine ausgestreckte Hand, die ihm Rettung bot. Er sah Jesum, den Heiland der Sünder, der für ihn starb. Glaubend blickte er aufs Kreuz, und noch in der gleichen Nacht empfing er die Gewißheit, daß seine Sünden vergeben waren, weil Jesus das Gericht für sie erduldet hatte. Auf die Nacht voll Seelenangst folgte der Morgen einer Freude, die nie enden sollte.

Herr U. hatte die Gewohnheit, jeden Morgen in Gegenwart einer zahlreichen Dienerschaft eine Andacht zu halten, wobei er das Gebet ablas. Das Erstaunen der Leute war daher nicht gering, als sie ihren Herrn an diesem Morgen auf seine Kniee fallen sahen und, ohne daß er das Gebetbuch geöffnet hätte, mit einer vor Bewegung zitternden Stimme Gott dafür preisen hörten, daß Er ihn während der vergangenen Nacht errettet und ihm alle seine Sünden auf Grund des kostbaren Blutes Christi vergeben habe.

Nach dem Frühstück ließ Herr U. sein Pferd satteln und ritt zu seinen Freunden. Wo er den einen oder anderen seiner Bekannten traf, erzählte er ihm von der wunderbaren Errettung, die ihm zuteil geworden war, und bat ihn, auch Jesum als seinen Heiland anzunehmen. Er war mit einem Schlage ein anderer Mann geworden, wie bald alle, die ihn kannten, bezeugen mußten, und es gefiel dem Herrn, ihn zur Bekehrung vieler Bewohner der umliegenden Ortschaften zu benutzen. Es ist hier nicht der Platz, mehr von seinem Werk des Glaubens und seiner Liebesarbeit zu berichten. Der Tag Christi wird alles offenkundig machen.

Man hört manchmal von Sterbebett-Befehrungen, von Menschen, die, wie der Schächer am Kreuz, in der elften Stunde errettet wurden. Aber die beiden Befehrungen, von denen ich hier berichtet habe, trugen viele Jahre hindurch herrliche Früchte. Und was denkst du, mein Leser? Wird wohl einer dieser beiden Männer je Lust gehabt haben, in die Welt zurückzukehren, aus welcher Gott sie herausgerufen hatte? Nein, beide trachteten nach einem besseren, das ist himmlischen Vaterland. Sie hatten eine lebendige Person im Himmel gefunden, den Herrn Jesus Christus, der sie mächtig von der Erde zu sich hinaufzog.

Und nun laß mich dich fragen: Welches Teil hast du erwählt, ein irdisches oder ein himmlisches? Diese Welt eilt ihrem Untergang und einem schrecklichen Gericht entgegen. Zudem kann sie dich niemals befriedigen. Der Sohn Gottes aber hat sich selbst dahingegeben, um dir ein ewiges Heil zu erwerben.

Er hat alle, die an Ihn glauben, jetzt schon mit etwas bekannt gemacht, das besser ist als ein irdisches Paradies. Er hat ihnen Friede für Herz und Gewissen geschenkt und die hohe, beseligende Freude der Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes, in dessen Bild sie bald vollkommen verwandelt werden sollen in Herrlichkeit. Aber jetzt ist auch die Zeit für Zeugnis und Dienst. Wir versäumen sie, wenn wir in dieser Welt leben, als gehörten wir noch zu ihr. Laßt uns darum nicht zurückweichen, wenn wir beim Durchschreiten dieser Welt ein wenig für Seinen Namen zu leiden haben sollten, in einer Welt, wo wir das Vorrecht haben, „deutlich zu zeigen, daß wir ein Vaterland suchen“!

Wo und wann willst du Gott Begegnen?

Weißt du, mein Leser, daß du einmal Gott begegnen mußt?

„Ja“, antwortest du vielleicht, „ich weiß wohl, daß wir Ihm alle einmal begegnen müssen, am jüngsten Tage; das ist nun mal nicht anders.“

Lieber Freund, wenn du auf diesem Standpunkt stehst, so ist deine Lage wirklich furchtbar. Denn wie willst du dem heiligen Gott an jenem Tage begegnen? Hat dich nie der Ernst jenes Schreies ergriffen: „Wenn du, Jehova, merkst auf die Ungerechtigkeiten: Herr, wer wird bestehen!“? (Ps. 130, 3.) Gott ist der dreimal Heilige. Daher fleht der Psalmist: „Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht! Denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht.“ (Ps. 143, 2.)

„Aber“, wendest du ein, „Gott ist doch barmherzig und gütig.“ Allerdings, Er ist noch viel barmherziger und gütiger, als du ahnst. Es heißt von Ihm: „Jehova ist langsam zum Zorn und groß an Güte, der Ungerechtigkeit und Übertretung vergibt, aber“ — und nun kommt die andere Seite — „aber keineswegs hält Er für schuldlos den Schuldigen“. (4. Mose 14, 18.) Bist du kein Schuldiger?

„Wohl, aber ich habe nicht mehr gesündigt als andere“, entgegnest du. Das mag sein. Aber was soll dir das helfen? Hebt das etwa den Ernst des göttlichen Wortes auf: „Er hält keineswegs für schuldlos den Schuldigen“? Wenn Gott mit den Men-

schen ins Gericht geht, so ist „kein Lebendiger gerecht“, und: „Die Seele, welche sündigt, die soll sterben“. (Hes. 18, 4.) Das Gericht ist also ganz persönlich. Ob andere Menschen besser oder schlechter sind als du, oder gerade so wie du, ist von wenig Belang für dich. Gott wird dich keineswegs für schuldlos halten — das tust du übrigens ja auch selbst nicht — und dann muß deine Zukunft gemäß dem klaren Worte Gottes Tod, Gericht und Verdammnis sein, d. i. ewige Entfernung aus Seiner Gegenwart.

Aber Gott ist in der Tat wunderbar gnädig. Er will nicht deinen Tod, sondern deine Rettung. Und Er selbst hat den Weg der Rettung gebahnt.

„Bei dir ist Vergebung“, lesen wir weiter im 130. Psalm. Wahr ist es, daß, wenn du Gott am Richterstuhl begegnest, du verdammt werden wirst; doch du kannst Ihm am Gnadenstuhl begegnen.

Wenn Er sich einmal auf den Richterstuhl gesetzt hat, begnadigt Er nicht mehr!

Du mußt dich zum Gnadenstuhl wenden, wenn du Vergebung deiner Sünden haben willst. Auf dem ersteren ist Er gerecht und heilig, indem Er den Schuldigen verdammt; auf dem letzteren ist Er gerecht, indem Er den rechtfertigt, der des Glaubens an Jesum ist, und Seine Botschaft an dich lautet: „Ich wünsche dich zu rechtfertigen“.

Wie stehst du nun zu diesem Wunsch Gottes, mein Freund? Ist es dir der Mühe wert, zu erfahren, wie es Ihm, der heilig ist, möglich wurde, dir in Gnaden zu begegnen? Liegt dir genug an Seiner Ehre und an dem Wohl deiner eigenen Seele, um danach zu fragen? O hartes, unempfindsames Herz,

das dem sicheren Verderben entgegeneilen kann, ohne einen Augenblick hierüber nachzusinnen!

Nur die völlige Hingabe des eingeborenen Sohnes Gottes für dich in Tod und Gericht ermöglicht es Gott, dich am Throne der Gnade von Sünde und Schuld freizusprechen. Während du Seine Ansprüche nicht befriedigen konntest noch wolltest, hat Christus Ihn völlig verherrlicht, und auf Grund Seines Opfertodes kann Gott dich noch heute, wenn du als Sünder zu Ihm kommst, freisprechen und rechtfertigen.

Und wenn du nun wissen willst, wie du nahen darfst, und welche Worte die rechten sind, so lausche wiederum auf Sein göttlich unfehlbares Wort, das dir auch hier zu Hilfe kommt: „Er wird zu Gott flehen, und Gott wird ihn wohlgefällig annehmen. . . Er wird vor den Menschen singen und sagen: Ich hatte gesündigt und die Geradheit verkehrt, und es ward mir nicht vergolten; Er hat meine Seele erlöst, daß sie nicht in die Grube fahre, und mein Leben erfreut sich des Lichtes.“ (Hiob 33, 26—28.)

Wie einfach ist das, nicht wahr? Gott sagt dir in Jesaja 59, 2, daß deine Sünden dich von Ihm getrennt haben, sodaß Er dich als dein Richter für immer aus Seiner Gegenwart fortschicken müßte. Aber „so wahr ich lebe, spricht der Herr, Jehova, ich habe kein Gefallen am Tode des Gesetzlosen“. (Hes. 33, 11.) In der Fülle Seiner Liebe sandte Er Jesum, Seinen eingeborenen Sohn. Und „das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten“. (1. Tim. 1, 15.) Christus war vollkommen in allem, was Er tat. Er hat Gott da verherrlicht, wo du Sch-

verunehrt hast. Er hat Sein Leben dargelegt und Sein kostbares Blut gegeben. Er hat sich Gott geopfert als eine Sühnung für Sünden, und Gott hat Sein Opfer angenommen. Konnte Er auf Grund dessen, was du getan hast, dir nur im Gericht begegnen, so kann Er dir jetzt auf Grund dessen, was J e s u s getan hat, in G n a d e n begegnen.

Und nun möchte ich zum Schluß fragen: Willst du weiter bei deinen eigenen Meinungen verharren, oder willst du auf das hören, was Gott dir sagt? Du sagtest vorhin: „Wir alle müssen Gott einmal begegnen, am jüngsten Tage“. Damit beweise ich dir, daß du in einer Idee befangen bist, die ebenso allgemein wie verkehrt ist. Nein, wir werden n i c h t a l l e am jüngsten Tage vor dem Richterstuhl Rechenschaft für unsere Sünden ablegen müssen. Es wäre unser aller sicheres Verderben. Es ist vielmehr so: Anstelle des Gläubigen hat Christus im Gericht gestanden und den Zorn Gottes über die Sünde an Seinem eigenen Leibe getragen, sodaß Gott jetzt von denen, die an Jesum glauben, sagt: „Ihrer Sünden und ihrer Gesetzmäßigkeiten w e r d e i c h n i e m e h r g e d e n k e n“. Für diese gibt es kein Gericht mehr. Der jüngste Tag hat für sie alle Schrecken verloren, weil sie nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er ist nur für die, die „ins Gericht kommen“, und für diese bedeutet er nicht weniger als Schrecken und ewige Verzweiflung.

„Was aber wird aus den Sünden, die nach der Bekehrung begangen werden?“ Nur Mangel an Glaube oder Unverstand können diese Frage erheben. Heißt es nicht ausdrücklich, daß das kostbare Blut Jesu von aller Sünde reinigt? und sind nicht die, die glauben, von allem gerechtfertigt? „Also ist

jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind“, schreibt der Apostel Paulus in Röm. 8, 1. Und der Herr Jesus selbst sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“. (Joh. 5, 24.)

Noch eins. Gott hat dir in dieser kurzen Betrachtung sagen lassen, wo du Ihm begegnen darfst, und wie du errettet werden kannst — doch wann, wann willst du Gnade finden? Der Tag des Gerichts ist zukünftig, der Tag der Gnade ist heute. „Siehe, jetzt ist die wohlgenommene Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils.“ (2. Kor. 6, 2.)

Ein Brief aus Amerika

Große Freude herrschte in der Familie des Landwirts H. im Oldenburger Ländchen, als der allen Familiengliedern wohlbekannte und von allen stets gern gesehene Briefbote eines Tages einen Brief aus Amerika brachte mit der Bemerkung: „Euer Sohn hat geschrieben“. Dieser Sohn und Bruder war seiner Zeit mit mehreren Kameraden nach dem gelobten, vielgepriesenen Lande jenseit des Ozeans ausgewandert und schon eine Zeitlang in Amerika. Alle wußten, daß der junge Mann gar bald hatte erfahren müssen, daß das Geld in Amerika ebensowenig auf der Straße liegt wie in Deutschland und anderen Ländern; er hatte es mühsam, ja, oft recht sauer verdienen müssen. An schweren Enttäuschungen hatte es ihm nicht gefehlt. Die Frage, wie es dem

geliebten Sohn und Bruder jetzt ergehen möchte, lag daher allen auf dem Herzen, und mit Spannung wurde der Brief geöffnet.

Diesmal schrieb Heinrich aus der großen Stadt Milwaukee. Dort hatte er Arbeit und guten Verdienst gefunden. Diese Nachricht erregte allgemeine Freude. Dann aber kam eine Mitteilung in dem langen Briefe, die Überraschung und Befremden hervorrief, und das war die Kunde, daß der Schreiber ganz plötzlich reich geworden sei, zwar nicht für diese Erde, aber — für die Ewigkeit. Als der Vater diese Mitteilung las und dann kopfschüttelnd eine Pause machte, war es nicht wie sonst, wenn ein Brief vorgelesen wurde. Es fand kein Austausch über die Neuigkeit statt. Alle schwiegen. Nur die große Wanduhr ließ nach wie vor ihr Tick! tack! hören, die dahineilende Zeit anzeigend. Heinrich teilte dann weiter mit, auf welche Weise er so reich geworden war. Neugierde hatte ihn veranlaßt, eines Tages in der Stadt einen sogenannten Betsaal zu besuchen. Ein Prediger hielt dort einen Vortrag in deutscher Sprache. Aus dem Worte Gottes bewies er, daß jeder Mensch von neuem geboren werden müsse, um in den Himmel eingehen zu können. Alle seien Sünder, alle verloren, und jeder müsse wissen, ob Gott ihm seine Sünden vergeben habe. Durch wahre Buße und durch Glauben an den Namen des Herrn Jesus erlange man Frieden und Vergebung der Sünden, nicht aber auf Grund irgendwelcher religiösen Übungen, Gebete, guten Werke oder auch der Taufe und Konfirmation. Alles dies könne keinem Menschen einen Platz im Himmel sichern. Zum Beleg des von ihm Gesagten führte der Brieffschreiber viele Bibelstellen an.

Als der Brief zu Ende gelesen war, herrschte geradezu Bestürzung in der ganzen großen Familie. Was hatte das alles zu bedeuten? Wie ein gewöhnlicher, ungelehrter Mensch, der früher kaum selbst die Bibel gelesen hatte, so viele Stellen aus Gottes Wort anzuführen vermochte, war zunächst für alle ein Rätsel. Des weiteren fiel es auf, daß der Schreiber versicherte, er wisse jetzt, daß Gott ihm alle seine Sünden vergeben habe; er sei ein Kind Gottes und wisse bestimmt, daß er in den Himmel einginge, wenn er sterben würde. Großes Erstaunen und Befremden rief auch die Mitteilung hervor, daß Heinrich, nachdem er gläubig geworden war, sich hatte taufen lassen auf den Namen des Herrn Jesus, und daß er zum Beweise der Richtigkeit dieses Schrittes ebenfalls mehrere Stellen aus dem Worte Gottes anzuführen wußte. Und das schrieb ihr Heinrich, der stets ein so gesundes, klares Urteil hatte, nichts Übereiltes und Unbesonnenes tat, und der doch gut genug wußte, daß seine Eltern fromme Leute waren, die sehr auf Gottesfurcht und Ehrbarkeit hielten! Was denn der Vater Sonntags nicht regelmäßig einen Abschnitt aus der Bibel oder einem guten Predigtbuch vor? Besuchten nicht alle fleißig die Kirche? Galten sie nicht bei allen Mitmenschen für gute und ehrbare Leute? Und nun kam der Junge, erklärte das alles für null und nichts und suchte ihnen einen neuen Weg zu zeigen?!

Nach längerem, nachdenklichen Schweigen meinte schließlich der Vater:

„Wir wollen gelegentlich den Brief in Ruhe noch einmal lesen und dann auch in der Bibel nachschlagen, ob es wirklich also dasteht.“

Mit diesem Entschluß gingen alle an ihre Arbeit.

Doch es schien, als sei mit dem Briefe etwas ganz Fremdes und Neues in dem Hause eingekehrt. Zunächst freilich redete niemand weiter über seinen Inhalt. Eine merkwürdige Scheu schloß allen den Mund. Am Ende aber war es doch nötig, den gefaßten Entschluß in die Tat umzusetzen und den Brief sorgfältig zu prüfen. Vater und Mutter sollten doch das rechte Urteil abgeben. So wurde denn die große alte Bibel hervorgeholt, der Brief nochmals in aller Ruhe gelesen, und dann wurden die angeführten Stellen mit einiger Mühe in der Bibel aufgesucht und mit dem Inhalt des Briefes verglichen. Das Ergebnis war die einstimmige Erklärung der Eltern, daß alles mit dem Worte Gottes übereinstimme. Von diesem Augenblick an überkam die ganze Familie ein Gefühl der Unsicherheit und Bestürzung. Der Sohn und Bruder hatte ohne Frage das Richtige in Amerika gefunden. Auch daß er sich, nachdem er an Christum gläubig geworden war, nochmals hatte taufen lassen, schien mit dem Worte Gottes übereinzustimmen. Wenigstens wußte niemand etwas dagegen zu sagen. Wohl hieß es immer wieder in ihren Herzen: Sollten wir denn all die Jahre auf einem verkehrten Wege gewesen sein? Hatte doch selbst der Pfarrer niemals in ähnlicher Weise gepredigt, noch im Unterricht je darauf hingewiesen, daß Taufe und Konfirmation noch keine Wiedergeburt seien. Trotz ihrer Verlegenheit schien es aber allen ratsam zu sein, keinen Menschen um seine Meinung zu fragen, sondern weiter über die Sache nachzudenken und alles an Hand des Wortes Gottes zu prüfen. Und was war das Ergebnis? Schon bald kamen Eltern und Kinder mehr und mehr zu der Überzeugung, daß sie verlorene Sün-

der seien, und es dauerte nicht lange, da fanden alle Frieden durch den Glauben an den Herrn Jesus, und ein nie gekanntes Glück zog in aller Herzen ein.

Und zu alledem hatte der Brief aus Amerika den Anstoß gegeben.

„Errette die zum
Tode geschleppt werden, und die zur Würigung
hinwanken, o halte sie zurück!“

(Spr. 24, 11)

Nicht einen Schritt weiter! Zurück! — zurück
Von dem lockenden Strudel der Sünden!
Du suchst der Erde vergängliches Glück,
Und wirst es doch nimmermehr finden.
Dum gehe nicht weiter, halt ein, o halt ein!
Es droht dir der Sturz in die ewige Pein.

Der Weg zum Verderben, zur Hölle, ist breit,
Und viele sind, die darauf gehen.
Man braucht nicht zu suchen, die Türe ist weit,
Das Ende — man will es nicht sehen.
Besinne dich, Seele, — noch eh' du's gedacht,
Kann enden dein Weg in der ewigen Nacht!

Die Pforte ist enge, der Weg ist nur schmal,
Der aufwärts, zur Seligkeit leitet.
Und die auf ihm wandeln sind klein wohl an Zahl,
Doch alle zum Leben bereitet.
Hier gibt's kein Zurück! kein ängstliches Stehn,
Ein seliges Wandern zu herrlichen Höhen!

Dum keinen Schritt weiter! Zurück! — zurück!
O eile und laß dich erretten!
Zum Kreuze hin wende den glaubenden Blick,
Es löst alle Bande und Ketten.
Und hast du bis heute das Heil auch verschmäht,
Noch ruft dich der Heiland, doch bald ist's zu spät!

H. K.

„Glückselig die Barmherzigen, denn ihnen wird Barmherzigkeit widerfahren!“

Du einer Zeit, als es noch keine Eisenbahnen gab, verkehrte eine Postkutsche zwischen den Städten Glasgow und Greenock in Schottland. Eines Tages bemerkte eine Dame, die in dieser Postkutsche fuhr, einen Knaben, der barfuß ging und sehr müde zu sein schien. Sie ließ den Wagen halten und den Knaben einsteigen. Sie wollte die Fahrt für ihn bezahlen. Als sie in Greenock, einer bedeutenden Seehafenstadt, ankamen, fragte die Dame den Knaben, was er im Sinne habe zu tun. Da erzählte er ihr, er möchte gern zur See, und er hoffe, daß irgend ein Kapitän ihn mitnehmen werde. Daraufhin gab die Dame dem Jungen, der sehr arm zu sein schien, drei Schilling, wünschte ihm Gottes Geleit und sagte ihm zum Abschied, er möge Gott stets vor Augen haben. Dann werde es ihm wohl ergehen.

Seitdem waren zwanzig Jahre vergangen.

Der Postwagen verkehrte immer noch zwischen den beiden Städten. Eines Nachmittags befand sich unter den Fahrgästen ein Seekapitän. Als der Wagen ungefähr die Stelle erreicht hatte, an der zwanzig Jahre zuvor der arme Junge hatte einsteigen dürfen, bemerkte der Kapitän eine alte Dame auf der Straße, die sehr langsam ging und abgespannt und müde aussah. Er bat den Postillion, die Dame einsteigen zu lassen. Er wolle für sie bezahlen. Kurz darauf wurden die Pferde gewechselt, und alle Fahrgäste stiegen

aus. Nur der Kapitän und die alte Frau blieben sitzen. Als sie allein waren, dankte die Dame dem Kapitän für seine Freundlichkeit und sagte, er habe ihr einen großen Dienst erwiesen, da sie kein Geld gehabt habe, um die Fahrt zu bezahlen. Der Kapitän erwiderte, er habe immer Mitleid mit armen, müden Wanderrern, denn er wisse aus Erfahrung, was es heiße, einen weiten Weg machen zu müssen und dabei müde zu sein und kein Fahrgeld zu haben. Vor zwanzig Jahren habe eine gütige Dame ihn selbst an der gleichen Stelle des Weges einsteigen lassen und das Fahrgeld für ihn bezahlt.

„O, dessen entsinne ich mich noch genau“, rief da die alte Frau, „denn ich selbst bin die Dame. Meine Verhältnisse haben sich seitdem geändert. Damals ging es mir gut; nun aber bin ich arm geworden durch das traurige Verhalten eines verlorenen Sohnes.“

Da schüttelte der Kapitän seiner ehemaligen Wohltäterin herzlich die Hand, sagte ihr, wie sehr er sich freue, sie wiederzusehen, und fuhr dann fort:

„Es ist mir gut ergangen im Leben. Ich kehre jetzt auf mein Besitztum zurück, um daheim zu bleiben. Gestatten Sie mir, meine verehrte Freundin, Ihnen für die Zeit Ihres Lebens eine kleine Rente von 25 Pfund (500 Mark) auszusetzen!“

So zahlte Gott jener Frau die dem armen Knaben erwiesene Wohltat mehr als hundertfach zurück. Ja, auch auf Erden bewahrheitet sich das Wort des barmherzigen Mannes von Nazareth: „Glückselig die Barmherzigen, denn ihnen wird Barmherzigkeit widerfahren“.

Eine Seele gerettet und ein Herz gewonnen

Eine Jagd am Morgen, ein Unfall, eine innere Verletzung und — ein Sterbebett. Wenige Worte, leicht hingeschrieben, und doch von solch tiefem Ernst für den Betreffenden!

Oberst G. war ein Mann, dessen Leben in jeder Hinsicht viele Vorzüge aufzuweisen hatte. Er besaß Rang und Reichtum, genoß die Zuneigung seiner Verwandten und Untergebenen, die Bewunderung seiner Freunde und war in den Kreisen der Fröhlichen ein gesuchter Gesellschafter. Mit einem Wort, sein Leben wurde verschönt durch alles, was es für einen Menschen Wünschenswertes geben kann.

Nun aber hatte ein Jagdunfall ihn ganz unerwartet aufs Krankenlager geworfen, das in Kürze sein Sterbebett werden sollte. Was nützten ihm jetzt all die Vorzüge, um die ihn so viele beneideten, all die Dinge, an denen sein Herz so viele Jahre gehangen hatte? Die Zukunft lag trübe und dunkel vor ihm. Denn obgleich ein Mann von strenger Redlichkeit, aufrichtig und ehrenhaft, stand er doch Gott und Seinem Heil als ein Fremder gegenüber, und der Gedanke, diesem Gott nun bald begegnen zu müssen, hatte nichts Verlockendes für ihn.

Doch so unwillkommen ihm auch der Gedanke an den Tod sein mochte, er wollte ihm mit dem Mut

eines Soldaten begegnen, und er machte sich stark zum Sterben. Was hatte er denn auch getan, daß er den Tod fürchten sollte? War er nicht immer ein rechtlich denkender, ehrenhafter Mensch gewesen, und war der Tod nicht schließlich das Schicksal aller Menschen? So urteilte Oberst G., und auf diese Weise suchte er sich zu dem Schritt in die Ewigkeit zu rüsten.

Der Kranke hatte eine gläubige Schwester, die ihren Bruder innig liebte und schon lang um sein Seelenheil besorgt war. Der Gedanke, daß er ohne Christum sterben könnte, war ihr furchtbar, und es war ihr ständiges Gebet zu Gott, Er möge ihren Bruder erretten, sollte es auch auf schmerzlichem Wege sein. In dem Unfall des Bruders sah sie den Finger Gottes. Sie hatte ihn seitdem wiederholt auf die Gefahr, seine Bekehrung hinauszuschieben, aufmerksam gemacht und ihn auf Christum hingewiesen; bisher freilich umsonst. Doch sie rechnete mit der Erhörung ihres Gebets und wartete, hoffend und vertrauend. Dennoch war ihr Warten nicht ohne Furcht, denn die Zeit kürzte immer mehr ab, und noch zeigte sich weder eine Änderung in seiner Gesinnung noch ein Gefühl über seinen verlorenen Zustand vor Gott.

Wissend, daß nur der Geist Gottes den Kranken von Schuld und Sünde überführen konnte, bat sie ihn eines Tages, ihm Römer 3 vorlesen zu dürfen, und ohne eine Antwort abzuwarten, begann sie zu lesen. Zu ihrem Erstaunen lauschte der Bruder aufmerksam von Anfang bis zu Ende. Ein Pfeil aus Gottes Köcher hatte sein Gewissen getroffen. „*Kein Gerechter, auch nicht einer... alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes*“ —

diese Worte machten ihm zu schaffen und ließen ihn nicht wieder los. Wenn kein Mensch gerecht war vor Gott, dann konnte auch ihm sein ehrenhaftes Denken und Handeln nichts nützen. Dann war auch er nicht gerecht. Auch er war ein Sünder, und Gott war heilig. Wie mußte da eine Begegnung zwischen ihm und Gott ausfallen?

Seit diesem Tage war es mit der erzwungenen Ruhe des Kranken vorbei, und die Unruhe nahm immer mehr überhand. Immer höher türmte sich die Sündenschuld vor seinem Geiste. Der stolze Mann brach völlig zusammen, und aus der Tiefe seiner geängstigten Seele rang sich ein Schrei um Erbarmen zu Gott. Gott hatte in seiner Seele zu wirken begonnen, und Er wollte Sein Werk auch vollenden.

Ein Diener Gottes, der in der Stadt wohnte, kam eines Tages, um den Kranken zu besuchen. Er hatte ihn bis dahin nur dem Namen nach gekannt, doch hatte er lang zu Gott gerufen, Er möge ihm eine Botschaft für den stolzen Mann geben und eine Gelegenheit, sie auszurichten. Den gefährlichen Unfall des Oberst betrachtete er als eine geöffnete Tür und machte sich demzufolge auf den Weg ins Haus des vornehmen Mannes. Er wurde ohne weiteres vorgelassen.

„Herr Oberst, fürchten Sie sich nicht vor dem Tode?“ fragte er, nachdem er seinen Namen und seinen Wunsch genannt hatte, einige Worte mit dem Kranken reden zu dürfen.

„Keineswegs“, lautete die Antwort.

Für einen Augenblick war der Besucher in Verlegenheit. Hatte sein Herr ihm nicht eine Botschaft gegeben? Und sollte nun der Kranke außerstande sein,

ihren Ernst und ihre Wichtigkeit zu begreifen? Noch einmal fragte er:

„Fürchten Sie sich nicht, Gott zu begegnen?“

Das Gesicht des Kranken wurde tiefernt.

„Ah, so meinen Sie das“, versetzte er. „Ja, so ist es. Ich fürchte mich, Gott zu begegnen, denn ich bin ein Sünder. Ja, ich bin ein sehr großer Sünder! Ich fürchte mich, Gott in meinen Sünden zu begegnen.“

Wie dankte der Besucher seinem Herrn für diese Antwort! Freundlich erwiderte er:

„Wenn es so steht, dann habe ich ein gutes Wort für Sie. Es lautet: „Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten“.“ (1. Tim. 1, 15.)

Der Kranke schloß die Augen, als überdenke er die Worte. Dann fragte er langsam:

„Können Sie mir ein Zeichen geben, daß dieser Vers für mich ist?“

Der Besucher schlug seine Bibel auf und las:

„Ein böses und ehebrecherisches Geschlecht begehrt ein Zeichen, und kein Zeichen wird ihm gegeben werden, als nur das Zeichen Jonas', des Propheten. Denn gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte in dem Bauche des großen Fisches war, also wird der Sohn des Menschen drei Tage und drei Nächte in dem Herzen der Erde sein.“ (Matth. 12, 39. 40.)

Wieder sann der Kranke eine Zeitlang nach. Dann sagte er:

„Etwas fällt mir schwer zu fassen, und das ist, wie ein Mensch wissen kann, daß seine Sünden

vergeben sind, wenn er nicht ein tiefes Empfinden von der Gegenwart Christi und einen vollen Genuß an Ihm hat, und ich habe weder das eine noch das andere."

"Sie kehren Gottes Ordnung um, Herr Oberst. Sie erwarten die Festfreude, bevor Sie das Festgewand angelegt haben, in dem Sie allein die Freude genießen können", erwiderte Herr B. "Sie müssen zunächst der Botschaft Gottes über Seinen Sohn und dessen vollkommenes Werk am Kreuze glauben. Erst dann werden Sie genießen können."

"Aber können Sie mir nicht sagen, wie ich wissen kann, daß das Werk Christi wirklich geschehen und angenommen ist?"

"Ja, das kann ich, wenn Sie annehmen wollen, was Gott Ihnen in dieser Hinsicht sagen läßt. Er sagt in Jes. 44, 22: „Ich habe deine Übertretungen getilgt wie einen Nebel, und wie eine Wolke deine Sünden“, und vorher: „Ich, ich bin es, der deine Übertretungen tilgt um meinetwillen; und deiner Sünden will ich nicht mehr gedenken“." (Jes. 43, 25.)

Oberst G. antwortete nicht. Lange lag er mit geschlossenen Augen da. Endlich hob Herr B. wieder an:

"Sie wissen, daß Sie ein Sünder, ja, ein großer Sünder sind. Sie haben gehört, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten. Sie glauben an ein vollkommenes Werk Christi auf dem Kreuze. Wo waren denn nun Ihre Sünden, als der Herr Jesus auf dem Kreuze war?"

"Sie waren auf Ihm. Gott hatte sie auf Ihn gelegt."

„Und ist der Herr Jesus noch auf dem Kreuze, oder liegt Er noch im Grabe?“

„Nein, Er thront zur Rechten Gottes in der Herrlichkeit droben.“

„Und wo sind Ihre Sünden? Sind sie noch auf Ihm?“

„Nein, wie wäre das möglich? Er könnte nicht auf dem Throne der Herrlichkeit sitzen, wenn es so wäre.“

„Wo sind sie dann aber?“

Eine kurze Pause!

„O sie sind alle fort, von Gott hinweggetan! Daran habe ich nie gedacht. Gott sei Dank! sie sind alle hinweggetan. O lassen Sie uns Ihm danken, helfen Sie mir, den Herrn zu preisen!“

So priesen die beiden Männer gemeinsam Gottes Liebe und wundersame Gnade.

An jenem Tage erfüllten laute Lobgesänge den Himmel, denn wieder war des Vaters Stimme gehört worden: „Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, war verloren und ist gefunden worden“. Und es war Freude vor den Engeln Gottes, denn das Herz des Vaters und das Herz des Sohnes frohlockten.

Jetzt konnte der Kranke ruhig sterben. Ruhig sterben? Weit mehr als das!

Einige Tage sind vergangen, und der starke Mann, der in der Fülle seiner Kraft daniedergestreckt wurde, liegt im Sterben. Ein jüngerer Mann steht zur Seite des Bettes und beobachtet mit trauriger Spannung die Veränderung, die auf des Sterbenden Antlitz vorgeht.

„Das Ende kommt, Herr Oberst“, sagt er. „Sie

stehen im Begriff, in die Ewigkeit zu gehen — Gott zu begegnen.“

„Ich weiß es, Herr Doktor.“

„Wollen Sie mir noch eine Frage beantworten: Würden Sie lieber hier bleiben, wenn Sie wieder ganz gesund werden könnten?“

„Nicht für die Welt.“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich ein Verlangen habe, abzuschneiden und bei Christo zu sein, denn es ist weit besser.“

So starb Oberst G. J e s u s hatte sein Herz gewonnen. Er hatte ihn herausgenommen aus der Welt und all ihrem Anziehenden, und zu Ihm ging sein Sehnen. Da war nichts mehr, was ihn hier noch gefesselt hätte, nachdem Jesus sein Erretter, seine Freude, sein Glück geworden war. Es war sein sehnlicher Wunsch, Ihn zu schauen und für ewig bei Ihm zu sein.

Darf ich dich fragen, mein lieber Leser, ob Jesus auch schon d e i n H e r z g e w o n n e n h a t? Er wünscht es zu besitzen, zu deinem Heil und Leben. Bedenke, daß das nicht nur der Mühe wert, sondern daß es unumgänglich notwendig für dich ist, wenn du nicht verloren und einem furchtbaren Gericht deiner Sünden wegen entgegengehen willst. „Was wird ein M e n s c h als Lösegeld geben für seine Seele?“ Es nützte dir nichts, wenn du die ganze Welt gewönne. Du mußt J e s u m haben. Nur i n I h m kannst du in alle Ewigkeit bestehen. Er allein kann dich erretten, denn Er ist der einzige Mittler zwischen Gott und Menschen. Er starb für Sünder und nahm ihre Stelle im Gericht ein. Du selbst kannst nichts zu deiz

ner Errettung tun, aber du mußt Jesum annehmen, sonst bist du verloren. Versäume es doch nur nicht! Es ist ein kurzer, einfacher Schritt. Wenn du ihn aber versäumst, wird ein unüberbrückbarer, unermesslicher Abgrund dich für alle Ewigkeit von Ihm trennen.

Lieber hungern als fluchen hören

Nachdruck verboten

Mathias Broschki war der Sohn eines Kapitäns, dessen Schiff in den eisigen Fluten des Weißen Meeres an der Murmanküste mit Mann und Maus untergegangen war. Seit dem Tode des Vaters lebte er mit seiner Mutter in einem hübschen kleinen, in der Nähe des mächtigen Weichselstromes liegenden Häuschen, an dessen Erbauung der Vater selbst noch mitgeholfen hatte. Das machte den Hinterbliebenen die Heimstätte besonders wertvoll.

Als Mathias die Kinderschuhe ausgezogen hatte, wurde auch er Seemann. Das geschah nicht gerade nach Wunsch und Willen der Mutter. Sie dachte noch oft und unter vielen Tränen an das grausige Ende ihres geliebten Mannes. Dennoch mußte sie den Bitten des Sohnes nachgeben. Er hatte ja „Seemannsblut“ in den Adern.

Eine der ersten Reisen führte Mathias nach Sydney in Australien. Auf der Reise dorthin erkrankte er an dem gefährlichen Malariafieber und lag wochenlang im Küstenhospital in Sydney, das sich hoch auf einem Felsen dicht am Meeresstrande erhebt. Als er endlich genesen, aber immer noch schwach und er-

holungsbedürftig war, verließ er das Hospital, siedelte ins „Seemannsheim“ über und bemühte sich von dort aus um eine leichte Beschäftigung am Lande, denn ein deutsches Schiff mit Kurs nach der Heimat befand sich gerade nicht im Hafen. Schwere Arbeit konnte er ja ohnehin noch nicht verrichten.

Eines Tages wurde in der Zeitung von dem vornehmsten und größten Hotel Sydneys ein junger Mensch zur Bedienung des Telephons gesucht, ein sogenannter „Klingelboy“. Das schien unserem Mathias eine passende Beschäftigung zu sein, denn er hatte sich in der Schule gute Kenntnisse im Englischen erworben. Sofort begab er sich zum Hotel.

In der großen Vorhalle saß ein vornehmes Ehepaar. Broschki grüßte artig und fragte den Pförtner nach dem Hoteldirektor. Ehe jener noch antworten konnte, trat der Direktor selbst aus einem Seitenzimmer und fragte nach seinem Begehr. Mathias erwiderte höflich, er möchte sich um die Stelle des „Klingelboys“ bewerben.

„Soso!“ entgegnete der Direktor und musterte ihn eingehend. „Siehst schlecht aus! Bist wohl krank?“

„Nein! Ich war allerdings krank, bin es jetzt aber nicht mehr. Vor einigen Tagen bin ich als gesund aus dem Küstenhospital entlassen worden und brauche nun nötig Verdienst.“

In diesem Augenblick erscholl aus der im Kellergeschoß liegenden Küche ein Klappern und Klirren, wie von zerbrochenem Geschirr. Eiligst stürmte der Direktor die Treppe hinab. Gleich darauf hörte Mathias ihn in der Küche so greulich fluchen und zetern, daß er ganz entsetzt war und sofort den Ent-

schluß faßte, unter einem so rohen, Gott lästernden Herrn nicht zu arbeiten.

Schon hatte er sich zur Tür gewandt, als der Direktor wieder erschien und sagte:

„Also gut! Kannst sofort eintreten.“

Der nette junge Mensch schien ihm zu gefallen.

„Ich möchte doch lieber verzichten“, versetzte Mathias.

„Wieso, verzichten? Was fällt dir ein? Warum willst du denn auf einmal verzichten?“

„Weil ich das Fluchen nicht mit anhören kann.“

„Dann willst du also lieber hungern, du Dummkopf?“

„Ja wohl, Herr, das will ich!“

Wütend drehte ihm der Direktor den Rücken und trat in sein Zimmer zurück; auch Mathias wandte sich zum Gehen.

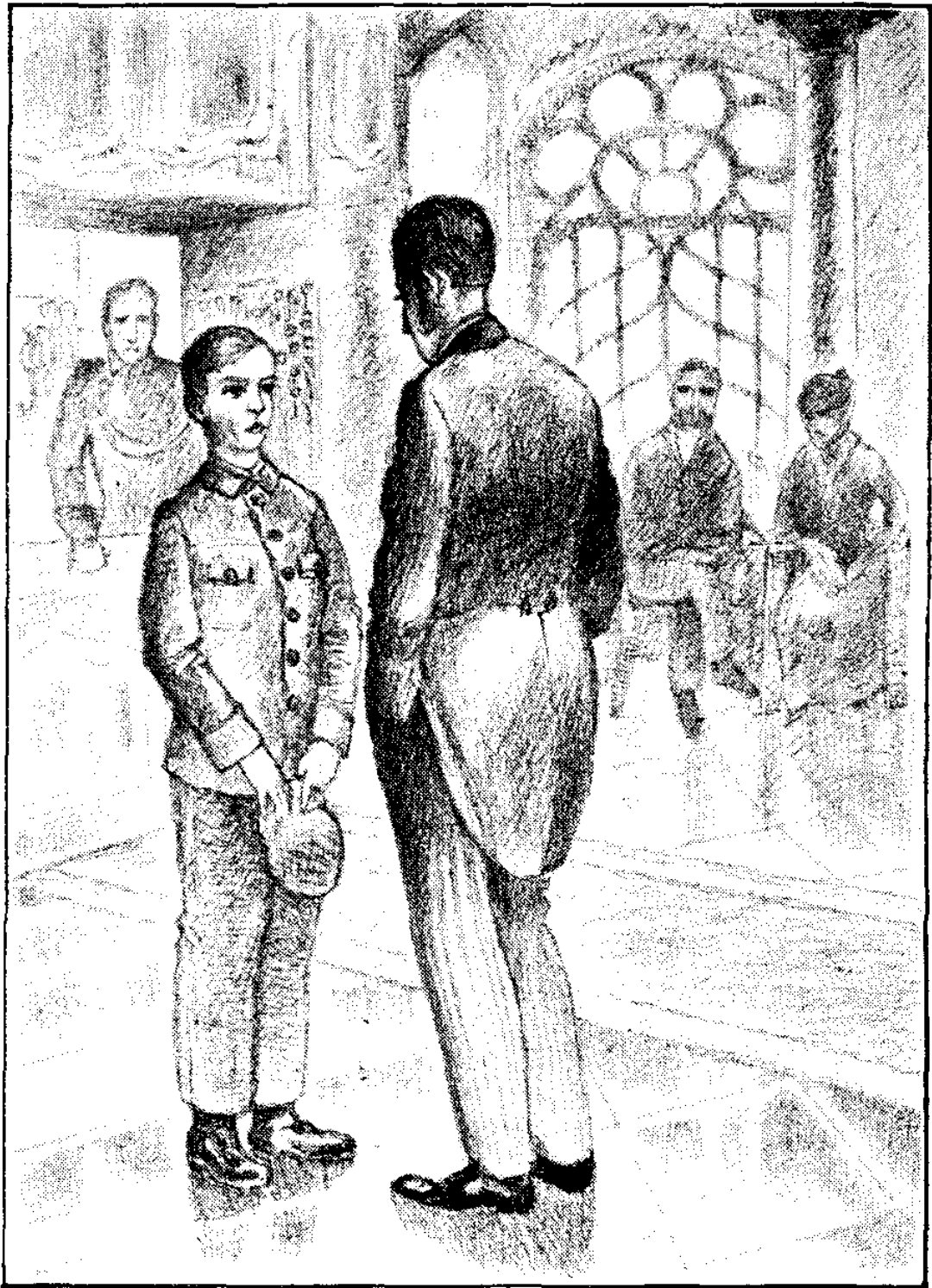
Da trat die Dame, die mit ihrem Mann den Vorgang beobachtet hatte, an ihn heran.

„Das war eine brave Antwort, mein Junge“, sagte sie. „Möchtest du nicht zu uns aufs Land kommen? Du brauchst nur ganz leichte Gartenarbeit zu machen und das Segelboot zu versorgen. Willst du? Geflucht wird bei uns nicht.“

Mathias nickte freudig bejahend.

Die Dame fuhr fort:

„Wir wohnen nur zwanzig Minuten mit der Eisenbahn von Sydney entfernt und suchen gerade solch einen jungen Menschen, wie du bist. Du müßtest allerdings auch nebenher ein wenig auf unsere beiden Kinder aufpassen. Sie machen sich zu viel am See und beim Boot zu schaffen. Weißt du mit einem Boot umzugehen?“



. . . Der Direktor selbst trat aus einem Seitenzimmer und fragte nach seinem Begehr. Mathias erwiderte höflich, er möchte sich um die Stelle des „Klingelbonds“ bewerben. . . .

„Sawohl! Ich bin Seemannssohn und selbst Seemann. Ich will gern alles tun, was Sie wünschen, wenn ich es kann.“

„Nun, das paßt ja wundervoll.“

Nun trat auch der Herr hinzu, schaute Mathias prüfend in die Augen und sagte dann, indem er ihm freundlich die Hand drückte:

„Na, denn allright!“

Herr van Teen war ein reicher Holländer, seine Frau Elisabeth eine geborene Deutsche. Herr van Teen besaß drei große Schafzuchtereien.

Durch Gottes Güte wurde Mathias in ein durch und durch christliches Haus geführt. In „Villa Elisabeth“ wurde nicht nur nicht geflucht, sondern morgens und abends wurde Andacht gehalten. In diesem Hause war der Herr Jesus stets der vornehmste Gast.

Die beiden lieblichen Kinder des Paares waren von ihrem „sailor“ (Seemann) ganz begeistert. Sie konnten ohne ihn bald nicht mehr auskommen. Auch Mathias liebte die Kinder zärtlich, wie ein älterer liebevoller Bruder. Er spielte, segelte und sang mit ihnen.

Herr van Teen und seine Frau waren glücklich, den jungen Mann ins Haus genommen zu haben. Mathias war es nicht weniger. Seine Freude wurde nur durch das Heimweh nach der geliebten, jetzt so einsamen Mutter getrübt.

* * *

Die Jahre gingen dahin. Aus dem kleinen „Boy“ war ein Mann, ein kluger, tatkräftiger Mann geworden, der als Oberinspektor über die drei riesengroßen Farmen mit Hunderttausenden von Schafen

das vollste, uneingeschränkte Vertrauen seines Herrn genoß. Ja, Mathias Broschki hatte große Veranlassung, seinem Gott dankbar zu sein. Er war es auch. Wenn nur nicht die große Sehnsucht nach der Mutter gewesen wäre! Aber auch in Bezug auf diese Sache sollte es ihm nach den Worten des Liedes ergehen:

„Weg hast Du allerwegen,
An Mitteln fehlt's Dir nicht.“

Eines Tages teilte ihm Herr van Teen mit, daß er beabsichtige, mit seiner Familie Australien zu verlassen und für immer nach Holland zu seinen hochbetagten Eltern überzusiedeln. Die drei Farmen wolle er aber nicht verkaufen, sondern sie unter seiner, Broschkis, Verwaltung weiter führen. Da nun er so gut wie seine Frau wüßten, daß er große Sehnsucht nach der Mutter habe, schlug er ihm vor, ohne Bezug nach Deutschland zu reisen und seine Mutter, wenn irgend möglich, nach Australien zu holen. „Sonst fürchte ich“, setzte er lächelnd hinzu, „daß Sie es eines Tages machen werden wie ich, nämlich Australien für immer den Rücken kehren.“

Schon bald nach dieser Unterhaltung trat Mathias die Reise nach Deutschland an. Hier genoß er in vollen Zügen das Glück des Wiedersehens mit der Mutter, die sich nicht weniger nach dem geliebten Sohn gesehnt hatte, als er nach ihr, und die sich vor Glück und Freude kaum zu halten mußte, als sie ihren großen Jungen gesund nach Leib und Seele wiederhatte.

An einem der nächsten Tage teilte Mathias der Mutter seine Zukunftspläne mit. Sie war zu seiner Freude mit ihnen einverstanden. Mutter und Sohn kamen dahin überein, das hübsche Häuschen nicht zu

verkaufen, sondern es dem greisen Lotsen Bartels und seiner Frau in Verwaltung zu geben. Bartels war nicht nur Kapitän Broschkis treuester Freund gewesen, sondern er hatte ihm seiner Zeit beim Bau des Hauses fleißig geholfen. Jetzt war er längst mit einer recht kleinen Pension in den Ruhestand versetzt, welche die beiden anspruchslosen Leute in den Stand setzte, ihr Leben notdürftig zu fristen. Sie waren gern bereit, die Verwaltung des Häuschens zu übernehmen. Als Entgelt hierfür sowie für Instandhaltung des Hauses setzte Mathias eine so große Summe aus, daß Bartels ihn ungläubig ansah und meinte: „Mathias! Ist das dein Ernst? Kannst du das?“

„Sawoll, Onkel Bartels! Ich kann noch mehr!“

Kurz darauf trat Mathias mit seiner Mutter die weite Reise nach Australien an, und drei Monate später trafen sie wohlbehalten mit dem Lloydampfer „Hannover“ in Sydney ein. Sie wurden an der Landungsstelle von Herrn und Frau van Teen mit großer Freude und Herzlichkeit begrüßt und förmlich im Triumph in ihr neues Heim geführt.

Einige Wochen darauf verließ Herr van Teen mit seiner Familie Australien für immer. Vorher erhob er aber den einstigen kleinen Gärtner und Spielgenossen seiner Kinder zum Generalbevollmächtigten über seine drei großen Farmen. Denn einem Manne, der schon als Jüngling lieber hungern als fluchen hören wollte, konnte er seine Reichtümer getrost anvertrauen. Der war treu.

D. B.

Der Ofen des Töpfers

Belegentlich eines Besuchs bei einem Freund, der eine Töpferei besitzt, hatte ich das Glück, zugegen zu sein, als der riesige, mit Tausenden von Gefäßen besetzte Ofen angesteckt wurde. Es war ein eindrucksvolles Schauspiel. Volle vierunddreißig Stunden lang verschlang der Ofen ohne Aufhören ganze Ladungen gut getrockneten Fichtenholzes. Die Flammen stiegen höher und höher, bis sie schließlich den ganzen Ofen durchzüngelten. An den Tongefäßen emporleckend, bildeten sie den Schmelz auf ihnen, bis schließlich ein schöner Glanz und die für den Gebrauch nötige Härte erreicht war. Wie mir gesagt wurde, soll die Hitze bis auf achthundert Grad steigen.

Bei einer derartigen Feuersglut, deren Anblick eine Wirkung besonderer Art auf den Beschauer ausübt, kommen einer Seele, die Gottes Wort kennt, unwillkürlich tiefere Gedanken. Man sieht im Geist Jeremia, den leidgewohnten Propheten, auf das Wort Jehovas in das Haus des Töpfers gehen. (Lies Jer. 18.) Oder man gedenkt jenes fürchterlichen feurigen Ofens, der siebenmal mehr als gewöhnlich geheizt wurde, um die drei hebräischen Männer zu verzehren, die ihrem Gott treu waren bis in den Tod, und die dann so wunderbar gerettet wurden. (Vergl. Dan. 3.) Aber der Gedanke schweift auch hin zu jenem **unauflöschlichen Feuer**, das die Verwerfer Christi, des Heilands, sowie des Wertes Seines vergossenen Blutes einmal kennen lernen werden in seiner ganzen Furchtbarkeit. Zwar sucht Satan, für den

dieses Feuer bestimmt ist, und in welchem er zahlreiche Leidensgefährten haben wird, die Menschen heute mit allen Mitteln davon zu überzeugen, daß der Gott der Liebe ihnen dieses furchtbare Los ersparen werde. Ganz besonders bedient er sich dazu drei der schönsten Worte der Heiligen Schrift. Sie lauten: **Gott ist Liebe**. Durch sie sucht er die Menschenfinder in falsche Sicherheit zu wiegen. Aber welch ein furchtbares Erwachen werden jene Betrogenen erleben! Gottes Wort redet über diesen Gegenstand völlig unmißverständlich, indem es zur Bezeichnung der ewigen Dauer der Höllestrafe genau das gleiche Wort benutzt, mit dem es von dem ewigen Dasein Gottes selbst redet. (Vergl. Matth. 18, 8; 25, 46; Röm. 16, 26; 2. Thess. 1, 9; 1. Tim. 6, 16 u. a. St.) Sicherlich ist Gott Liebe. Diese Tatsache kann gar nicht eindringlich genug betont werden. Strahlt uns nicht vom Kreuze her diese Liebe in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit entgegen? Hätte Gott sie wunderbarer beweisen können, als durch die Hingabe des eingeborenen Sohnes, des Gegenstandes Seiner ewigen Ratschlüsse und Seiner göttlichen Zuneigungen? Aber kommt Gottes Heiligkeit, diese Heiligkeit, die man vielfach so gänzlich verkennet, nicht ebenso vollkommen am Kreuz zum Ausdruck in der Tatsache, daß Er in jenen furchtbaren Stunden der Finsternis Seinen Geliebten um der Sünde willen hat verlassen müssen? Nicht weniger als das war nötig, wenn verlorene Geschöpfe erkaufte und errettet werden sollten. Nur auf diesem Wege konnte einerseits Gottes Heiligkeit befriedigt werden und anderseits Seine Liebe frei ihren Lauf nehmen.

Wahrlich, es gibt Reichtümer der Liebe in dem Herzen Gottes für den Sünder, der Ihm heute durch Christum naht auf dem einzigen Wege, der aus dieser Welt herausführt zu wahrem Glück, denn Christus spricht: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als nur durch mich.“ (Joh. 14, 6.) Aber begreifst du nicht, mein Leser, daß in demselben Herzen sich Zornesgluten aufhäufen müssen gegen solche, die Sein Wort verwerfen und die Lüge Satans an dessen Stelle setzen? „Du hast dein Wort groß gemacht über all deinen Namen“, sagt der Psalmist. Nicht ein einziges Seiner Worte — sei es in Segnung oder in Gericht — wird unerfüllt bleiben.

Noch eine andere Bemerkung in Verbindung mit dem Ofen des Löpfers! Die Riesenflamme erzeugt einen mächtigen Luftzug. Wie nun mein Freund mir sagte, kommen an schönen Sommerabenden ganze Wolken von Insekten, Mücken, Schmetterlingen usw., angelockt durch den Feuerschein, herbeigeschwirrt und schwärmen um den Ofen herum, bis sie plötzlich von dem Luftzug ergriffen, in einem Nu in die große Glut hineingezogen und von ihr verschlungen werden.

Als ich dies vernahm, mußte ich an die vielen jüngeren Leser der „Samenkörner“ denken. Zieht und lockt euch nicht die Welt mit einer manchmal schier unwiderstehlichen Kraft? Wie weiß sie euch Bilder vorzuführen, die geeignet sind, euren Blick zu blenden! Da gibt es selbst mancherlei, gegen das an und für sich nicht einmal viel einzuwenden wäre. Aber seid auf der Hut! Nehmt euch in acht vor den Verbindungen mit der Welt in jeder Form! Sie könnten euch zum ewigen Schaden gereichen.

Ihr lieben, jungen Mädchen, seid vor allem auch vorsichtig! Wie lockt auch euch die Lust der Welt! Hütet euch, daß die heutige in vieler Hinsicht so unziemliche Mode nicht die zarten Gefühle in euch ertöte, und daß ihr gar noch zu einer Gefahr für andere werdet! Immer wieder habe ich das Bild dieser armen, durch den Lichtschein angezogenen und geblendeten Schmetterlinge vor mir, wie sie in einem Augenblick von der mörderischen Flamme verzehrt werden.

Wieder neigt sich ein Gnadenjahr seinem Ende zu. Wieder ist die „wohlangenehme“ Zeit um 365 Tage abgekürzt. Wer von den Lesern dieser Zeilen hat sie unbenutzt verstreichen lassen? O rettet euch, solange noch Zeit ist! Jesus ruft euch. Er bietet euch das wahre Glück an, und nach Glück sehnt sich ja doch jedes Menschenherz. Drei Stücke wahren Glücks möchte ich hier nennen. Es ist der Besitz eines von der Last der Sünde befreiten Gewissens, dann das selige Bewußtsein, schon in dieser Zeit in der Gunst Gottes zu stehen, und schließlich die Erwartung des Sohnes Gottes aus den Himmeln, des Jesus, „der uns errettet von dem kommenden Zorn“. (1. Thess. 1, 10.) Dieses Glück ergreift! Fliehet, o fliehet die böse Welt, damit ihr nicht von den Flammen des Zornes Gottes verschlungen werdet!

„Wer von uns kann weilen bei verzehrendem Feuer? wer von uns kann weilen bei ewigen Glutten?“ (Jes. 33, 14.)

„Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärte eure Herzen nicht!“ (Hebr. 3, 15.)

Mächtig, zu erretten

„**W**illst du heute abend wieder ausgehen, Helene?“

Die Sprecherin, eine alte, gebrechliche Frau, saß müde und traurig in ihrem unbequemen, alten Rollstuhl und richtete fragend ihren Blick auf die Tochter, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten.

„Nicht wahr, Helene, du bleibst heute abend zu Hause?“ klang es noch einmal bittend.

Wieder keine Antwort. Das Gesicht der alten Frau wurde noch trauriger. Sie wußte, daß Helenens Ausgehen eine weitere Nacht liederlicher Ergötzung an Stätten sündiger Vergnügungen bedeutete, während sie selbst all die Zeit unverjorgt, müde und hungrig dafitzen mußte, wenn nicht zufällig eine freundliche Nachbarin kam, um nach ihr zu sehen.

„Ich bin so müde, Helene“, klagte die alte Frau. „Willst du mich denn nicht wenigstens zu Bett bringen, bevor du gehst?“

„Nein, dazu habe ich jetzt keine Zeit mehr. Grete ist sicher schon wieder fort, wenn ich komme. Ich bin früh genug zurück, um dich zu Bett bringen zu können.“

„Das hast du auch gestern gesagt und bist doch nicht gekommen, sodaß ich die ganze Nacht aufsitzen mußte. Bringe mich doch eben zu Bett, mein Rücken schmerzt mich so.“

„Ach, laß mich in Ruh'! Ich sage dir, ich habe keine Zeit mehr.“

Damit griff die hartherzige Tochter nach ihrem

aufgeputzten Hut, setzte ihn sorgfältig auf und eilte dann rasch davon. Die arme, alte Mutter barg ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte laut.

„O Gott, mein Vater!“ rief sie, „wie lange noch, wie lange? Hab Erbarmen, Herr, und rette meine Tochter! O Herr, gib mir meine Helene wieder, mein unschuldiges, kleines Mädchen!“

Die flehentlichen Worte erreichten Gottes Vaterherz, und sie — erreichten auch das Herz der Tochter. Helene, die etwas vergessen hatte und zurückgekehrt war, hatte die Worte gehört, und sie waren wie ein feuriger Pfeil in ihr Herz gedrungen. Zwar wandte sie sich schnell ab — die Mutter sollte nicht wissen, daß sie zurückgekommen war — aber die Worte klangen ihr in den Ohren nach, und ihre Augen füllten sich unwillkürlich mit Tränen. Doch war die Regung nicht von langer Dauer.

„Dummes Zeug!“ murrte sie, die Tränen ärgerlich abwischend. „Wenn ich mich nicht beeile, treffe ich Grete nicht mehr zu Hause.“

Sie eilte die Straße hinunter. Als sie aber an das Haus der „Freundin“ kam, war diese schon fort. Einen Augenblick war Helene unentschlossen. Wieder hörte sie das Gebet der Mutter, sah den rührenden Blick in den müden, alten Augen, und ein weiches Gefühl stieg in ihrem Herzen auf.

„Ich hätte sie doch eben zu Bett bringen sollen“, sagte sie zu sich. „Hätte ich es doch getan! Ich will gehen und es jetzt noch tun.“

Während sie langsam heimwärts schritt, wanderten ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück, in die Zeit, da sie noch ihrer Mutter „unschuldiges, kleines Mädchen“ war. Ja, damals war sie ein glück-

liches Kind gewesen. Dann war der Vater gestorben, und die Mutter hatte den Unfall erlitten, der sie so hilflos gemacht, und sie waren in die große, böse Stadt gezogen. Gut genug erinnerte sie sich ihres ersten Schrittes auf der Sündenbahn. Wie schnell war es dann weiter bergab gegangen! Satan hatte sie von Stufe zu Stufe tiefer in die Sünde geführt, bis — ach, von dem „unschuldigen, kleinen Mädchen“ keine Spur mehr zu finden war.

„Doch was für einen Zweck hat es, darüber weiter nachzudenken?“ sagte sie plötzlich laut zu sich selbst. „Ich muß auf diesem Wege weiter vorangehen. Ein Zurück gibt es nicht. Und — zur Mutter gehe ich jetzt auch nicht.“

Mit einem Ruck, als fürchte sie, aufs neue in ihrem Entschluß wankend zu werden, wandte sie sich um, eilte rasch die Straße zurück und betrat eine kleine, niedrige Wirtsstube. Außer dem Besitzer der Spelunke war nur ein angetrunkener Mann anwesend, der rauchend in einer Ecke saß. Er erhob sich, als er die Eintretende erkannte.

„Nett, daß du kommst, Helene“, begrüßte er sie. „Komm, trink ein Glas Bier mit mir! He! Franz, zwei Bier!“

Helene nahm das Glas und leerte es in einem Zuge.

„Grete nicht gesehen?“ fragte sie.

„Die war eben noch hier“, erwiderte der Mann. „Sie wollte zur Netter-Mission, um ein neues Liedchen zu lernen.“

Er lachte häßlich.

„So! Dann will ich sehen, ob ich sie finde“, sagte Helene. „Wir werden bald wieder hier sein.“

Als sie zu dem ihr gut bekannten Saal kam, war der Gesang bereits vorüber. Trotzdem entschloß sie sich, für einen Augenblick hineinzugehen und nach Grete Umschau zu halten. Leise trat sie ein und setzte sich auf einen Platz ganz hinten in der letzten Reihe. Der Prediger las gerade den Text:

„Und das Gefäß, das er aus dem Ton machte, mißriet in der Hand des Töpfers; und er machte wiederum ein anderes Gefäß daraus.“ (Jer. 18, 4.)

In einer ernstesten Rede wandte der Sprecher diese Schriftstelle auf die Menschen an, die Gott, der Töpfer, zu Gefäßen der Ehre für sich selbst bestimmt habe, die aber durch den Betrug der Sünde verdorben worden seien.

„Satans Bestreben geht dahin“, sagte er unter anderem, „den Ton zu verderben, und welcher guten Erfolg er hat, das beweist das Sündenleben von Männern und Frauen rings um uns her, auf deren Angesichtern geradezu das Bild Satans gezeichnet ist. Aber, ihr in Ketten der Sünde Gebundenen, hört es: Der göttliche Töpfer ist fähig, aus dem besudelten, verderbten, zerbrochenen Ton ein anderes Gefäß zu machen, heilig und rein. Und Er wünscht, dies zu tun. Wollt ihr euch nicht, gefallen und sündig wie ihr seid, Ihm übergeben, damit Er euch reinwasche und erneuere?“

Helene, die nur für einen Augenblick in den Saal hatte treten wollen, war sitzen geblieben. Alles, was der Sprecher sagte, paßte so ganz für sie. Sie mußte bleiben. Aufmerksam lauschend, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, um die Tränen zu verbergen, die unaufhaltsam über ihre Backen liefen, saß sie regungslos da. Wie verdorben war ihr Leben, wie

sündig und unrein sie selbst! Sollte es wirklich wahr sein, daß Gott ein solch beflecktes Leben reinigen konnte und wollte?

Da wurde ein Lied gesungen, und die Versammlung war zu Ende. Freundlich lud der Prediger alle ein, die ihres Sündenlebens müde seien und Befreiung aus dem Joch wünschten, das sie knechtete, noch ein wenig zurückzubleiben. Auch Helene folgte der Einladung. Diese Stunde hatte ihr erschreckend klar gemacht, welch einem entsetzlichen Schicksal sie entgegenging, aber zugleich hatte sie die Hoffnung in ihr geweckt, es möchte vielleicht doch noch ein Zurück für sie geben. Von Herzensgrund begehrte sie, ein Gefäß zur Ehre zu werden! Wenn Jesus sie erneuern, sie rein und sauber machen konnte, o dann wollte sie zu Ihm eilen und Sein Erbarmen anrufen.

Als das Mädchen an diesem Abend nach Hause kam, erfüllte eine nie gekannte Freude ihr Herz. Helene war eine andere geworden. Der Heiland, der reich ist an Erbarmen, hatte sie angenommen. Sie wußte, daß Er auch ihre Schuld getragen und gesühnt hatte.

Vor der Tür der Wohnung blieb sie einen Augenblick stehen und sah vorsichtig ins Zimmer. Die Mutter saß zusammengekauert in ihrem Stuhl. Ihr Kopf war nach vorn gefallen. Sie schlief. Helene ging auf sie zu und legte den Arm um ihren Hals.

„Bist du es, Helene?“ fragte die alte Frau.

„Ja, Mutter“, erwiderte Helene und küßte sie unter Tränen wieder und wieder. „Deine Helene ist zu dir zurückgekommen, Mutter, — die frühere Helene, aber jetzt ganz neu und rein gemacht. Das teure Blut, das von aller Sünde reinigt, hat auch

mich rein gewaschen. Ich war heute abend in der Retter-Mission. — O Mutter, kannst du mir vergeben, was ich an dir gesündigt habe?“

„Ja, meine Tochter“, rief die Mutter frohlockend aus. „Ich vergebe dir. O Gott, wie danke ich Dir für Deine Güte!“

Tage stillen Glücks folgten. Helene war in der Tat eine andere geworden. Eifrig bemühte sie sich, der Mutter von jetzt ab das Leben behaglich zu machen. Ein weicher Sessel trat bald an die Stelle des harten Rollstuhles. Mit der Zeit wurde es ihr auch möglich, der Mutter einen bequemen Fahrstuhl anzuschaffen. Seitdem konnte man an schönen Abenden Mutter und Tochter häufig auf dem Wege zu dem Saale finden, wo Helene sich dem göttlichen Löpfer übergeben hatte, um ein dem Hausherrn nützlich Gefäß zu werden.

Kehr heim!

Kehr heim! Es gilt bekennen
Die ganze schwere Schuld.
Dann erst kannst dein du nennen
Des großen Gottes Huld.

Drum eil' in Gottes Arme,
Komm her an Gottes Herz,
Daß Er sich dein erbarme
Und heile Schuld und Schmerz!

Laß ab vom eignen Ringen,
Gib auf die eigne Kraft!
Du hast ja nichts zu bringen,
Gott ist's, der alles schafft.

Bleib nicht dem Feind zur Beute,
Der dich mit Lügen fing.
Kehr heim! Empfang noch heute
Des Vaters Ruß und Ring!